10 366

Erlebnisse auf Reisen

Dieser Sammelband, in welchem Erscheinungen der Weltgeist-Bücher Verlags-Gesellschaft vereinigt sind, wird nur an die Mitglieder des Volksverbandes der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., abgegeben.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Erlebnisse auf Reisen

Eine Sammlung gedankenreicher Erzählungen und Aufzeichnungen

Joseph Viktor von Scheffel · Reisebilder
Anton Fendrich · Allerhand Volk
Pierre Loti · Reiseskizzen und Novellen
Kurt von Schlözer · Briefe aus Mexiko
Hans von Kahlenberg · Die andere Welt

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5167740

Weltgeist-Bücher
Verlags-Gesellschaft m. b. H.
Berlin

Reisebilder

von

Joseph Viktor von Scheffel

*

Weltgeist-Bücher
Verlags-Gesellschaft m. b. H.
Berlin

Pol. Tow. Geograficzne w W-wie
BIBLIOTEKA CENTRALNA
10366

NH-68150 N-4789252/TMK

(1851)

Die Abendglocken waren verklungen, und das leise Glührot, das von den fern aufsteigenden Spitzen der Rhätikonkette ins Tavetscher Tal grüßend herübergeleuchtet hatte, war in das Nebelgrau der Dämmerung übergegangen, als wir von den Höhen von Chiamut und Rüäras herab im alten Dissentis einzogen. Wer über die gefährlichen Pässe der Oberalp herübergeklommen ist ins Bündner Land, der denkt des Abends, nicht minder als an rauhe Schönheit zurückgelegter Gebirgspfade, auch an sichere Herberge zur Pflege der müden Knochen. Diese findet er aber zu Dissentis am Fuß der weitaufsteigenden Klostermauern in hinreichender Fülle.

Bei würzigem Valtelliner Wein, in dessen Unvermeidlichkeit in diesem Gebirgsstrich sich der Wanderer gerne fügt, und bei zartem Gemsenbraten, der ersten Beute der am 1. September eröffneten Jagd, verschwinden die kniezerbrechenden Erinnerungen, und bei der Wärme des primitiv geformten Ofens läßt sich, wie am heimischen Winterabend, von alten Geschichten plaudern.

Dissentis selbst und der bis jetzt durchwanderte Teil des Oberlandes geben hinreichenden Stoff hierzu.

Leider haben die Kämpfe der französischen Revolutionszeiten hier die urkundlichen Quellen alter Klostergeschichte vernichtet.

Als 1799 der Bündner Landsturm gegen die Franzosen auszog und die unberufenen Gäste aus dem ganzen Vorder-Rheintal bis gegen Chur hinab gejagt hatte, wurden zu Dissentis gefangene Soldaten von den Landstürmern niedergemacht. Noch zeigt man die enge Gasse.

Des zur Sühne zog Lecourbe wieder herauf und ließ Dorf

und Kloster in Asche legen. Dabei ist auch alles, was die Bibliothek an alten Handschriften besaß, zugrunde gegangen.

Aus den unvernichtbaren Urkunden der Geschichte — Orts- und Leutenamen — läßt sich aber noch mancherlei entziffern.

Daß in diesen hinteren Gründen des Rheintals bis in die Anfänge christlicher Zeit Wildnis und Wüstenei gewesen, in die nur der keltische Urbewohner jagend oder viehhütend vordrang, zeugt der Name des Klosters — Disertina — Einöde, sowie die Namen der talab gelegenen Dörfer Sumvix und Surrhen (summus vicus und summum Rheni), deren Häuser einst die letzten Vorposten der Talbewohner waren, bis der unvergleichlich sichere Blick der ersten Diener der Kirche diese Wildnis auswählte, um von hier aus dem Kreuze und christlicher Kultur auch die Quellen des Vorderrheins und die wilden Seitentäler am Fuß der Cornera und der Medelser Hörner dienstbar zu machen.

Manche Ansiedelung hier ging von den Mönchen zu Disentis aus, und die Kolonen waren des Klosters untergebene Leute. So heißt heutigestags noch der Landammann dieser Dörfer im Oberländer Romansch: Mistral (Ministerialis). Der Urbewohner aber, der schon vor der christlichen Einwanderung Bergen und Tälern hier den Namen gab, war sicherlich keltischen Stammes. Wer an dem Aufbau altkeltischer Geschichten, dessen Aktien neuerdings seit Mone, Keferstein, Brosi usw. merklich in die Höhe gestiegen sind, mitarbeitet, der möge diese Namen einer näheren Prüfung unterziehen. Die zackigen Kuppen des Sixmadaun und Badüs, das Horn, in dem der Gletscher von Medels liegt, der Bernatsch, das von grünem Grasboden benamsete Tal Tavetsch, die Orte Sedrun und Rüäras usw. haben weder germanische noch romanische Taufpaten gehabt.

Auch der heutige Graubündner Oberländer ist noch großenteils mit keltischen Familiennamen behaftet. Der Kelte nannte seine Geschlechter nach dem Haus, das sie bewohnten, daher die vielen mit Ca (Haus) anfangenden Eigennamen; so heißen die, welche zum Haus des Vornehmsten,

des Herrn, gehören, Caflisch (flisch belgokeltisch = Herr); die, deren Hütte im Moorboden (risch) stand, die Carisch (daher auch der emsige Forscher Professor Carisch zu Chur schon vermöge seiner Abstammung zu den Graubündner Sprachstudien berufen ist, deren Resultate er in seinen romanischen Wörterbüchern und Grammatik niedergelegt hat) — ähnlichen Wortbildungen haben die Caduisch, Camenisch, Carim ihre Namen zu danken, und in späteren Zeiten, als schon romanische Vornamen ins Tal gekommen waren, wurden die, so im Haus des Jakobus oder Albertus ihren Unterschlupf hatten, in altkeltischer Analogie die Cajakob und Cadelbert geheißen.

Diejenigen, die in keltische Studien so innig verliebt sind, daß sie antike und moderne Welt vor den Verdiensten des keltischen Urvolks um „Lebens- und Staatsweisheit" in vollständigen Hintergrund setzen, überlassen wir den Nachweis, daß auch die einfache Dorfschafts- und Gemeindeverfassung, die sich in den verschiedenen Graubündner Föderationen zu einem so eigentümlich gelungenen politischen Ganzen zusammenbildete, in dem keltischen Blute der Ahnen der heutigen Cajakob und Caflisch ihren Ursprung hat, da ja das Streben nach „gesetzlicher Freiheit und Volksherrlichkeit, geordnetem Gemeindewesen und Eigentumsrecht" — wie uns Brosi in seinen „Kelten und Alt-Helvetiern", Solothurn 1851, sattsam belehrt — der Grundzug keltischen Wesens sein soll.

Unten im Wirtszimmer saß der junge Führer von Rüäras, ein schmucker, schwarzgelockter Bursche, der Kelten und alte Mönchsgeschichten ruhig dem Totenschlaf überließ und ganz andere Dinge aushecte, wenigstens sang er mit einem Gefährten ein feines Liedchen im Tavetscher Romanisch von einer „zarten, schönen und rosenfarbigen" Maid (una zarta, bialla cotschna), bei der ein kecker Bursche zu „Kilt" gehen will, aber mit derselben schnöden Antwort abgewiesen wird wie der deutsche Buhle in jenem Volkslied:

„Geh du nur immer hin, wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul an einen dürren Ast."

— und Wechselsang tönte neckisch in die gelehrte Unterhaltung herüber, als wolle er allen sprachlichen und geschichtlichen Studien zum Rückzug blasen.

Nach festem Schlummer, wie er einem, der über die Oberalp gestiegen ist, ziemt, und ohne Traum von Bestien der Wildnis oder den Geistern der keltischen Talbewohner, wurde des andern Tags eine Umschau in Kloster und Kirche gehalten.

Im Kloster, wo zur Zeit nur zehn Benediktinerpatres versammelt sind, waren überall noch die Spuren des Brandes ersichtlich, der vor wenig Jahren dasselbe wiederum heimgesucht hatte. In Zellen und Refektorium war emsiges Arbeiten von Schreinern und Zimmerleuten; auch waren Sachkundige beschäftigt, die Zellen mit den eigentümlich alttraditionellen Öfen zu versehen, die wohl, außer im Graubündner Oberland, nirgends vorkommen.

Auf kurzen Steinfüßen werden gewaltige granitähnliche Platten zu einem länglichen Würfel zusammengefügt und mit einer mächtigen Oberplatte gedeckt, so daß der Ofen einem antiken Sarkophag gleicht, und wenn etwa an den Seitenwänden noch einige Reliefs von fabelhaften Tiergestalten angebracht wären, wie sie über Tor und Fenstern an den Engadiner Häusern so grotesk sich finden, so läge dem Antiquarius die Versuchung nahe, altrhätische oder etruskische Reminiszenzen aufzufrischen und den Übergang vom Sarg des Lucumonen in den Oberländer Ofen der Gegenwart nachzuweisen.

Die nicht alte Klosterkirche, vom letzten Brand zwar nicht versehrt, hat an Architektur oder Denkmälern nichts Bedeutendes.

Grauer Wolkenschleier hing von allen Bergkuppen ins Tal herab, als wir, dem jugendlich brausenden Vorderrhein entlang, den Weg gen Ilanz und Reichenau antraten, und die guten Freunde vom Abend zuvor, der vielgezackte Sixmadaun und der hochaufstrebende Crispalt im Rücken, sowie die ferne Rhätikonkette geruhten unsichtbar zu sein.

Der Weg bis Trons ist von wilder Schönheit im einzelnen. Chaotisch übereinander gehäufte Felsstücke erinnern daran, daß auch die Höhen der Gebirge alt werden, verwittern und talabwärts stürzen; über malerischen Steintrümmern, die oft bis in den Rhein hereingehen, wächst die Tanne und das feinstgeformte Nadelholz, die Lärche; einfache Brückenstege führen über die Bergwässer, die aus allen Ritzen und Spalten herab dem jungen Rhein neuen Zuwachs bringen; eine Reihe von Studien für den Landschaftsmaler, die er an den gewöhnlichen Malerplätzen in Tirol und dem bayerischen Hochland so gewaltig nicht vorfindet. Am Fuß des Medelser Gebirgsstockes, auf rechtem Rheinufer, braust aus der Schlucht Conflons hervor ein stärkeres Gebirgswasser, mit Unrecht als „Mittelrhein" den beiden anderen Rheinanfängen gleichgestellt. An dessen Pfaden zog einst fränkische Heeresmacht unter Pipin ins Leventinertal und nach Welschland hinüber.

An vielen Punkten des Weges ist die Vegetation von massigem Steingeröll und Gefelse überschüttet; gegen solche Erd- und Lawinenstürze schafft sich der Talbewohner durch Brustwehren und Mauerwerke nur spärlichen Schutz und wird selbst oftmals ein Opfer des Bergfalls.

Über Compadiels, wo im spitzbogigen alten Kirchlein mannigfache Votivtafeln zum Dank für glückliche Errettung aus Todesgefahr und Lawinen aufgehängt sind, und über Sumvix erreichen wir das Dorf Trons.

Links an der Straße vor dem Dorfe steht eine Kapelle und neben ihr ein ehrwürdiger Zeuge alter Tage, ein verwitterter Ahorn. Mark und inneres Holz sind längst verschwunden, aber in ungeheurem Umfang wurzeln noch die äußern Rindenwände des hohlen Baumriesen in der Erde — Zigeuner haben vormals hierinnen hinreichenden Platz zum Nachtlager gefunden, jetzt hat neuere Pietät ihn mit schützendem Gitter umzogen. Krone und Äste sind abgestorben, aber aus einer Seite ist ein knorriger Sproß herausgewachsen und umlaubt mit frischem Gezweige den greisen Stamm.

Daß wir hier am Grütli der Graubündner stehen, ist an der nahen St.-Anna-Kapelle in Wort und Bild zu lesen.

Deutsches Lehenswesen hat seit karolingischen Zeiten auch in den wilden Tälern des rhätischen Oberlandes Wurzel gefaßt. Als kaiserliche Grafen und Lehensträger des Bischofs von Chur herrschten neben dem Abt von Disentis deutsche Herren von ihren Burgen aus über das romanische Land.

Sämtliche Trümmer der gebrochenen Burgen tragen deutsche Namen: Saxenstein, Rinkenberg, Pultlingen usw. Im Tal des Vorderrheins aber und auf den Höhen der Gebirge saß in kleinen Dörfern oder abgelegenen Sennhütten das rhätisch-romanische Landvolk. Schwerer Druck der Herrschaft drang zu den wenigsten durch.

Seit gotischen oder fränkischen Tagen waren hier ein einfaches Gemeinwesen und Verbindungen einzelner Gemeinden emporgewachsen. Jedes Dorf schuf sich seine Satzung selbst, die der Dorfmeister vollzog; einzelne Ortschaften, durch den kirchlichen Verband zur Pfarrgemeinde geeinigt, setzten sich einen Ammann, der mit Geschworenen die kleinen Händel schlichtete; zum Austrag größerer Streitigkeiten, Aburteilung der Verbrechen und Beförderung allgemeinen Friedens einigten sich mehrere Gemeinden zu einem Hochgericht — eine Föderation, die kein Resultat künstlich abstrakten Systems, sondern unmittelbar aus dem Wesen und den Bedürfnissen solchen Gebirgslebens herausgewachsen war.

Zur Zeit, als jenseits der Bündner Alpen in Schwyz, Uri und Unterwalden die Landvögte grausam herrschten, lieferten auch die Herren in Rhätien Musterstücke von Plackung des Landmanns. Ob etwa germanische Melancholie gegenüber den Wildnissen der Bergschluchten und einem in anderer Zunge redenden Landvolk, genährt vom fremd duftenden welschen Wein, den deutschen Herren Spleen und abnorme Gelüste verursachte — das hat leider noch kein Romantiker zur Ehrenrettung derselben dargetan.

Der Kastellan der Bärenburg bei Andeer, der des Mittags seinen Bauern in die Suppe spuckte, der Landvogt von

Guardavall im Engadin, der die Tochter Adams von Camogask entehren wollte, Donat von Satz und andere Biedermänner aus den Bündner Alpen finden hoffentlich ebensogut noch ihren Dichter, welcher ihr „ungeeignetes Benehmen" in einem ungeheuren Seelenschmerz derselben mit gleichem Pathos tragisch begründet, wie weiland Herr Golo für seine Aufführung gegen Genovefa, die fromme Herzogin in Brabant, an Hebbel seinen Apologeten gefunden hat.

Der rhätische Landmann aber, der zwar im Schreck des Bergsturzes und im Wintersturm auf den Alpenhöhen seinen wahren Herrn und Meister verehren lernte, aber auch in seinem mühsam der Bergwildnis abgerungenen Leben sich zu rauhem und trotzigem Selbstgefühl zusammenfaßte, hatte weder Resignation noch Romantik genug, um an den Roheiten seiner Kastellane Geschmack zu finden. Wie Tell in der hohlen Gasse bei Küßnacht, also erschlugen auch im Engadin und Schamser Tal die Bauern ihre Zwingherren, Guardavall, Fardün und Realt wurden gebrochen, und der Vogt der Bärenburg mußte die Suppe selbst aufzehren, die er dem Jan Caldar gewürzt hatte.

Hier im Oberland aber verfuhr der Landmann loyaler. Als Streit zwischen den Herren ihn gefährdete, als der Bischof von Chur gegen die Stadt sich um österreichische Hilfe bewarb, da stiegen die Männer von den Gebirgen des Vorderrheins hernieder zum Wald von Trons, und unter dem alten Ahorn wurde der Bund zur Aufrechterhaltung gemeiner Freiheit beredet. Ihren Herren aber entschickten sie — schlicht und gemäßigt — Abgeordnete, die sie, wie die Chronik sagt, „freundlich erinnern sollten, Ungerechtigkeit, Gewalt und schändliche Ausgelassenheit aus den Grenzen ihrer Herrschaft zu verbannen, mit dem Bedeuten, dafern sie nicht gutwillig Richter zu Handhabung und Beschützung der Gerechtigkeit setzen wollten, so werde das gemeine Volk die zügellose Bosheit nicht länger ertragen, welches doch sonst bereit wäre, ihnen in allen ehrbaren und billigen Dingen zu gehorchen". Leider war eine Graubündner Kreuzzeitung nicht vorhanden, welche zu energischem Einschreiten gegen sotane An-

maßung raten konnte — die Herren willigten zum Bund ein; ob in wirklich girondistischem Anflug oder mit einem Seitenblick auf den Hintergrund der Sturmpetition, das verschweigen die Chronisten.

Also kamen im März 1424 der Abt von Disentis, die Grafen von Werdenberg und Sax, die Freiherren Brun von Rhäzüns zum Ahorn von Trons angeritten und schwuren den Dorfmeistern und Ammännern der Hochgerichte Schutz, Schirm, Entsagung des Faustrechts, Abwehr der Gewalt und getreue Eidsgenossenschaft, „solange Grund und Grat stehen", in die Hände Herrn Peters von Pultlingen, Abt von Disentis, und was sie schwuren, haben sie redlich gehalten.

Das war der obere oder graue Bund — la lia grischa — umfassend das Rheintal bis Reichenau, mit den Seitentälern von Medels, Lugnetz und Savien, bis hinab, wo aus den Gletschern des Rheinwalds der Hinterrhein entströmt und das Misoxer Tal sich gen Welschland hinstreckt. Und der gedieh in starker Mannhaftigkeit und hatte guten Klang ringsum — ein Vorbild für die späteren Unionen des Gotteshausbundes und des Bundes der zehn Gerichte im Prättigau und Davos.

Des zum Gedächtnis trägt die Kapelle neben dem Ahorn an beiden Seiten des Eingangs zwei Freskobilder: die Stiftung des Bundes und die letzte Wiederholung des Schwures im Jahre 1778, wo freilich die Epigonen in Perücken und dem geschniegelten Rokokoanzug einen leibhaftigen Kommentar zum alten Reimspruch geben, der in kerniger Weise die Entstehung des Bundes preist und am Ende sagt:

Von diesem Freiheitsbund
Sind wir in wahrem Gnuß;
— Wie's sonst noch mit uns steht,
Mach' jeder selbst den Schluß.

Daß die von einem Meister Kühlental renovierten Bilder einen Sachkenner weniger an moderne Historienmalerei als an die Art, wie man, den „Fliegenden Blättern" zufolge, in

Breslau Wandmalerei treiben soll, erinnern, darf hier nicht gerügt werden, da auch die Kunst einige tausend Fuß über der Meeresfläche dem Schicksal der italischen Einwanderer in den Alpen unterliegt: durch die Gegend selbst verwildert werden. („Quos loca ipsa efferarunt." Liv.)

Der Bund von Trons ist, wie die andern Bünde, seither zu Ende gegangen, aber noch steht „wie Grund und Grat der Alpen" der alte Ahorn, vom Landvolk ringsum in abergläubischer Verehrung gehalten, und wenn die Oberländer Schützen talab nach Chur oder ins eidgenössische Lager von Thun ziehen, unterläßt keiner, sich einen grünen Zweig davon aufs Käppi zu stecken.

Wenn der alte Strunk seinen neuen Sproß als Symbol für das neue bündnerische und helvetische Staatswesen frisch hat aufgrünen lassen, so wird er, der seit den Tagen der Freiherren von Rhäzüns und Sax sich im stillen manche Erfahrung gesammelt haben mag, wohl wissen, warum er's getan hat, und es soll nichts dagegen eingewendet werden, wiewohl es im allgemeinen für durchaus unpassend erklärt werden müßte, wenn sich auch die Bäume Demonstrationen erlaubten.

Inzwischen hatte der Himmel seine Schleusen geöffnet und schüttete so intensiv, daß beim homerischen Ziegenbraten im Wirtshaus der Entschluß reif wurde, den Weg zu Wagen fortzusetzen, wiewohl erst in Ilanz eine sogenannte Poststraße beginnt. Daß auch Fuhrwesen und Rosselenker in diesen keltischen Talgründen sich eines primitiven Zustandes erfreuen, sollte uns bald klar werden.

Ein zwischen Wagen und Karren die glückliche Mitte haltendes offenes Fahrzeug war bald herbeigeschafft — in Form und Konstruktion wohl wenig von jener Esseda unterschieden, auf der in der Schlacht von Sentinum, nach Livius, dereinstmals die keltischen Gallier „unter Schnauben der Rosse und Getöse der Räder" zum Schreck der Römer mitten ins Reitergefecht hereingefahren kamen.

An einfacher Deichsel wurde ein Klepper angeschirrt; die Stelle des Leitseils vertrat ein aus roher Ochsenhaut zuge-

schnittener Lederriemen. Dieser aber ruhte in den Händen des würdigsten aller Wagenlenker — Joseph Antony hieß der Biedere.

Eine schützende wollene Zipfelkappe umschloß sein Haupt, darüber saß der eigentümliche, spitz gegipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis ans Knie, grobe, blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohlen bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaistisch geformt war aber Joseph Antonys Frack: spitz ausgeschnitten und mit langen, ausgebuchteten Flügeln versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Es ward uns vollständig klar, daß in diesem Frack noch ein Stück Urgeschichte verborgen lag: es war dies sicherlich jenes „eigentümlich verlängerte Kamisol der keltischen Handkärrner", die Carikella, die schon dem römischen Imperator dereinst, ob seiner Vorliebe dafür, den Spottnamen Caracalla eintrug.

Das Institut der Peitsche war bis hierher nicht vorgedrungen; Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Rößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vordersitz des Wagens. „Alto! alto! hé bougre!" rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu, und im beruhigenden Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja ins Engadin eingefahren, begannen wir die Fahrt. Kein Zwischenfall konnte den Alten außer Fassung bringen, höchstens machte er in den Lauten des Oberländer Romansch, der „Schalauer" Sprache, wie sie in andern romanischen Tälern spottweis genannt wird, seinen Gefühlen Luft. „Schliatt' aura, Schliatt' aura" (schlecht Wetter), sprach er kopfschüttelnd, wenn Regengüsse der Dachtraufe des Hutes entströmten; und wenn der Gaul stillzustehen drohte, brummte er etwas von einem „liderlich cavaigl" — „liderlich Kerli", woraus wir mit Befriedigung entnahmen, daß die Fülle der Schimpfwörter im Romansch auch der deutschen Sprache wesentliche Bereicherungen verdankt. Soll ich weiter erzählen

von der holprigen Fahrt über Stock und Stein und von jener eigentümlichen Stimmung, die sich bei völliger Durchnässung und halbzerbrochenen Knien so harmonisch ausbildet? Infandum regina jubes. An Tavanasa, an der auf der Höhe des Berges stehenden, mitten im Romanischen deutsch redenden Gemeinde Waltersberg, an der Mündung des schauerlichen Panixerpasses, auf dem einst Suwarow seine Russen das Bergsteigen lehrte, vorüber führte der Pfad in die „erste Stadt am Rhein", nach Ilanz, allwo der Wirt zum Kreuz mit dem vollen Selbstgefühl eines Posthalters auf unser Fuhrwerk herabschaute.

Warmer Valtelliner und eine riesige Lachsforelle im dortigen Gasthof versöhnten mit den Mühen der Fahrt, und mit geschichtlicher Hochachtung wurde auf das Wohl unsers Fuhrmanns ein Glas geleert. Wenn die Welt draußen schon mit Eisenbahnen vollständig umsponnen ist, dann kommt vielleicht die Zeit, wo von Ilanz nach Trons und der Oberalp hin eine Poststraße angelegt wird, und Wanderer nach uns schauen dort den letzten Postillon mit denselben Gefühlen an wie wir den alten Antony. Wenn aber auch die Eisenbahnen anderwärts schon zu den Altertümern gerechnet werden und in Luftballonen ein neues Reisen im Gange ist, dann dringt vielleicht auch der Schienenweg noch bis in die letzten Winkel des Rheintales, und der Urenkel Joseph Antonys ruft der Lokomotive etwa als Heizer sein Alto! hé bougre! so intensiv zu als sein Ahn heute unserm Rößlein. Solche Perspektive in die Wechselgänge der Weltgeschichte suchten wir dem biedern Antony zu eröffnen; er aber schüttelte sein greises Haupt träumerisch und ging nach dem Stall.

Den grauen Mauern und Türmen von Ilanz schenkten wir keine Aufmerksamkeit. Einen Blick in die Einfachheit der Formen, in welchen heutigestags die Demokratie im Bündner Oberland gehandhabt wird, gewährte das Fremdenbuch des Gasthofs. Zwischen den dünn gesäten Namen der Reisenden erscheint hier und da ein Eintrag des Inhalts, daß sich aus den Hochgerichten des grauen Bundes die Abgeordneten dahier eingefunden und die auf zwei oder drei Jahre verfas-

sungsmäßig bestimmte Wahl der Funktionäre am Bezirksgericht, der Geschworenen usw. vorgenommen hätten. Sodann ist das Resultat der Wahl, die Zahl der für die Gewählten abgegebenen Stimmen und Namen der Gewählten verzeichnet und der Akt abgeschlossen; das Fremdenbuch ist somit zugleich öffentliche Urkunde und Wahlprotokoll.

Der Fahrweg zieht vom linken Ufer des Vorderrheins bei Ilanz seitwärts dem Gebirge zu, in gewaltigen Windungen berganſteigend. An zwei hellen kleinen Seen liegt das Dorf Lax mit altertümlichen Herrenhäusern. Daß der Adel, der sich hierlands erhielt, in spätern Zeiten der schwäbischen Ritterschaft zugeteilt war, zeigt eine Wappenschrift am Hause weiland Herrn Johann de Corays von und zum Seblen von 1617, der sich als „Kavalier des Heiligen Römischen Reichs und der Ritterschaft des Viertels am Neckar, Schwarzwald und der Ortenaw" kundgibt.

Bei Flims hat sich ein vom Tschingelshorn herabkommender Bach sein Bett durch eine wilde Bergschlucht gewühlt und braust, tief unter der Straße, dem in engem Tal fließenden Vorderrhein entgegen.

Noch eine Wendung — an den alten Mühlen von Trins vorüber — und auf steilem Felsgrat steigen die Trümmer der Feste Hohentrins auf, einst als Anhalt und Schutz für lombardische Heereszüge vom Franken Pipin erbaut.

Das Dorf schmiegt sich terrassenförmig an den Berg, und tief unten öffnet sich das Tal, durch welches der Hinterrhein vom Splügen herkommt, um sich bei Reichenau dem vordern zu einen. Eine prachtvollere Umschau als von hier hat Graubünden nicht.

Rückwärts ragen die hohen Hörner glarnerischer und Oberländer Alpen über das vordere Rheintal, das sich hier mächtig ausweitet; in der Tiefe vor uns glänzen die hellen Dächer von Reichenau, nordöstlich schaut Chur aus dem Seitental der Plessur herüber, überragt vom fernen Scesa Plana, üppige Felder und Waldungen ziehen sich in dem von beiden Rheinarmen gebildeten Delta an die weißgrauen Nagelfluhhöhen hinüber, von denen herab sich die Mauern des alten

Schlosses Rhäzüns (Rhætia ima) im Hinterrhein spiegeln, und über Rhäzüns hinüber streift der Blick in das burgenreiche Tal Domleschg, das sich gen Thusis hin zusammenzieht bis an die durch zusammengepreßte Felswände weiter zum Splügen führenden Schluchten der Via mala. Die wilden Berghöhen ringsum, die reiche Vegetation an den Ufern der beiden Rheine, wo jetzt neben düstern Arvenstämmen Kastanie und Nußbaum gedeihen, Dörfer und Schlösser in der Ferne und als Vordergrund das gewaltige Hohentrims — alles wirkt hier zu einem Landschaftsbild zusammen, des farbenkundigsten Meisters ein würdiger Stoff.

Steil ab über Tamins fällt die Straße nach Reichenau herunter. Im schönen Garten des Schlosses der Herren von Planta Reichenau läßt sich die Einigung von Vorder- und Hinterrhein, die beide hier von alten Holzbrücken überbaut sind, nochmals überschauen.

Die Geschichten von Ludwig Philipps erstem Exil dahier, der als Mr. Chabaud 1793 Mathematik lehrte, den auf breiter Heerstraße am calandabedrohten Dorf Felsberg vorüber nach Chur führenden Weg, Chur selbst samt seinem kürzlich entdeckten Mosaikboden überlassen wir anderen Schilderungen, nehmen von Joseph Antony von Trons wehmütig Abschied und brechen weiter auf — engadinwärts.

Von Chur südostwärts steigt die Straße gen Malix hin und führt durch kühle Fichten- und Lärchenwälder bis in das Gebiet des Zehngerichtebundes. Hierzu gehört, am Fuß des Rhätikon und an der Grenze des vorarlbergischen Montafun das Prättigau im Tale der Landquart bis zu deren Mündung in den Rhein, wo in der Herrschaft Maienfeld und Malans der goldgelbe rhätische Rheinwein kompletter (— et quo te carmine dicam, rhaetica vitis?) von der Sonne ausgekocht wird; ferner das Schalfiker Tal an der Plessur und das in die Klüfte des Scaletta und der nach dem Engadin herabfallenden Berghöhen sich einbuchtende Davos.

Die zum Teil auch germanischen Landeinwohner hatten auf gleichen Grundlagen wie die Oberländer sich eine Dorfschafts-, Gemeinde- und Gerichtsverfassung geschaffen, die

sich weiter zum Zehngerichtebund föderierte, einst Herrn Friedrich von Toggenburg untertan, nach dessen Tod in den Wirren des Erbstreites sich schlau von der Herrschaft losmachend (1436). Auf dem Rücken der Berge, die rechts über Malix aufsteigen und sich nach dem Domeleschg herabsenken, stößt das Land der Zehngerichte mit dem des grauen und Gotteshausbundes zusammen — grüne Alpen und Triften, von Ziegen und Rindvieh beweidet, strecken sich bis zur Höhe des beschneiten Felsgipfel hinauf.

Bei Churwalden, wo neben der alten Kirche ein burgartiges Gebäu mit Zinnen und Erker als trefflicher Vordergrund die Landschaft abschließt, streift der Blick zum letzenmal über das Schalfiker Tal hinüber zu den Massen des Rhätikon und der über anderen Schneefeldern und Kuppen sich aufgipfelnden höchsten Spitze, dem Scesa Plana.

Wer in romantischer Pietät Lust hat, mag in der Kirche am Grabmal Freiherrn Donati von Vatz', zubenannt der Grausame, ein Paternoster beten. Ihm war im vierzehnten Jahrhundert ein groß Stück von Graubünden untertan, und noch jetzt leben einzelne Züge von ihm; wie er gefangenen montfortischen Kriegsknechten, die vor nahem Hungertod um Erbarmen riefen, erklärte, „solcher Singvögel Gesang klinge ihm äußerst angenehm", und wie er in physiologischen Studien drei trunkenen Untertanen den Leib aufschneiden ließ, um die Wirkungen des übermäßig genossenen Weines zu ergründen — mit Grauen in der Sage des Volkes, die den anderweitigen Umstand, daß er sonst „gelehrt in geistlichen und weltlichen Rechten war", völlig unberücksichtigt läßt.

Auf bergiger Hochebene liegt das saubere Alpendörfchen Parpan, dem bayerischen Partenkirchen nicht unähnlich.

Über die Heide, in deren torfigem Sumpfboden grünweiße Seen die Spitzen des Gebirges abspiegeln, ist die Höhe des Gebirgskammes, 5000 Fuß, bald erreicht; zugleich auch wieder ausschließlich romanisches Sprachgebiet, dem Dialekt des Oberlandes unähnlich und mehr dem Ladin des Engadins verwandt.

Kurz ehe man nach Lenz hinabsteigt, erschließt sich eine weite Umschau ins Oberhalbsteiner Tal hinab. Links ragen die schneeigen Häupter der Tiefenkastener Alpe empor und die Kette des Piz Err, der sich bis an den Julierpaß und nach dem Quell von St. Moriz im Engadin hin erstreckt; rechts der hohe Suntail, Grenzscheide zwischen Oberhalbsteiner und dem von der Via mala durchschnittenen Schamser Tal; warme volle Abendbeleuchtung lag auf den Spitzen der Gebirge und schnitt die schneeweißen Umrisse klar aus der Himmelsbläue heraus; von der Mitte der Berge an, in die Tiefe des Oberhalbsteiner Tales herab, zog sich ein herbstlicher, durchsichtig dunkler Duft.

Unten im Oberhalbsteiner Tal, das so ziemlich der Mittelpunkt aller räthischen Täler ist, steigt zwischen grünen Wiesen und Höhen der Kirchturm von Vazerol auf. Hierher zogen im Jahre 1741 die Boten der Gemeinden und Hochgerichte aller drei Bünde, hier wurde der Verein deren von der Lia Cadé (Gotteshausbund), der Lia Grischa (graue Bund) und der Lia dellas deschdretturas (Zehngerichtebund) beredet und im Vazerolschen Bundesbrief die drei Föderationen eng und fest zusammengefügt und solche Einigung mit Handschlag und Schwur für alle Zeiten bestätigt.

Hiermit war das Föderativsystem, das in Graubünden wie nirgends seine organische Entwicklung gefunden hat, zu seiner letzten Spitze aufgebaut, und die späteren Kriege und die Schlacht in der Malser Heide, wo 20000 Graubündner das feste Lager der Tiroler stürmten und die Landsknechte Kaiser Maximilians dauernd von ihren Grenzen abtrieben, zeigte, welche Kraft sotaner Union in ihren Anfangszeiten innewohnte.

Wir marschierten auf dem von Lenz seitab führenden Pfade, dem Davoser Landwasser entlang, am Fels, der die Trümmer von Belfort trägt, vorüber, in der Abendstille nach Dorf Alveneu. Der Ortsname „Alba nova“ erinnert, daß wir schon in den Regionen angelangt sind, wo etruskische Einwanderer, einst aus Furcht vor dem Gallier oder

Hannibals Scharen in die Alpenwildnis geflohen, sich eine zweite Heimat gründeten.

Zu solchen Erinnerungen gehören auch, außer dem, was Engadin, das klassische Etruskertal, bietet, im nicht fernen Scharans das alte Rhätusbild, das die Linde umarmt, und die Namen mancher Familien, z. B. die an der Scheide des Julier und Septimer in Stalla hausenden Catilinas.

Unten im Tal der Albula glänzten die Lichter des Bades Alveneu, dessen Räume für heute Labung und Herberge gewährten.

Alveneu gehört, so wie Fideris im Prättigau und der Sauerbrunn von St. Moriz im Engadin, zu den bedeutendsten Bädern Graubündens; aus reichhaltiger Schwefelquelle, in der weißliche Schwefelansätze wie Polypen ihre Arme zitternd ausstrecken, wird das Wasser zum Baden und Trinken geschöpft. Draußen „im Reich" scheint dies Bad, das freilich auf seiner Bergeinsamkeit auch manchem Schweizerreisenden unentdeckt bleibt, noch nicht bekannt zu sein; die Liste der Badegäste weist nur Engadiner und Kranke aus den benachbarten Tälern auf. Mangel chemischer Kenntnisse verhindert uns, durch Analyse der Quelle den Leidenden einen Fingerzeig nach Alveneu zu geben, und das, was in der „Beschreibung der berühmten Bäder in der Schweiz" unter den günstigen Zeichen der Alveneuer Gesundbrunnenkur angeführt ist, nämlich außer „allgemeinem Wohlbehagen" und andern Symptomen auch „starker Badausschlag", „Öffnung verborgener Schäden, Wiedererscheinen vertriebener Husten, Schmerz einzelner Teile", klingt für den Laien etwas stark uneinladend.

Den Komfort anderer Bäder sucht man in Alveneu vergebens; es erglänzt kein Konservationssaal im tausendfach strahlenden Licht der Gaskandelaber, es klingt keine Roulette und kein „le jeu est fait, rien ne va plus?" — kleine Zellen geben dem Badegast notdürftigen Raum, und die einfache Tafel, wozu übrigens die Albula gediegene Forellen liefert, schafft hinlänglichen Lebensunterhalt. Ersatz für andern Defekt gewährt aber die würzige Alpenluft und dem, der die

Augen dafür offen hat, der Blick in die nahe Gebirgswelt, wo das Rothorn und der Erosastock, Züga und Silberberg, Tinzenhorn und Surawa aufsteigen.

Dem Wildbach Albula entlang, am romanischen Filisur vorüber, waren wir bald an den Bergwerken von Bella Luna. Schacht und Schmelzhäuser aber stehen verlassen; das Glückauf der Bergknappen ist verstummt, und nur wenige Erzstufen vor den Fenstern eines Hüttenverwalters mahnen an den dereinstigen Silberbau. Jetzt, nachdem der schlesische Graf Renard vergeblich und mit großen Opfern das Werk wiederzubeleben versucht hatte, wird nur noch spärliches Eisen gewonnen.

Enger und wilder rücken die Felswände auf beiden Seiten der Albula zusammen, die gewaltige Felsschlucht, der Bergünerstein — an die St. Gotthardsstraße bei der Teufelsbrücke erinnernd — beginnt. Ein kecker Weg, seit Jahren durch den Felsen gebrochen, führt durch diese Klamm, senkrecht fallen die Felswände ab und 600 Fuß tiefer braust die Albula.

In dieser Öde war ein passender Ort, abermals Herrn Donati von Vatz zu gedenken, der mit Hilfe der Waldstätte hier dereinst die Streitmacht des Stifts von Chur und derer von Montfort aufs Haupt schlug und die Überwundenen in Schlucht und Tiefe der Albula versprengte, so daß, wie der treffliche Chronist Guler von Wynegg erzählt, noch zu seiner Zeit Streitkolben, Morgensterne, Sturmhauben und Spieße allda ausgegraben wurden.

Jenseits des Bergüner Steins wird's lichter. Ein grüner Hügel steigt inmitten des Tales auf mit zwei Steinsäulen, die aber, wie vielleicht auch die zwei Säulen am Julier, weder römische Meilenzeiger noch dem Sonnengott Jul geweihte keltische Steindenkmale sind, sondern einfach das Attribut des Hochgerichts von Bergün, der Galgen. Und wie schön erglänzen hüben und drüben die Schneespitzen im Sonnenschein! Zu dieser Landschaft als Staffage gehört notwendig ein Zug des peinlichen Hals- und Malefizgerichts, der unter Glockenläuten vom Bergüner Turm einen armen Sün-

der, etwa ein Zigeunerlein, so den roten Hahn aufgesteckt, oder einen versprengten biedern Landsknecht aus dem Schwabenkrieg, der nach alter Gewohnheit marodiert und die Sprache der Täler mit den schönen Worten „mordriar“ und „plündriar“ bereichert hatte, zum letzten Gang hinausführt. 's muß manchem, der unterwegs zum blauen Himmel hinaufdachte: „Wie bist du doch so schön, du weite, weite Welt!“ das Sterben am Bergüner Galgen gar bittersüß gewesen sein.

Solcherlei leichtfertige Gedanken hörten im düstern Wirtshaus zu Bergün gänzlich auf. In der getäfelten Stube saßen zwei alte Frauen, die Großmutter des Hauses und ihre Schwester, schwarz angetan, die wir beim Eintritt aus ihrer Andacht aufstörten. Auf dem Schrank oben standen, wie in den meisten Engadiner Häusern, die schwer eingebundenen Folianten der Bibelübersetzung in die Sprache des Tales, sowie die ganze kirchliche Literatur von Gebetbüchern, geistlichen Gesängen und Psalmen, wie sie von glaubenseifrigen Pastoren des Unter-Engadin im 16. und 17. Jahrhundert geschaffen worden war. Die zwei alten Sibyllen hatten sich ein deutsches Erbauungsbuch, Sammlung altprotestantischer Kirchenlieder von weiland Pfarrherrn Schmidli zu Wezikon herabgenommen und, des nahen Todes gedenkend, ein zum Absterben vorbereitendes Lied gelesen, das da anfängt:

Kommt, Kinder, laßt uns gehen,
Der Abend kommt herbei;
Es ist gefährlich stehen
In dieser Wüstenei.
Kommt, stärket euren Mut,
Zur Ewigkeit zu wandern,
Von einer Kraft zur andern,
So ist das Ende gut.

Dies seien, wie die Großmutter selbst sagte, seit Jahren ihre Lieblingsgedanken; was sie jetzt noch lebe, sei nur Vorbereitung zum Tode!

Das ganze Gebaren der zwei Frauen hatte etwas unmittelbar Imponierendes: einfach, starr, streng saßen sie

unter ihren romanischen Bibeln und Erbauungsbüchern; hier war noch ein Stück althugenottisches Wesen, und unwillkürlich gemahnten die beiden Alten mit ihren scharf ausgeschnittenen Gesichtszügen und ihren schwarzen Gewändern an jene Zeiten, wo die Bekenner Calvins, trotz Druck und Verfolgung, in den Höhlen der Cevennen nächtlich den Predigern der neuen Lehre lauschten und dem Martyrium freudig entgegensahen.

In diesen Tälern lebt unverfälschter, echter Protestantismus. Seit 1525, wo im rauhen Tal St. Antonien im Prättigau zuerst die Messe abgeschafft worden, waren die Schüler Calvins im Ober- und Unter-Engadin und selbst im Gotteshausbund unermüdlich in Verbreitung der neuen Lehre tätig gewesen, und nach harten Disputationen, die oft ein Ende nahmen wie weiland die Räubersynode, entschied sich das Landvolk ringsum für den Glauben der Reformatoren und hielt ihn dann mit der eigenen Zähigkeit des Gebirgsbewohners in Kampf und Not späterer Tage fest.

Die Verschwörung des Abtes Schlegel von St. Luzien und des Bischofs von Chur mit den Mediceern zur Ausrottung der evangelischen Lehre kostete ersterem das Leben durch Scharfrichters Hand; aber auch die Wiederholung Parisischer Bluthochzeit, die ums Jahr 1620 von Mailand aus im Valtellin, Puschiav und bis ins Engadin heraus organisiert wurde, brachte die reformierten Bündner nicht zum alten Glauben zurück; und so sind sie jetzt der einzige Teil romanischer Stämme, der vom Beginn der Reformation an ihr hartnäckig zugetan blieb.

Wer an einem Sonntag durch eines dieser Täler wandert, der erstaunt, wie starr puritanisch die Sonntagsfeier beobachtet wird. Da sind keine Gruppen auf den Straßen, kein Fuhrwerk darf des Weges fahren, außer es brächte ferngelegene Talbewohner zur Kirche, und der Fremde hat Mühe, an solchem Tag Roß und Wagen zu erhalten, und wenn die Glocke zur schmucklosen Kirche ruft, versammelt sich die ganze Gemeinde, die Frauen meist im schwarzen Sonntagsgewand. Wir selbst erinnern uns gern noch des einfach friedlichen Ein-

druckes, den der Sonntagsgottesdienst einst im Kirchlein zu Samaden im Engadin auf uns machte.

Getrennt saßen Männer und Frauen; erst wurde eine jener feierlich strengen Weisen des altprotestantischen Kirchenliedes gesungen, während der die Männer noch das Haupt bedeckt hielten, dann erschien der Geistliche im schwarzen Talar auf der Kanzel, und nach den üblichen Gebeten predigte er über den Psalmvers „Saigniur Diu, ti ess nos rifuggi saimpre e saimpre" (Herr Gott, du bist unsere Zuflucht immer und allezeit), und beim klangvollen, langsamen Predigtton war der Inhalt seiner Worte auch dem ins Romanisch nicht tief Eingeweihten verständlich — ein einfaches Lob des Herrn Himmels und der Erde, der das Menschenkind durch alle Fährlichkeiten des Lebens und aus dem „torrent della temporalité" dem „wilden Sturzbach der Zeitlichkeit" zum guten Ausgang leitet. Ein Choral schloß die Feier ab, und mit der Gemeinde verließ auch der fremde Besucher erbaut das Gotteshaus.

Hier ist das protestantische Wesen nicht Formalismus, sondern in Fleisch und Blut eingewachsen; Geschichtsforscher mögen diese Erscheinung bei romanischen Sprossen tiefer ergründen, als seither geschehen, wo sie von Unberufenen auf „das kalte und unwirtbare Klima der Gegend zurückgeführt wurde".

In langen Winterabenden, wo aus den schweren, mit versilbertem Schloß versehenen Bänden Psalmen und geistlicher Zuspruch in der Landessprache gelesen werden, da wird auch noch von den alten Zeiten erzählt, wo die Ahnen mit ihrem Blut die neue Lehre festeten, und in mehr als einer alten Bibel findet sich als Anhang ein vergilbtes geschriebenes Blatt, „die Liste der im Julius und August 1620 im Valtellin ermordeten Protestanten" — ein kahles Namensverzeichnis von mehreren Hunderten, aber sprechender als alle Glossen.

Die hugenottische Großmutter in Bergün gestattete freundlich die Durchmusterung ihrer Bibliothek, die so ziemlich die ganze Literatur der romanischen Sprache umfaßte; denn

außer den Bibelübersetzungen und Gebetbüchern, einigen Kalendern und heutigentags natürlich der unvermeidlichen Zeitung ist wenig gedruckt.

Hier in Bergün wird schon Engadiner Sprache gesprochen; außer der Bibel in der „lingua rumanscha d'Engadina bassa" war aber auch eine im Oberländer Idiom, im „languaig rumonsch de la ligia Grischa", gedruckt zu Chur 1718, vorhanden — zu Nutz und Erbauung der Oberländer Dienstboten des Hauses.

Wie groß der Unterschied zwischen beiden Idiomen ist, dafür mag als Probe die Übersetzung des Anfangs vom ersten Buch Moses dienen. In der Oberländer Sprache beginnt die Genesis folgendermaßen:

Vers 1: Enten l'anschetta ha Deus scaffien ilg Tschiel a la Terra.

Vers 2: Mo la terra fora senza furma a vida, ad ei fora scür sin la bassezia. Ad ilg spirt da Deus schaschera sin l'aura.

Vers 3: Lura schet Deus: „Fi daventig lgisch!" (Es werde Licht!) ad ei fò lgisch.

Im Engadiner Ladin aber heißt es also:

Vers 1: In il principi creet Deis il Tschel è la terra.

Vers 2: Ma la terra eira üna chiaussa sainza fuorma e vocda. E scurezas eiran sur la fatscha dal abiss, e il spirt da Deis s' muveiva sur la fatscha dallas aquas.

Vers 3: E Deis diss: „Saia la lgüm!" e la lgüm fuo usw.

Daß das Unter-Engadiner entschiedener und mit andern romanischen Sprachzweigen verwandter klingt als das mit germanischen Ansätzen ziemlich stark legierte Oberländer Idiom, das z. B. statt des echten creare für erschaffen „scaffir" sagt, wird hieraus ziemlich klar, wiewohl in Bünden selbst noch heftiger Streit über den Primat der einzelnen Dialekte geführt wird und diesseits und jenseits der Berge jedes Tal das schönste, wohlklingendste und gemütlichste Romansch besitzen will.

Nach freundlichem Abschied von den greisen Wirtinnen stiegen wir durch wilde Schluchten und einsame Eichenwälder,

über reißende Wildbäche, meist der Albula entlang, hinauf zu deren Quelle. Zwei Stunden über Bergün, 6282 Fuß über dem Meere, liegt ein kleiner durchsichtiger Bergsee, dem die Albula entfließt, und neben diesem, von einer kahlen, hellen Felswand benannt, das kleine Wirtshaus zum Weißenstein.

In dieser Öde des Gebirges, wo kaum noch auf spärlichem Grasgrund zwischen den Felsen ein versprengter Hirtenknabe die menschliche Gesellschaft repräsentiert, lernt das germanische Gemüt die Wohltat eines Wirtshauses tief schätzen.

Mit ähnlichen Empfindungen wie Kolumbus, als er den Fuß zuerst auf die Küste von San Salvador setzte, überschritten wir die Schwelle der Herberge. In dieser haust ein schlichter Graubündner Oberländer aus Trims, der durchaus nicht von den Reizen seines Aufenthalts erbaut war. Er erzählte, wie er in den Anfängen seiner Ansiedlung mit seinem Trimser Romanisch sich den benachbarten Engadinern kaum verständlich machen konnte; wie es bei ihm oben des Jahres neun Monate Winter und drei Monate kalt sei; wie seine Hütte oft wochenlang vom Winterschnee umtürmt werde und die Gemsen bis zum See herabgestiegen kämen, um ein paar Grashalme abzuscharren, so daß er sie von seinen Fenstern schieße.

Wir nahmen Anteil an seinen schlichten Klagen und versicherten ihm, daß, wofern etwa draußen im flachen Land ein Buchhändler auf den Gedanken kommen sollte, Zimmermanns Buch über die Einsamkeit in vermehrter und verbesserter Auflage herauszugeben, er durch seine Studien hier oben unzweifelhaft berechtigt sei, als Redakteur empfohlen zu werden. Die Perle des Sees am Weißenstein sind die gewaltigen Forellen, von denen der Wirt zwei kaum zu bewältigende Exemplare vorsetzte. In dem unmittelbar vom Gletscherwasser genährten See gedeihen sie zu einer Würze und Schmackhaftigkeit, die unerreicht bleibt und uns eine wirklich dem Grund des Herzens entspringende Hochachtung abnötigte.

Rechts vom See ragen drei gleichgeformte, pyramidal aufsteigende, gewaltig zerklüftete Hörner auf, die Spitzen des Albulaberges; an deren Fuß und zwischen den gegenüber ansteigenden kahlen Felswänden durchwindet sich der Albulapaß bis zur Höhe von 7238 Fuß überm Meer, wo eine unförmliche Steinhütte Schutz vor Lawinen und Steinsturz gewährt. Die letzte Spur von Vegetation hat hier aufgehört, der Moorboden ist von einem Chaos von Felsgeröll, gewaltigen Granit- und Kalksteintrümmern wie übersät; mit Recht ist die Schlucht hier das Teufelstal geheißen, und der Tourist Schultze, von dem in manchen Fremdenbüchern an der Gotthardstraße der geistreiche Spruch eingetragen steht: „Es muß alles verruiniert sein", könnte dies mit gutem Fug hier in eine Felsplatte eingraben.

Unheimlich graue Schneewolken hielten den Himmel umschleiert, Massen frischgefallenen Schnees lagen seitwärts der Straße, die ganze Gegend erschien als entschieden scheußlich, und wenn Hexen oder Lemuren aus einem Felsspalt aufgestiegen wären, so hätte man sie als die für solche Wildnis geeignetsten Persönlichkeiten begrüßen müssen. Die verwitterten Bergstöcke ringsum hatten alle Farbe verloren, die fernen schneebedeckten Spitzen, die aus dem Engadin heraufwinkten, und die des Piz Err rückwärts erschienen nicht mehr im duftigen Violett der Abendbeleuchtung — in schwarzem Dunkel hoben sich ihre Felsen von den Schneefeldern ab, und zwischen Schwarz und Weiß war Grau die einzige Vermittlung; mit der Vegetation ist auch die bunte Welt der Farben erstorben, und der solcher Eindrücke nicht gewohnte Wanderer schaut mit dem unheimlichen Gefühl in diese kalte Öde hinaus, wie wenn totale Sonnenfinsternis ihren fahlaschgrauen Schein über die Gegend breitete.

In solcher Lieblichkeit, der wir als entschiedenen Protest von Zeit zu Zeit einen kräftigen Schluck aus der Feldflasche entgegensetzten, streckt sich der Albula noch ein geraumes Stück talabwärts, bis wieder spärliche Lärchenbäume die Höhen umsäumen. Dann aber geht's in raschem Bergabsteigen dem gelobten Land Engadin zu, und mit Befriedigung sahen wir

die weiße Linie des Inn, der vom Silser See her landab strömt, das Tal durchziehen und die freundlich weißen Steinhäuser von Madulein und Ponte aufsteigen.

Im stattlichen Wirtshaus zu Ponte neben der Innbrücke wurde das Lager aufgeschlagen; ein fremder Gast aus Neuchâtel wußte unserem Lob des Albulapasses ein gleiches des Julier und Septimer, die er überstiegen hatte, anzureihen. Aus den romanischen Lauten aber, in denen sich die in der Wirtsstube zechenden Oberengadiner unterhielten, klang wie ein Gruß aus der Heimat das träumerische Lied:

Wenn ich am Fenster steh
Und in die Nacht hin seh,
So muß ich immer, immer weinen,

mit welchem die Wirtin ihr Kind in der Wiege in Schlummer sang. Sei gegrüßt, altes Etruskertal, rätselvolles Engadin!

Wer im Ober-Engadin recht heimisch werden will, dem raten wir, sein Hauptquartier in der Krone zu Samaden aufzuschlagen. Stattlich ragte dies alte, ehemals von Salissche Herrenhaus mit seinen sauber geweißten Steinmauern und tiefen eisenverkremsten Fenstern am Eingang des großen Dorfes hervor, und im wohlerhaltenen altertümlichen Gastzimmer weht noch ein spezifisch engadinischer Geist den Fremden an. Seit den Tagen des Herrn von Salis, der vor just 200 Jahren sich allhier einrichtete, ist nichts verändert. Die schweren eisernen Beschläge an der Tür, das unförmliche, aber in vielfachen Verschränkungen kunstreich vom lombardischen Meister gefügte Türschloß, die von schwarzbraunem Nußbaumholz getäfelten Wände, die mit kunstreichem Schnitzwerk verzierte Decke des Gemachs, an der unter doppelter Helmzier die Salissche Weide und ein gekreuzter Pfeil als Wappen des Hausherrn und seines Ehegemahls noch wohlerhalten sind; der schwere säulen- und arabeskenreiche Wandschrank, in welchem die alten Bibelfolianten und engadinischen Psalmen und Gebetbücher als herkömmliche Hausbiblio-

thek nicht fehlen dürfen: alles gemahnt hier, daß in die stillen Alpentäler wechselnder Drang leichtfertiger Mode nicht eingedrungen ist, und das, was die Vorväter solid geschaffen, auch den Enkeln noch genügt; und über dem gebräunten wappengezierten Ehebett flüstert's wie von alter engadinischer Liebe aus den Tagen, da der „Großvater die Großmutter nahm". In diesem ehrwürdigen Gelaß sollte sich einmal ein sinniges germanisches Gemüt einnisten, sich mit Gemsbraten und Murmeltier redlich ernähren, aus altem Pokal den Valtelliner schlürfen und aus den vergilbten Codices Herrn Gulers von Winegg, des würdigen Graubündner Feldhauptmanns und Chronikschreibers, und Herrn Ulrich Campbells, des gelehrten Pastors von Süß, die verklungenen Geschichten rhätischer Alpen seit König Noah, der ja, nachdem die Sündflutgewässer verlaufen waren, im Engadin noch etzliche Zeit residiert haben soll, herausklittern.

Heute aber war blauer Herbsthimmel über das Tal ausgespannt, und eine kräftigend frostige Septemberluft lockte ins Freie, dem König der Engadiner Alpen, dem kolossalen Bernina entgegen, der samt stattlichem Hofstaat und Gefolge an der Grenzscheide von Engadin und Valtellin sein Hoflager aufgeschlagen hat.

Bei der etruskischen Reiterkolonie Celerina, wo einstmals die Celeres auf engadinischer Hochebene für Roß und Mann Raum genug fanden, italische Reiterstücklein weiter zu kultivieren, geht der Pfad seitab nach Ponte resina.

Gewaltige Bergmassen hüten rechts und links den Eingang in dies Seitental, durch welches ein Saumpfad — der in den nächsten Jahren schon zur großen Heerstraße und gewichtigen Verkehrslinie umgeschaffen sein wird — am Bernina vorüber gen Tirano und Sondrio lombardischen Rebgeländen, Maulbeer- und Feigenbäumen entgegenführt.

Bei dem alten Gemäuer einer in den einfachen Formen romanischen Rundbogenstils erbauten, an die Bergwand anlehnten Kirche lohnt sich's, noch einmal ins Engadinertal zurückzuschauen. Da heben sich die hellen, saubern Häuser von Celerina und der schlanke Turm der dortigen Kirche gar fein

vom dunkeln Tannenhintergrund der Vorberge ab, hinter welchen der Sauerbrunn von St. Moriz beim grünen Bergsee hervorsprudelt, und hochauf türmt sich über der Landschaft der Piz Ursina, in dessen Felsschluchten blendend weiße Schneefelder an die Himmelsbläue anstreifen; gen Norden aber steigen aus dem grünen Wiesengelände der Hochebene die Dörfer Samaden, Bevers, Ponte, Madulein und am jenseitigen Innufer Camogask auf, ein freundlicher Gegensatz zu den kahlen, graugelben Felsrücken, die vom Albula und Scaletta herab sich talwärts senken.

Das Tal des Inn verlassend, kommen wir dem Alpendörflein Ponte resina näher. Schon aus der Ferne hatten zwischen den Tannen- und Lärchenwäldern, die das rechts von der Berninastraße einbiegende Tal von Rosegg umschließen, einzelne blendend weiße Kuppen und Spitzen geisterhaft herausgeblickt; vor Ponte resina aber treten die Säume der Wälder zurück, und vor uns liegt in unverhüllter Majestät das Schnee- und Eisfeld des Roseggiogletschers, dessen letzte Ablagerungen bis tief ins Tal herunter ihre grauen Arme herabstrecken, während im grellen Silberglanz die sonnenbeschienenen Höhen das Auge blenden. Dieses gewaltige Eismeer, dessen erstarrte Ströme sich im Rücken der Bergstämme, die das Roseggtal vom eigentlichen Berninastock trennen, mit den Massen des fast unmittelbar von der Straße bis zur 13872 Fuß hohen Spitze ansteigenden Berninagletschers vereinen und einen 16 Stunden weiten Raum mit ihrer Wildnis erfüllen, war das Ziel der heutigen Fahrt.

Vor deren Beginn aber wird billig im Adler zu Ponte resina Rast gemacht, um Mundvorrat und Führer mitzunehmen.

Aus dem dortigen Fremdenbuch ist zu erschauen, wie selten den Wundern dieser Täler und Höhen vom Reisenden die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Hier und da zeigt sich ein versprengter Tourist — oder der unermüdliche Zugvogel durch Gebirge und Ebene, der Heidelberger Student; der Engländer erscheint sehr spärlich; auch daß ein germanischer Käfer- und Pflanzensammler hierher vorgedrungen, um

das „leiziton areticum“ zwischen Eis und Gefelse wegzubotanisieren, melden die Blätter.

Zwischenhinein aber klingt's mit wildem Trompetenton und Trommelschlag: Evviva l'Italia libera! morte al traditor Carlo Alberto! morte ai barbari Tedeschi! und seitenlange Deklamationen in Prosa und Versen melden, daß im August 1848 ein Heereszug von Crociati und lombardischen Versaglieri, weniger angezogen vom Duft der Gletscherwelt, als abgezogen durch die Kunde von Mailands Wiedereroberung, für gut fand, dem Vaterland und den Barbaren den Rücken zu kehren und im stillen Tal von Ponte resina die letzten Salven — ins Fremdenbuch abzufeuern. Selbigesmal kamen von den Höhen des Splügen und des Stilfser Jochs herab, auf der Berninastraße und dem unwegsamen Gebirgspfad, der über den Buffalora nach Zernetz führt, über 8000 Italiener ins Engadin herabgestiegen, und zwar — wie böse Zungen vermelden — noch bevor ihnen ein österreichischer Soldat auf den Fersen war.

Dem mag nun also sein oder nicht; einem schlichten Sinn will's aber nicht einleuchten, warum nach glücklich vollbrachtem Rückzug noch soviel Heldenmut und Berserkerwut im Fremdenbuch entwickelt, und warum hinter der Schlußlinie noch ein dulce et decorum pro patria mori! so laut in die Alpenruhe hinausposaunt wird. Es ist übrigens noch in viel andern Schweizer Fremdenbüchern unendlich viel Tinte verschrieben, um die Scharten von Custozza und Somma Campagna wieder auszuwetzen — uneingedenk, daß unter sotanen Umständen Reden nur Silber, Schweigen Gold ist.

Als Führer zum Gletscher stellte sich Jan Colani von Ponte resina ein, der Sohn des großen Nimrod Jan Marchiett Colani, der 1837 das Zeitliche segnete, nachdem er von seinem 20. bis 65. Jahr, benebst mehreren Bären, Steinböcken und Hirschen, mehr als zweitausend Gemsen das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Jan Marchiett, dem Alten, hat die deutsche Literatur das Schlimmste angetan, was einem Graubündner seit Sebastian Münsters Cosmographey pas-

sieren kann — er kam noch bei Lebzeiten gedruckt in deutsche Blätter. War so im Jahre 1830 ein deutscher Reisender in die Engadiner Berge gefahren, der ihm lange zusetzte, bis er ihn mit auf die Gemsjagd nahm, allwo er aber mit vornehmem Jägerhumor den fremden Sonntagsjäger also postierte, daß er nicht zum Schuß kam, während Jan Marchiett, der Alte, ihm die Gemsen vor der Nase wegpirschte. Zum Dank hierfür hat ihn dann jener unberufene Gemsentöter im Morgenblatt verewigt[1]) und wahrscheinlich im Glauben, daß in diesen Bergschluchten die Gesetze historischer Treue zugunsten des Mythus unbeschadet verletzt werden dürfen, dem alten Jan Marchiett ein so romantisches Relief gegeben, daß er nach den Begriffen des gewöhnlichen Lebens, die im Engadin noch sensibler sind als anderwärts, als eine zwar sehr interessante, aber auch sehr zuchthausreife Persönlichkeit abkonterfeit war. Da wurde erzählt, wie er bereits einen Tiroler erschossen und dessen Jagdwaffen als Trophäe zu Haus aufgehängt habe; wie er in Bigamie lebte, ihm jedoch der Versuch, beide Frauen bei sich unter einem Dach zu haben, weniger als dem frommen Grafen von Gleichen geglückt sei; wie er, ein zweiter Freischütz, sich dem Teufel verschrieben und überhaupt noch erkleckliche Schandtaten begangen haben solle.

Nach Jahr und Tag drang die Kunde von jenem Artikel ins Tal von Ponte resina und erregte gewaltigen Rumor. Bekannt ist, wie eines Tages bei der Redaktion in Stuttgart ein Brieflein mit dem unbekannten Poststempel Samaden eintraf, worin Vater Colani gegen jeden romantischen Nimbus entschieden protestierte und die Touristenschilderung, wofern sie nicht bewiesen würde, für „leichtfertige Verlästerung" erklärte. Auch am Fuß des Bernina wirkte das unselige Schriftstück nachzitternd fort und erzeugte noch einen Verleumdungsprozeß zwischen Colani und dem andern Wirt auf dem Bernina, der selbige Gerüchte dem literarischen deutschen Gemsjäger aus Brotneid aufgebunden haben soll; nach mannigfachem Zeugenverhör wurde der Beklagte vom Dorfge-

[1]) Siehe Morgenblatt für 1830, Nr. 168: „Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen".

richt Samaden schuldig gesprochen und hatte mehr als dreihundert Frank Kosten zu bezahlen.

Colani, der Alte, wurde aber nimmer und nimmermehr ganz beruhigt, und es steht zu vermuten, daß sein letzter Gedanke beim Sterben ein stiller Fluch auf die Erfindung der Buchdruckerkunst und der Stuttgarter Blätter insbesondere war, weshalb wir sämtlichen Korrespondenten in betreff engadinischer Jäger und Jagdstücke größere Genauigkeit dringend anempfehlen.

Unser Führer — der, wie seine Schwester, von Jugend auf den Vater auf die Jagdzüge begleitet hatte — war eifrig bemüht, Wahrheit und Dichtung vom Ruf des Verstorbenen auszuscheiden, sprach sehr despektierlich von jenem Schriftsteller und ließ allerlei Andeutungen fallen, daß er demselbigen, falls er wiederum in Ponte resina Gemsen jagen wolle, einen ganz eigentümlichen Empfang bereiten werde. Im übrigen erwies er sich als einen trefflichen, mit allen Fährlichkeiten der Bergfahrt vertrauten Führer, der auch mit scharfem Weidmannsblick in das Treiben und Schaffen der Gebirgsnatur hineinschaut und an den Gletschern, deren Vorrücken, Schwinden und mannigfachen Umgestaltungen viele selbständige Beobachtungen gemacht hat, die etwa von einem Sachverständigen zu Nutz und Frommen der Gletscherwissenschaft noch verwertet werden können.

Da das Tal von Ponte resina selbst schon mehr als 5000 Fuß über der Meeresfläche liegt, so war das Steigen bis zum Gletscher kein beschwerliches. Wir wanderten rüstig durch das einsame Roseggtal demselben entgegen. Nur wenige Sennhütten stehen da und dort an dem Bach, der aus dem Gletscher sein eigentümlich bleiweißfarbiges Wasser erhält. Bergamaskische Hirten, abenteuerlich welsche Gestalten mit gelben Gesichtern, das lange schwarze Haar zu großen, vorne herabfallenden Locken zusammengedreht, in malerisch zerlumpter Kleidung, führen hierher, wie ins ganze Engadin, ihre Schafherden während der Sommerszeit, um sie dann wohlgefüttert von der Alp nach der Lombardei heimzubringen. Einem derselben, der vermutlich aus Zerstreutheit ohne Be-

zahlung des Weidegeldes mit der Herde hatte heimwärts ziehen wollen, war dieselbe soeben vom Dorfmeister zu Samaden mit Beschlag belegt worden, weshalb er, lebhaft gestikulierend, auf seinem Maultier im Galopp talabwärts sprengte, um hiergegen Protest einzulegen.

Colani, der Junge, erzählte manches Anmutige — von alten Sagen, wonach das Tal einst von „wilden Menschen" bewohnt gewesen, deren Ansiedelung aber durch Bergsturz und plötzliches Vordringen des Gletschers gänzlich zerstört worden, zum Gedächtnis sei in altkatholischen Zeiten, lang bevor die „riforma" nach Ponte resina kam, dort jährlich eine Seelenmesse für die Verschütteten, la messa di Rossèdi, gehalten worden; ferner vom Namen des Gletschers, den er von ros, Tau, also der „Tauige, Duftige" ableitete; auch wußte er die Namen aller umliegenden Höhen und Klippen sorgfältig zu nennen. Schon die Sage von den wilden Menschen, die einst hier gehaust haben, lenkte unsern historischen Verdacht auf keltische Urbewohnerschaft vor etruskischer und späterer Einwanderung. Dieser aber wurde merklich bestätigt durch den Namen des riesenhaften Hornes, das allmählich aus den Eisfeldern des Roseggiogletschers, im Rücken des Bernina, schneeig aufglänzte, seither von dem davorliegenden Piz Cierva verdeckt. Der Führer benannte diese Höhe „Mittelhorn", sein echter Name aber sei „Agaglocks", und als wir ihn befragten, ob dies im Engadiner Romansch irgendeine Bedeutung habe, erwiderte er nein, romansch würde der Berg „piz da mezz" heißen, das sei aber nicht gebräuchlich, man heiße ihn eben Agaglocks, ohne zu wissen, warum.

Da aber, wie aus Mones keltischem Wörterbuch zu ersehen, clock, clocks ein weitverbreitetes keltisches Stammwort ist und Fels bedeutet, aga, ago aber stark, gewaltig heißt, so durften wir sofort den ehrwürdigen Agaglocks als Zeugen lang verklungener keltischer Tage begrüßen, als Namensgenossen unserer Oberländer hohen Freunde keltischer Zunge, des Badüs und Sixmadaun im Tale Tavetsch. Wer überhaupt in solchen Seitentälern emsig streift und bei Hirten und Jägern sich Ortsnamen einsammelt, der wird ein ab-

sonderlich Register zusammenbringen, das zwar nicht in Karten und Reisehandbüchern verzeichnet ist, aber dem Freund keltischer Sprache großen Ohrenschmaus bereitet.

Hinter der letzten Sennhütte, bei der wir nach mehr als zweistündigem Marsch angelangt waren, hören die Tannenwälder und alle größere Vegetation auf; und im kahlen Rahmen der Felswände des Piz Cierva zur Linken und des Mortel zur Rechten erscheint die weite, unermeßliche Eiswelt des Rosegg.

Beschwerlicher Fußpfad führt nun über Steintrümmer, in deren Ritzen die Mountanella (das Murmeltier) mit schrillem, eintönigem Pfiff sich die Langeweile musizierend vertreibt; an der sonnigen Berghalde aber sprießen aus dem Moorgrund noch würzige Alpenblumen, buntfarbige Gentianen, wuchernde Alpenrosen, das wie aus Filz zartgewobene Edelweiß und die graue kamillenähnliche Achillea moschuta, die der Engadiner Yva nennt und zu herzwärmendem Likör künstlich verarbeitet, in reicher Fülle auf, und der elegante Schmetterling Apollo flattert noch vergnügt in den Lüften.

Bald standen wir am Fuß des Gletschers; die bis ins Tal vorgeschobenen, kuppelartig sich wölbenden Eismassen sind mit Felsgeschiebe und Geröll an der Oberfläche bedeckt, die Spalten waren offen und nicht durch Schnee tückisch maskiert, so daß man diesmal „wie auf einer Poststraße" hinansteigen konnte.

Ein dreiviertelstündiger Marsch, ohne Eishacken und ohne das sonst obligate, um den Leib geschlungene Seil, bloß mit Hilfe des Alpenstocks ausgeführt, brachte uns ziemlich in den Mittelpunkt dieser Gletscherwelt. Nicht jedem, der am 8. September zu Berge gefahren, ist wohl mit weniger Mühe ein wildschönerer Anblick zuteil geworden.

Unmittelbar vor uns stiegen wie Felseninseln aus diesem Eismeer die ganz schneebedeckten Häupter des keltischen Agaglocks und die feinausgezackten Spitzen des Rougg- und Mortelhornes auf; zwischen dem Agaglocks und dem erst jetzt zur Linken sichtbar gewordenen Höhen des Bernina, der nach neuesten Messungen dem Montblanc um wenig mehr als

tausend Fuß nachsteht, brach der zu Eis gewordene Strom des Ciervaglетschers (vadrett da Cierva) herunter. Hier ist das Eis keine kompakte Masse, sondern ein zerrissenes Meer von einzelnen Blöcken und Trümmern, ähnlich dem Anblick, den unser heimischer Rhein bietet, wenn unter dem Andrang des Eisgangs im Frühling die Eisdecke geborsten ist und die schwimmenden Blöcke sich übereinander getürmt haben. In den feinsten bläulichen und grünlichen Tönen schimmert dies Chaos von Eis ineinander; von der rechten Seite des Gebirgskammes kommen die Eiskolonnen des Mortèlgletschers (vadrett da Mortèl) in gleicher Pracht herangerückt und einigen sich mit dem Ciervaglетscher zu einem erstarrten See, der die ganze Schlucht ausfüllt und bis zu den über den Rücken des Bernina noch vorpostenartig vorgeschobenen Ausläufern des Berninagletschers sich hinstreckt.

Tief unter uns dehnt sich noch der gewölbte Rücken des immer vordringenden Gletschers graufarbig und von viel klaftertiefen Spalten durchklüftet bis an die Wiesen des Tals, und zwei große Schuttwälle, die Moränen, die das keine fremden Stoffe auf die Dauer in seinen Tiefen behaltende Eis ausgeschieden hat, ziehen sich, in dunkler Grenzlinie vom Gletscher abstechend, ebenfalls hinab; in weiter Ferne aber grüßen durch Tannendunkel die Häuser von Ponte resina, kaum noch sichtbar, in diese Unwirtsamkeit herüber.

Der wackere Führer wälzte sorgsam einige Steinblöcke als Sitz und Tischplatte auf die zur Rast bestimmte Eisdecke, allwo sie in Bälde solid anzufrieren begannen, legte hernach die mitgebrachten Flaschen Rotweins in eine in wundersamem Eisgrün glänzende Spalte, um einen unzweifelhaften Valtelliner à la glace zu bereiten, und sorgte für die einfache Mahlzeit.

Die Sonne schien warm und alpenvergnügt auf die Eisluft herab, die sie mit ihren Strahlen nicht zu schmelzen, nur zu vergolden vermag, und sogar fremdartige Touristen wurden noch zu einem Ausflug in diese Höhen verleitet; ein Bienlein und eine Hummel kamen schüchtern zu uns heraufgeflogen. Colani, der Führer, der in diesem Bergrevier wie zu Hause

ist, erklärte selbst den Tag für ausgezeichnet, während er dagegen schilderte, wie eine Gletscherfahrt bei Nebel und Schneesturm eine ganz eigentümliche „Art von Wirkung" auf den Menschen ausübe, so daß er mit Gewalt gegen das Gelüste ankämpfen müsse, sich auf das Eis niederzulegen und zu stillem Todesschlaf zusammenzugefrieren.

Mit seinem Fernrohr, das der Gemsenjäger stets bei sich trägt, zeigte er am fernen Schneeabhang des Piz Mortèl die Fährten von einem Rudel Gemsen, das soeben darüber hinweggestreift war, und erzählte zur Würze des Mahls aus eigener Praxis ein paar halsbrechende Stücklein von Gemsjagd, deren tollkühnes Wagnis neuen Beweis ergab, daß das Engadiner Volk die feinen Künste der etruskischen Ahnen in diesen Bergen längst verlernt und sich grobem martialischem Handwerk zugewendet hat.

Ein guter Deutscher aber darf, auch wenn er achttausend Fuß über dem Meere seinen Wein trinkt, den Charakter tiefer Innerlichkeit dabei nicht verleugnen; hat ja selbst der Verfasser der Wanderblätter aus dem Orient auf König Schufus' Pyramide oben Hieroglyphen und Göttersagen vergessen, dagegen mit innerer Weihe seine Flasche Marsala geleert und ein helles Lied in die Wüste hinausgesungen. Wir sahen uns deshalb veranlaßt, mit den ehrwürdigen Berghäuptern ringsum nähere Beziehungen anzuknüpfen, und tranken dem Bernina und Agaglocks, sowie dem Piz Mortèl in Anerkennung ihrer hohen Verdienste jeweils einen guten Schluck Valtelliner vor, und tief unten in den Gletscherspalten krachte und dröhnte es, als wenn die Eiswelt wohl damit zufrieden wäre, daß zwei deutsche Wanderer vom Rhein in engadinischer Pietät ihrer gedachten. Es mag auch wohl eine Zeitlang dauern, bis ihnen da oben eins wieder vorgetrunken wird und bis die Rauchwölklein einer gediegenen Havanna den alten Schneeriesen wiederum lieblich entgegenduften.

Bläuliche Schatten schmiegten sich, als die Sonne allmählich verschwand, um die vorher rötlichweißen Schneewände, gespenstiger und fahler färbte sich der Gletscher, bis aus allen Spalten und Felsritzen die leichten Nebel der Abenddämme-

rung aufstiegen und den Agaglocks mit seinem ganzen Eiszauber verhüllten.

Wer seine Gletscherstudien noch weiter ausdehnen will, der findet eine halbe Stunde oberhalb Ponte resina ein anderes Tal, in welchem der vom Scheitel des Bernina bis fast an die Straße vorgedrungene Berninagletscher noch gewaltigere Eismassen entwickelt als der im Tale Rosegg.

Die Ersteigung aber ist mit großer Mühseligkeit verbunden und gewährt nirgends so umfassenden und prachtvollen Anblick wie die des letztern. Wir lassen ihn daher unbestiegen und kehren — um ein schönes rhätisches Alpenbild reicher geworden — nach Samaden zurück.

Es ist wohl ein schön Stück deutschen Landes dort zwischen Mainz und Köln, und mancher zehrt noch in alten Tagen an der Erinnerung, wie er dereinstmals auf grünem Rhein an Burgen, Kirchen und alten Städtlein vergnüglich vorbeigefahren, etwa auch zu Rüdesheim oder Aßmannshausen sich an köstlichem Trunke gelabt, und wie er hoch auf dem Lurleifelsen die schönste Jungfrau erschaut oder erträumt hat — „ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldenes Haar" — und wie er gern so bittersüß dort ertrunken wäre wie des Pfalzgrafen Sohn. — Aber damit ist auch der meisten Wissenschaft vom Vater Rhein abgeschlossen; wenn's hoch kommt, schaut man noch gelegentlich bei einer Schweizerfahrt seinem tollen Jugendsturz über die Schaffhauser Felsen zu, und dann hat's ein Ende. 's ist nicht von jedem zu verlangen, daß er dem Gewaltigen nachziehe bis an seine Wiege, wo er am eisgrünen Rheinwaldgletscher oder am Crispalt und Badüs

— „im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
An de Wulke g'säugt mit Duft und himmlischem Rege,
Schloft, e Bütscheli-Chind in sim verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt."

Und doch ist noch viel wahrhaft Schönes nicht nur an seinen Anfängen in der rhätischen Gebirgswelt, sondern auch in dem Strich Landes, den er von Konstanz bis Basel durchläuft, zu entdecken, und wenn's bei Bingen an Bischof Hattos Turm gehörig zwischen den Felsen braust, so tobt, abgesehen von Schaffhausen, im Strudel bei Laufenburg und im Rheinfelder Hacken der Oberrhein noch ein Erkleckliches stärker, und wenn ein weinkundiger Wandersmann in den kühlen Trinkstuben am Grenzacher Horn bei Basel oder in Hallau bei Schaffhausen sich einen aus jener Gegend des Kellers vorsetzen läßt, wo „die schwarz Katz sitzt", so wird er vollständig

darüber klar werden, daß der oberrheinische Stoff auch nicht überzwerch im Faß liegt, und ob er noch Zeit findet, des Rüdesheimer Weißen oder Aßmannshauser Roten heimwehsehnsüchtig zu gedenken, ist zum mindesten ein zweifelhaft Problem.

Außerdem aber sitzt noch allerlei mannhaft und merkwürdig Volk an beiden Ufern des Oberrheins und auf den Bergen, die als Ausläufer des Schwarzwaldes sich bis ans Ufer vorschieben; und namentlich dort oben, wo durch ein paar tausend Fuß Höhe der Mensch vorerst vor dem Hinauflecken der modernen Kultur gesichert ist und in frischer Bergluft selber frisch bleibt, ragen noch eigentümliche Gruppen in zäher Abgeschlossenheit und Besonderheit, als noch nicht untergegangene Geschichte deutschen Volkstums in die Gegenwart herüber.

So wir aus der alten Stadt Basel, wo die reichen Kaufherren wohnen und wo, wie böse Nachbarn meinen, es den Leuten nicht wohl ist, wenn's nicht recht langweilig hergeht, aufbrechen und dem Rhein, der dort ums Eck fließt, entgegenziehen, auf der großen Heerstraße, auf der weiland der Römer nach der nahegelegenen Augusta Rauracorum geritten, so sind wir bald im Bereich der vier „Waldstädte" und können füglich in der ersten derselben auf deutschem Gebiet, in Säckingen, der Stadt des irischen Apostels Fridolinus, deren Mauern und Türme sich anmutig im Rhein abspiegeln, Einkehr nehmen. Und so wir dorten an einem schönen Sonn- oder Feiertag, etwa am Fest des heiligen Fridolinus, der als Patron der Gegend weitum in hoher Verehrung steht, Umschau halten auf den Straßen, insonderheit auf dem Platz vor der Stiftskirche, wo das Gewimmel der ländlichen Festbesucher am dichtesten wogt, so werden uns allerlei Leute zu Gesicht kommen, in deren Kostüm und Gebaren nicht ganz die Art und das Gepräge des modernen Kulturmenschen zu erschauen ist.

Neben dem Bürgersmann in halbstädtischer Tracht bewegen sich da langsam und gemessen die Insassen des Rheintals und aus dem benachbarten aargauischen Fricktal die

Männer in langem, bis fast an die Knöchel reichendem Rock, Strümpfen und Schnallenschuhen und einem in altem Stil aufgebauten Filzhut, die Frauen in dunklem Gewand, zum Teil mit weißer, eng anschließender Halskrause und einer großen doppelten, flügelartig sich ausbreitenden Bandschleife an der Haube, und sind meistens ruhige, etwas lederne Leute, mit Anlage zu stiller Gemütlichkeit und zu einem Kropf, und haben auch noch viel keltisches Blut in ihren Adern, und so man fragt, wo sie her sind, heißt's: aus Mumpf oder Buus oder aus Wehr oder Nollingen, und wenn man sie nach ihrem Namen fragt, so klingt er meist wesentlich keltisch, z. B. Denz, Motsch, Dede usw., und nur selten findet sich ein Sprosse der germanischen Urfamilie Maier oder sonst ein bekannterer unter ihnen.

Aber aus der Menge ragen noch andere Gestalten spezifisch hervor: Da steht so eine Gruppe „Mannsbilder" beisammen: große, gedrungene Leute; ein kurzer, bis ans Knie gehender Sammetschoben ohne Kragen und Knöpfe vorn über der Brust durch ein genestelles Band zusammengehalten, ist ihre „Montur"; anstatt der Weste tragen sie ein rotes, beinahe ebenso langes „Fürtuch" oder „Brustlatz", so mit Sammetstreifen verbrämt ist und wie ein Panzerhemd beim Anziehen über den Kopf geworfen werden muß. Den Hals umschließt ein gefälteles Hemd, oft mit großem, in künstlich verschnörkeltem Faltenwurf sich auslegendem Kragen versehen; eine Pluderhose, Falte an Falte übereinandergelegt, reicht bis ans Knie, weiße Strümpfe mit Lappenschuhen oder große Stiefeln mit hellen Lederkappen schließen den Mann nach seinen unteren Beziehungen ab. Auf dem Haupt trägt er entweder die sommers und winters gleich obligate Pelzkappe oder einen für alle Jahreszeiten gleich üblichen spitzen, aufgekrempten, schwarzgefärbten Strohhut mit breitem Samtband. Auch das kurze „Tubakpfifli" im Mund darf nicht vergessen werden.

Und neben dem Alten mit eisgrauem Haar, der wie träumend dem Menschengewimmel zusieht, steht manch schmucker junger Bursch, oft ein wahres Prachtexemplar von Mensch:

„Chrüsi Löckli hat er g'ha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi kräftige Glieder,"

und aus seinem Dreinschauen und Auftreten kann einer ohne Mühe herauslesen, daß der des Bauernspruchs „Selbst ist der Mann" wohl bewußt ist, auch wohl eine solide Rauferei wie ein Dessert zur ordinären Mahlzeit aufzufassen pflegt, somit in engster Geistesverwandtschaft zu jenen Streithähnen im Land Tirol steht, deren würdigsten Repräsentanten, den „Brunnhäußer", Ludwig Steub einst im Hinterduxer Wirtshaus antraf, als er erst zu seinem Vergnügen wie ein Stier brüllte, später aber dem „Mezger von Gossensaß" den Hut „antrieb"[1]).

So wir aber, ohne weiteren Reflexionen über die Philosophie des altertümlichen Kostüms nachzuhängen, uns nach Herkommen und Stamm dieser wohlkonservierten Bauersmänner erkundigen, so erhalten wir die Auskunft: das sind „Hotzen", und erfahren — wir bitten alle englischen Leserinnen um Entschuldigung, aber es ist Tatsache — daß die künstlich gefältelte Pluderhose dieser Bergbewohner, die oft zehn bis zwölf Ellen Tuch absorbiert und mehr kostet als eine aus Humanns Atelier zu Paris, dem Flachland so imponiert hat, daß ihre Träger hiervon nach dem Grundsatz pars pro toto benamst wurden.

Bei näherer Erkundigung erfahren wir sodann, daß diese Hotzen auch „Wälder" genannt werden, und daß sie von den Höhen des Eggbergs, der über Laukingen seinen finsteren Rücken erhebt, bis unter Waldshut an die Grenzen des Klettgaus hin, die Marken der alten Grafschaft Hauenstein bewohnen, ihrer Abstammung nach reine Alemannen, wie denn auch ihre Familiennamen keine Spur von rheintalischem Keltismus mehr an sich tragen, z. B. Hofmann, Baumgartner, Huber, Albiez, Strittmatter, Gottstein, Frommherz usw.

Lassen Sie uns diesen Hauensteinern, den Freunden Hebels, der in betreff „gesunder Nervenkraft" seine Leute herauszufinden und zu schätzen wußte, etwas näher nachgehen

[1]) Siehe Steub: „Drei Sommer in Tirol", S. 531.

und in Sitte, Leben und Geschichte dieser Biedermänner einen Blick tun, so gut ihn einer tun kann, der zwar das mikroskopisch feine Auge H. W. Riehls nicht mitbringt, wohl aber selber manch gute Stunde im Hauensteiner Wald dem Rauschen der Tannen und dem Balzen des Auerhahns und auf der Hauensteiner Ofenbank dem „Diskurs" des „Aetti" und seinen Mären aus alten Zeiten gelauscht hat.

Von dem Hauptstock des Feldbergs strecken sich zwei Gebirgsarme bis hart an die Ufer des Rheinstroms vor und bilden mit diesem ein spitzes Dreieck. Der östliche endet bei Waldshut und ist abgegrenzt von der Schwarzach, die aus dem dunklen Schluchsee ihr Wasser der klettgauischen Wutach und dem Rhein zuträgt; der östliche endet bei Säckingen, ihm zur Seite fließt der wilde Gebirgsfluß Wehra, der in einem, von hohen, zerklüfteten Felsen umschlossenen, schaurig engen Tal von dem Wallfahrtskirchlein zu Totmoos an sich mühsam und in jähem Fall seine Bahn dem Rhein entgegenwühlt, auch die an seinem Ufer hinführende Straße erst kürzlich in einer wilden Stunde gänzlich vernichtet hat. Von der Höhe des Feldbergs bis an den Rhein rechnet man acht, von der Schwarzach zur Wehra sechs Wegstunden. Dieser Flächeninhalt von etwa acht Geviertmeilen umfaßt die Hauensteiner Landschaft, in mehr als 150 Dorfschaften von etwa 30 000 Menschen bewohnt. Nur wenige Orte, z. B. das finstere Städtchen Hauenstein, der alte Einungssitz Dogern, stehen als vorgeschobene Posten unten am Rhein, alle andern liegen auf der Höhe des Gebirges, dessen mittlerer Teil ein ziemlich mildes Hochland bildet, durch das viel brausende Bergwässer ihren Lauf nehmen. Aus den Bernauer und Menzenschwander Einöden her fließt an den Mauern des Klosters St. Blasien vorüber die Alb, durchschneidet mit ihren Talschluchten das Hochland und schäumt, an dem dunklen Tiefensteiner Fels vorüber, dem Eisenwerk Albdruck zu, wo sie in den Rhein fällt. Von dieser erhielt das Land einst den Namen Albgau. Von dem 3000 Fuß hohen Rücken des „öden Landes" kommt die forellenreiche Murg herabgeströmt, dort, wo aus finsterem Tannenwald die Trümmer

der Burg von Wielndingen trotzig nach den fernen Schweizeralpen hinüberlugen und in tiefem Abgrund der Waldbach kaum noch erschaut wird. Je mehr aber die Hochebene gegen den Feldberg sich hindehnt, desto höher, rauher und unergiebiger wird der Boden, öde Heiden und Steinfelder wechseln mit den dunkeln Nadelholzwäldern, Sturm und Wind sausen über die Bergrücken hin, und im blütenreichen Monat Mai, wie schon wieder im Oktober, schneit's dort oben nach Herzenslust. Nur mühsam wird noch etwas Hafer und Gerste gepflanzt, die Kartoffel will nicht mehr gedeihen, die Wiesen sind nicht so ergiebig, daß ein reicher Viehstand Ersatz für andern Mangel geben könnte, ein angestrengtes Arbeiten liegt ohnedies nicht in der Intention jener Bergbewohner, und so sind's der Mehrzahl nach arme Leute, die dort hausen, während unter den von der Natur mehr begünstigten Gemeinden auf den vordern Abhängen der Berge manche durch vernünftigen Acker- und Wiesenbau und durch Beschäftigung mit Handindustrie, namentlich mit Weberei, Seidespinnen und Seidelämpeln, sowie verschiedener Posamentierarbeit für die großen Seidebandfabriken, die unternehmende Schweizer hier innerhalb der Grenzen des Zollvereins betreiben, sich zu einem mittleren Wohlstand aufgeschwungen haben.

Steigen wir einmal hinauf, um dem Hauensteiner oben in seiner Hütte einen Besuch abzustatten. Am schönsten ist's, an einem duftigen Herbsttag die Berge hinanzuklimmen; da wallt und wogt ein dampfender Nebel über dem Rhein auf und ab und verhüllt Dächer und Turmspitzen der alten Waldstädte, geisterhafte Wolkengestalten werden vom Wind zu den schweigsamen Tannen des Bergwaldes heraufgetrieben, wie die wilde Jagd zieht's vorüber, und mit Hebel möchte man fragen:

„Isch denn d'Sunne g'storbe, aß sie nit cho' will?"

Wenn aber die Höhe erstiegen ist, sind wir über dem Nebel, die Sonne bricht durch und treibt ihn vollends auseinander, und dann schweift der Blick weit über den Rhein

und die stumpfen Vorberge des Aargaus bis hinüber zur fernen Jungfrau und dem ganzen verschlungenen Berggewimmel des Berner Oberlandes.

Auf der Hochebene aber schauen vergnüglich zwischen den Tannen die Strohdächer der Wälderhäuser hervor; hier wohnen unsere Freunde — discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus, placuit — (Tac. Germ. c. XVI); fast bis auf den Boden herunter reicht das große historische Strohdach, das trotz aller Feuerschauverordnungen noch immer nicht dem unbequemeren Ziegeldach gewichen ist; und unter derselben Dachfirst befinden sich die Wohnungen der Menschen, der Stall und die Scheuer, hierzuland der „Tenn" geheißen, zu welchem auf der Rückseite des Hauses auf untermauertem breiten Fahrweg, dem sogenannten „Einfahr", die Frucht- und Heuwägen unmittelbar hineingeführt werden können. Vor der Wohnstube ist ein freier Raum, über den sich das Dach noch herüberwölbt, zu Aufbewahrung von allerhand Hausgerät — der Wälder heißt ihn den „Schild" — und neben diesem, vor den Stallungen, wo der Brunnen sorgsam im Schutz von Dach und Wand angebracht ist, damit er im Winter nicht zusammenfriere, ist die sogenannte „Laube".

Die niedere Wohnstube, durch deren Fenster nur das notdürftigste Licht hereinkommt, ist einfach und schmucklos; ein paar möglichst buntfarbige Heiligenbilder hängen an der Wand, und über der Tür ist etwa ein Schränklein angebracht, wo die „Papier, Brieff und Handschriftlyn", die Quelle so manchen unnötigen Prozesses, sorgsam verwahrt sind. Ein ehrwürdig Institut aber darf nirgends fehlen, das ist der kolossale Kachelofen mit seinen steingedeckten, übereinandergeschichteten Ofenbänken. Dieser Ofen hat eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Die Ofenbank heißt nicht umsonst die „Kunst" oder „Chauscht"; auf ihr liegt der Wäldler der edeln und freien Kunst des Nichtstuns und Schnapstrinkens ob, auf ihr brütet er seine feinsten Pfiffe und Schliche aus, auf ihr träumt er seine schönsten Träume. Mag der Elf in stiller Mondnacht auf schwankem Blatt des Farnkrauts

sich schaukeln oder aus dem Kelch der Glockenblume den Tautropfen schlürfen, mag der Romantiker in der Waldeinsamkeit fernen Waldhornklängen lauschen: das alles ist kein Standpunkt gegenüber der Hauensteiner „Kunst".

Adolf Stahr in seinen Pariser Briefen behauptet zwar: „der Ofen ist Prosa, und nur der Kamin ist Poesie"; — aber ein Winteraufenthalt zu Herrischried im Wald würde ihn vielleicht belehren, daß noch mancherlei irdische Dinge seinen Kategorien nicht vollkommen adäquat sind, daß unter anderm auch hier in behaglicher Ofenwärme reale Poesie sprießt. Hier summen, wie die Mücken, viele gute Gedanken um den Wälder Träumer, hier liegt — als unbewußter Pfleger historischer Sitte (ceterum intecti totos dies juxta focum atque ignem agunt, Tacitus Germ. c. XVIII) — der „Hans Jörg" „de lange Weg überem Ofen" und stützt sein Haupt mit dem Ellenbogen; hier schwebt die Erinnerung an sein „dunderschießiges Maidli", ans Vreneli mit den kastanienbraunen Zöpfen, um ihn, und er macht den Schlachtplan, wie er das nächste Mal schlauer zu ihr zu „Kilt" gehen will, daß es niemand im Dorf merkt, und wie er auch einen handfesten Prügel mitnehmen will, um dem Nebenbuhler, wenn er ihm wieder am Weg steht, Rede und Antwort zu geben. Hier sitzt — denn die Ofenbank ist hierarchisch abgegliedert — am besten Platz der Aetti und „schnätzlet seinen Tubak", und wenn der Lichtspan angezündet, dann rücken die Frauenzimmer („Wybervölker" heißt eigentlich der Hauensteiner seine Damen)

— „'s Chüngi, und 's Anne Bäbi, und d' Marei,
Mit „de Chunklen" ans Liecht, und spanne d' Saiten und
striche
Mittem Schwärtli 's Rad und zupfen enander am Ermel,"

und dann wird am Großvater gebettelt, daß er was Schönes erzähle, und wenn der Alte 's Pfifli mit Bedacht gefüllt und am Lichtspan angebrannt hat, dann läßt er sich auch bewegen und erzählt ihnen eine jener wundersamen Geschichten vom „Karfunkel" oder vom „Statthalter zu Schopf-

heim", die Hebel so getreu und wahr der Kunkelstube abgelauscht hat — oder er weiß von schlimmen Tagen, „Pestilenz und Kriegsläuften" zu berichten, und was schon längst im Winterfrost der Zeiten erfroren und begraben lag, das wird am Wälder Ofen wieder zum neuen Leben gewärmt — Lebenserfahrungen, Sagen, Lieder — und sie merken erst, wenn der Wächter draußen Mitternacht ruft, daß es schon Zeit zum Heimgehen ist.

Das ist die „Kunst" — der Mittelpunkt des hauensteinischen sozialen Lebens. Möchte es dem trefflichen Meister Kirner in München, der aus jungen Tagen so manches Hauensteiner Stücklein in seinen Mappen besitzt, einmal gefallen, der großen Welt die Hauensteiner Spinnstube und das Leben um die Kunst vor Augen zu führen.

Auf der Hochebene seiner Berge, die nur durch wenige und unzureichende Straßen in notdürftiger Kommunikation mit dem Rheintal gehalten sind, und in der scharfen Gebirgsluft ist der Hauensteiner wohl konserviert geblieben; er ist von alten Schwarzwäldern derjenige, der am meisten ehrwürdigen Rost der Vergangenheit — aerugo nobilis — angesetzt hat, und die Strömungen der letzten Jahrhunderte haben ihn, der so ziemlich „außer, neben und hinter der Welt" sein Dasein abspinnt, nicht angehaucht. Während unten im Rheintal, wo seit Cäsars Zeiten der levissimus quisque Gallorum seine Zuflucht gefunden und allerhand fremdartige Ansätze aus der Wanderung der Völker sitzengeblieben, bunte Vermischung der Stämme stattfand, blieb die hier oben seßhafte rein alemannische Volksgruppe in den geographisch streng abgeschlossenen Grenzen ihres Territoriums auch physisch in sich abgeschlossen. Heiraten mit Rheintalerinnen oder Schweizerinnen finden fast nie statt. Dazu kam dann die strenge Einungsverfassung im Mittelalter, die dem Hauenstein das Aussehen eines politisch abgerundeten Ganzen gab, und schließlich machte der unglückliche Erfolg seiner Rebellionen gegen St. Blasien und Österreich den Wälder mißtrauisch, schweigsam und in sich verschlossen. Auch ist er der einzige Schwarzwälder, dem jener Trieb des Wan-

derns in die weite Welt, des Handelns und Geldverdienens fehlt. Der Neustadter und Furtwanger Uhrmacher, der Lenzkircher Strohhuthändler sind Gestalten, die, wie der Zillertaler und Pustertaler Handschuhtiroler, in der ganzen Welt bekannt sind. Dadurch kommt natürlich auch viel weltläufiger Schliff unter die Leute und jene Schwarzwälder „Engländer", die in der Post zu Bonndorf oder sonst die „Times" lesen und sich von ihren Handelsverbindungen in der Neuen und Alten Welt unterhalten, haben weder Zeit noch Stimmung, in vergilbten Briefen und Pergamenten nach alten „Rechten und Privilegy" zu forschen.

Der Hauensteiner dagegen sitzt auf seinen Bergen fest; die Heimat mit ihrer Rauheit und Öde, mit ihrer winterlichen Schneelast und ihrem schwermütigen Tannendunkel ist ihm lieber als die ungewisse Fremde; höchstens fährt er einmal mit einem Wagen Holz nach Basel oder geht, wenn er seinen unvermeidlichen Prozeß beim Amt verloren hat, über die Berge nach Freiburg zum Advokaten. Wenn er aber just nichts zu tun hat und einen Ausflug nach seinem Behagen machen will, so wallfahrtet er hinüber nach Maria Einsiedeln oder Maria Stein, läßt sich dort im Beichtstuhl gehörig vor dem Teufel verwarnen, der in Gestalt von geistlichen und weltlichen Neuerungen „drüben im Reich" umgehe, nimmt dann als Lektüre für lange Winterabende ein paar Paradiesgärtlein, Himmelsschlüssel oder Bericht über verschiedene Wunder mit heim und tut somit, bewußt oder unbewußt, alles Erforderliche, um sich in seiner Isolierung zu erhalten.

So ist, wie die Hauensteiner Sprache und Kleidung um ein paar Jahrhunderte zurückreicht, auch in Sitte und Lebensgewohnheit manches beibehalten, was unmittelbar in das Gebiet der deutschen Rechtsaltertümer gehört und zu dessen rechtlicher Beurteilung etwa die lex Alamannorum aus weiland König Chlotarii Zeiten schon eben so sichere Anhaltspunkte gibt als die Gesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts. „Unter den hauensteinischen Sitten, deren Heimat freilich nur das Hochland ist, trägt noch manche ganz das

Gepräge der mittelalterlichen Symbolik", schreibt ein badischer Geschichtschreiber[1]). Zu dieser „mittelalterlichen Symbolik" gehören namentlich die bedeutenden Leistungen des Hauensteiners im Gebiet der Rauferei. Der seit etlichen Jahren über das Land verhängte Kriegszustand und das Schreckbild der „Kasematten" hat hierin zwar namhafte Schranken gezogen; in früheren Tagen aber fühlte man sich oft an jene im alemannischen Gesetz geschilderten Zustände erinnert, wo der Titel de rixis, quae saepe fieri solent in populo, den Fall abhandelt, so ein Streit zwischen zwei Mannen auf der Straße oder im Feld angehoben und der eine den andern erschlagen hat, und so hernach die Vettern des Erschlagenen den Gegner in sein Haus verfolgen und ihn hinwiederum dort ebenfalls totschlagen usw. — Und wenn's auch nicht gleich ans Totschlagen ging, so wuchsen doch an Sonn- und Festtagen die einfachen und qualifizierten Prügel auf dem Wald wild wie die Rosen des Feldes.

„Isch was gange?" (gegangen) fragt der Alte seinen Sohn, wenn dieser spät abends von der Kirchweih heimkommt, und wenn der antwortet: „'s isch nüt gange", so schüttelt der Alte das Haupt und meint, in seiner Jugend sei's anders gewesen. Daß aber, wenn etwas „gegangen" war, und einer ein paar ordentliche Blessuren davongetragen hatte, die Sühnung der Tat lediglich Sache der beteiligten Sippen sei, das hält der Wälder noch bis in unsere Tage fest, und es will ihm nicht einleuchten, daß auch der Staat Notiz davon nimmt. Regelmäßig traten die Familienväter der jungen Streiter zusammen und taxierten als Sachverständige die Bedeutung der Wunden und des Schadens. Die alte Probe, ob das Stück des zerschlagenen Knochens so bedeutend war, daß es, über die Heerstraße auf einen Schild geworfen, noch hellen Klang gab, wurde zwar nicht mehr vorgenommen, doch unterschieden sie technisch, ob der Schlag ein einfacher „Chlapf" oder ein „Mordchlapf" gewesen, und setzten das Wehrgeld des Schädigers fest. Hiermit war aber

[1]) J. Bader, Badenia, B. I, S. 27.

auch die Sache abgetan, oder wie der technische Ausdruck auf dem Wald heißt, „abgeschafft" („componere"), und wenn sie wegen Störung des öffentlichen Friedens noch vors Amt zitiert wurden, so brachten sie gewöhnlich das Dokument über die Abschaffung durch die Familienhäupter mit und wunderten sich höchlich, wenn sie hier und da noch „im öffentlichen Interesse" auf einige Wochen ins Gefängnis wandern mußten.

Der enge Zusammenhang der Familie oder Sippe und ein altertümlicher Brauch der Trauer zeigt sich auch noch, wenn einer das Zeitliche gesegnet hat. Da wird die ganze nähere Verwandtschaft eingeladen, und wenn einer auf viele Stunden entfernt etwa im „Heuet" oder in der Ernte schafft, so wär's ein „Affrunt", wenn man es ihm nicht ansagen ließe; und außerdem, daß beim Toten Wache gehalten und gebetet wird, wird auch ein solenner Leichenschmaus abgehalten, und unter den Beerdigungskosten figuriert oft ein Posten für Wein und Branntwein von einer Bedeutung, die auf eine zahlreiche Trauerversammlung oder auf eine sehr intensive Trauer nicht ohne Grund schließen läßt.

Auch in Wald- und Feldordnungen, beim Ausmessen der Grenzen, beim Setzen der Mark- und Malsteine, beim Bezeichnen der Grenztannen haben die hauensteinischen Agrimensoren viele altertümliche, geheimnisvolle Formen, die jedoch dem Uneingeweihten um keinen Preis mitgeteilt werden; und die Unverletzlichkeit und Heiligkeit jener Zeichen wird durch die Mär von jenen, die bei Lebzeiten die Marksteine verrückt haben und nach dem Tod als Irwische oder „füürige Männer" auf den Feldern schweifen müssen, den Gemütern eingeprägt und wird vorderhand durch die „odisch magnetische" Erklärung jener Phänomene noch nicht erschüttert werden.

In alten Zeiten übten die Markgenossen allerhand kleine Polizei und Schabernack über das, was einem Mitmärker zulieb oder -leid geschehen, und so sind auch verschiedentlich sonderbare „Bräuch" auf dem Hauensteiner Wald zu erklären. So mochte es hin und wieder zutreffen, daß einem, der

sich von seiner Frau schlagen ließ, die First am Dach eingehauen und ein Stück abgedeckt wurde, so daß ihm unversehens die Sonne vom blauen Himmel herab in die Stuben schien: ein Brauch, über den man sich in Jakob Grimms Rechtsaltertümern (S. 723) für vorkommende Fälle nähern Rats erholen kann. Und in verschiedenen Wälderakten lassen sich die Klagen junger Damen nachlesen, die vermutlich wegen allzu großer oder allzu geringer Sprödigkeit sich ein Mißtrauensvotum von der männlichen Dorfjugend zugezogen, so daß ihnen „am letzten Maitag ein ‚Schandmaien' vors Haus gesteckt wurde, bestehend aus einem Rottännlein, woran ein Besen und viel alter Lumpen, zu unterst aber zwei Strohwisch gehangen".

Ob auch der sehr schwunghafte Brauch, daß man einem, gegen den man mit Grund einen Span hat, oder einem Maidli, das dem Burschen die Liebe abgesagt, oder einem Schulmeister, der zu hochdeutsch spricht, zur Nachtzeit vors Haus rückt, sämtliche Fensterscheiben einschlägt („Inekeit") und viel anmutige Feldsteine in den Gaden wirft, zu jenen ehrwürdigen gehört, die das Gepräge „mittelalterlicher Symbolik" an sich tragen, darüber schweigen die Geschichtsquellen. Unmittelbar an die Äußerung des Tacitus: „Aleam sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo jactu de libertate et de corpore contendant", schließt sich aber jener Vorfall an, worüber der Rößlewirt von Girsbach nähere Auskunft geben kann: daß nämlich in sotaner Wirtsstube einstmals zwei Bursche miteinander des Kartenspiels gepflogen und der eine, als alles Geld und sogar der „Heckenpfennig", der alte Mariatheresiasechsbätzner verloren war, schließlich seinen Ohrlappen eingesetzt, worauf ihm, als er auch diesmal verspielt, der Gewinner ruhig, als ob sich's von selbst verstände, denselben abschnitt. „Ea est in re prava pervicacia, ispi fidem vocant." Germ. c. XXIV. — Noch über Tacitus hinaus, bis an den alten Homeros selber und der Trojer und Dardaner blutige Feldschlacht gemahnen aber die Fehden der streitbaren Jugend einzelner Dörfer gegenein-

ander, und zwischen Altenschwand und Bergalingen und hinten bei Herrischried sind schon ob untreuer Helena nicht minder schwere Kämpfe ausgefochten worden als auf dem Blachfeld am Scamander und Simois, „und graunvoll brüllte der Schlachtruf". Freilich ist die Gegenwart undankbar, und statt eines Homeros finden die Kämpfer nur einen Kriminal- oder Polizeiinquirenten vor, die Untersuchungsakten werden ihre „Ilias", und unbewundert verhallen die Streiche, die „Johann Fromherz, des grauen Hansen Langer", oder „Josef Küezi des Alexis" hochtrotzenden Muts im Gewühle der Streiter geschlagen.

Auf Zeichen und übernatürliche Erscheinungen hält der Wälder nach Art seiner Altvordern und im guten Bewußtsein, daß der Menschenwitz nicht überall hinreicht zur Ergründung der Wahrheit, noch immer ein Erkleckliches, und wenn auch der Hausvater nicht mehr in heiligen Nächten die Mistel vom Baum schneidet und damit die Gottheit prüft, so haben wir doch selber noch von einem charakteristischen Ordale vernommen. Ein alter „Salpeterer" (wir werden deren nähere Bekanntschaft in einem späteren Briefe machen), der seither die Lehre seiner Sekte von Nichtanerkennung der badischen Landeshoheit aufgegeben und ein guter Staatsbürger geworden, erzählte, das sei so gekommen: Als seine Genossen wegen ihres passiven Widerstandes viel Verfolgung auszustehen hatten, auch der eine oder andere bereits zu näherem Nachdenken in das Freiburger Arbeitshaus versetzt war, da kamen doch einige Skrupel über sie, und in nächtlicher Versammlung auf dem Felde bei Dogern wurden zwei geweihte gleich große Kerzen angebrannt, die eine für die Regierung des Großherzogs von Baden, die andere für die „gute" Sache der Salpeterer, und welche Kerze länger brenne, die solle recht haben. Selbigesmal sei aber das Salpetererlicht zuerst erloschen, und von da an habe er sich mit seinem Gewissen abgefunden und den „alten Rechten vom Grafen Hans" den Abschied gegeben.

Daß der Hauensteiner in kirchlichen Dingen nicht auf Seite der „modernen Wissenschaft" steht, wird nach diesen Zügen

klar sein. Er hält streng und treu an seinem (katholischen) Glauben. 's hat lang gedauert, bis seine Ahnen sich zur Annahme bequemten. Als der heilige Fridolinus aus Irland herüberkam und auf der Rheininsel Sacconium der christlichen Kultur eine Stätte bereiten wollte, da saßen die Hauensteiner noch als schnöde Heiden auf ihren Bergen, und die Legende weiß böse Dinge darüber, wie sie dem Apostel des neuen Glaubens mitgespielt. Noch steht beim Münster zu Säckingen die Linde, unter der der irische Dulder ein Obdach suchte und von deren Ästen die mit Gold gefüllte Tasche sich zu ihm herabneigte, als ihn die Heiden höhnisch aus der Herberge gejagt, vermeinend, er könne die Zeche nicht bezahlen; und mit Mißhandlungen trieben sie ihn später als einen explorator und insidiator pecorum von hinnen.

Nachdem sie aber christlicher Lehre sich zugewendet, hielten sie seither mit aller Zähigkeit und Treue, die den Bergbewohner überhaupt auszeichnet, daran fest, und das Unrecht der Ahnen am heiligen Fridolin ist längst dadurch gesühnt, daß er jetzt als Schutzpatron und fürnehmster Heiliger auf dem Schwarzwald wie im Rheintal verehrt wird, und daß sich's an seinem Kirchenfest im März kein Wälder nehmen läßt, nach Säckingen, wo seine Gebeine ruhen, herabzusteigen und der feierlichen Prozession, die mit den Reliquien des alten Heiligen gehalten wird, sich anzuschließen. Der Protestantismus hat sich in unmittelbarer Nähe von Hauenstein festgesetzt; Lörrach, Schopfheim, das Wiesental, alles, was früher zur Markgrafschaft Baden gehörte, ist meist protestantisch; der Hauensteiner aber ist dadurch nicht berührt; er ist stolz auf seinen katholischen Glauben und will dessen Kultus mit allen Äußerlichkeiten, mit Prozessionen, Bittgängen, Wallfahrten streng durchgeführt.

Vom Dogma weiß er im Grunde wenig oder nichts; sein kirchliches Leben ist ihm aber zugleich Sitte, Kunst, Lebensgewohnheit, und das läßt er sich nicht nehmen. Daher hat er einen tiefen Haß gegen alles, was einer Neuerung auf diesem Gebiet gleichsieht; ein neuer Katechismus oder neue Schulschriften flößen ihm einen „schaudervollen Schrecken" ein,

deutsch-katholisch und rongisch sind ihm von Rechts wegen mit nichtsnutzig identisch, und als gleichzeitig mit den kirchlichen Bewegungen im Jahre 1847 die Kartoffeln anfingen krank zu werden, sagte der Hauensteiner: „Sie sind halt auch rongisch geworden." Die badische Landtagsopposition, die damals die politische Gleichstellung der neuen Religionsgesellschaften durchsetzen wollte, hat diese Seite am Bauer ganz ignoriert, und man war nicht wenig erstaunt, als in allen Tälern und Bergen des Schwarzwaldes es sich regte und in Petitionen und Adressen ein förmlicher „schwarzer Landsturm" gegen sie losbrach und von männiglich freudig erklärt wurde, daß man „an der römischen Kirche und ihrem Oberhaupt in unzerbrochener Treuheit festzuhalten gedenke". Diese Erklärungen wurden aber hierlands nicht etwa durch Pfarrer und Schulmeister oktroyiert, sondern sind ehrlich aus dem innersten Wesen des Landvolks hervorgegangen.

So hat auch jene moderne, humane und mit einem Anflug von Rationalismus versetzte Richtung, welche der unter Wessenberg herangebildete katholische Klerus vor einigen Jahrzehnten zu vertreten suchte, nie Eingang beim Hauensteiner gefunden; er schaute immer mit Verdacht darauf, wenn nur das geringste Beiwerk am Kultus geändert werden sollte, und die Renitenz, die viele Gemeinden entgegensetzten, wenn das Rosenkranzbeten oder die Wallfahrten nach Einsiedeln hinüber nicht mehr so häufig stattfinden, oder wenn das Glockenläuten zur Bannung eines heraufziehenden Gewitters abgeschafft werden sollte, hat manchem Pfarrherrn trübe Stunden verursacht. Der Wälder will in allem Kirchlichen entschieden „Farbe bekannt" haben; darum neigt er sich auch mit Vorliebe den neuerdings aufgetretenen Jesuitenmissionen zu. Die gewaltige Redekraft der Missionäre, das ungeschminkte Ausmalen der Sünde und ihrer Folgen, die breite Schilderung der höllischen Strafen in allen Abstufungen, all dies trifft den Punkt, von dem aus sein Herz zugänglich ist, und er sieht seinem einheimischen Geistlichen scharf auf die Finger, ob dieser etwa den Kopf über die neuen Gäste geschüttelt. Wer den Hauensteiner kennt, dem ist auch die unge-

heure Wirkung erklärlich, die seinerzeit der „Kalender für Zeit und Ewigkeit", den so mancher moderne Kulturmensch naserümpfend aus den Händen legt, in den Hütten des Landmanns hervorgebracht hat. Der Ton, der dort angeschlagen wird, geht mehr in Mark und Bein als die Süßigkeiten der Basler Traktätlein oder nüchterne Erbauung im Tone der Stunden der Andacht. — Wem freilich die Volksmoral am Herzen liegt, dem bleibt manche eigentümliche Bemerkung vorbehalten; ist es doch vor kurzem vorgekommen, daß ein paar fromme Wälder, die ein großes Schmuggelunternehmen aus der Schweiz herüber vorhatten, vorher eine Wallfahrt nach Einsiedeln unternehmen ließen, um einen günstigen Ausgang zu erbeten. So einer jedoch gesehen hat, wie intensiv der Hauensteiner seinen Kultus feiert, so einer etwa am Allerseelensonntag einem Gräbergottesdienst anwohnt, wenn beim Läuten der Glocken alt und jung von allen Berghalden herab zum Friedhof herniedersteigt, mit brennenden Kerzen einen Umgang um die Gräber hält und dann in stiller Andacht der Dahingeschiedenen gedenkt, dem klingt's vielleicht selbst wie ein Ton aus alten Zeiten durchs Herz, und es wird ihm deutlich, daß hier die religiöse Übung zugleich „altheilige Sitte und Poesie" ist, und daß sie angreifen oder modernisieren zugleich an der Verwilderung des Bauern arbeiten heißt.

Dem modernen Staat steht der Hauensteiner etwas seltsam gegenüber. Was anderwärts vom deutschen Bauer überhaupt gesagt ist: „seine Stellung zum Staat und zur Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baum der Erkenntnis gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus", gilt ganz besonders hier. Sein Staatsbegriff datiert noch von den Zeiten seines bäuerlichen Selfgouvernements, als die Einungen mit ihren Einungsmeistern in versammelter Landsgemeinde tagten und die Rebmannen mit dem österreichischen Waldvogt und dem St. Blasischen Waldpropst die Angelegenheiten des Waldes austrugen. Seither ist die alte Verfassung geschwunden, der Hauensteiner ist, ohne daß eine klare Vorstellung von den welter-

schütternden Ereignissen im Beginn unseres Jahrhunderts zu ihm hinaufdrang, badischer Untertan geworden, und die Gesetze, Verordnungen und Reskripte des neuen Staats stehen immer noch wie eine fremde Welt vor ihm; er respektiert sie aber, und die passive Renitenz kam nur bei einer kleinen Sekte, den Salpeterern, die wir später kennenlernen werden, entschieden vor. Er ist überhaupt ein Mann der Autorität in allen Dingen.

In einer der Waldstädte ist ein Wirtshaus, wo die Hauensteiner seit Jahren ihre Einkehr halten, und wenn beim goldgelben Markgräfler Wein oder beim Remmetschwyler Bier die Hochländer Gäste in ihre „mittelalterliche Symbolik" zurückzufallen drohen und ihre Erörterungen aus dem Stadium parlamentarischer Entwicklung zum friedegefährlichen Dreinschlagen mit Stuhlbein und Stock gedeihen, so tritt der Wirt, mit einem der neunschwänzigen Katze sehr ähnlichen Instrument bewaffnet, auf den Tisch und erteilt von olympischer Höhe den streitenden Männern fühlbare Winke zum Frieden. Das findet aber der Wälder so in der Ordnung, daß er, weit entfernt, die Schwelle eines Hauses, wo ihm ein solches Frühstück serviert wird, nicht mehr zu überschreiten, vielmehr sagt: „Respekt vor dem Wirt, der ist ein fester Ma, der zeigt's einem!" — und er kehrt das nächste Mal wieder dort ein.

So erkennt er auch — si parva licet componere magnis — die Autorität der Staatsgewalt an und ist namentlich damit einverstanden, daß strenge Ordnung gehandhabt und mit strengen Strafen im Notfall dreingefahren werde. Wenn er auch nicht ganz auf dem Boden Hegelscher Anschauung steht, wonach die Strafe „die Negation seiner eigenen Negation" ist, so fügt er sich, wenn er wirklich etwas Unsauberes getan hat, mit Resignation den Folgen, sucht etwa die Haft sich dadurch zu versüßen, daß er im Stiefel eine Speckseite, unterm Arm das Tubaksphifli verbirgt und den Leib mit Rollen unsäglichen Tabaks umgürtet, sich zur Straferstehung stellt; wenn's aber vorüber ist, so nimmt er nicht Abschied vom Richter, ohne sich für die „gnädige Strof" bedankt zu haben.

Allein, bei der Resignation hat's auch sein Bewenden; verstehen kann der in seinen alten Erinnerungen lebende Bauersmann den modernen Staat nicht, die Gesichtspunkte eines halb bureaukratischen, halb konstitutionellen Staatssystems sind nicht die seinigen. Das Konskriptionswesen, die Ablösung des Zehnten mit ihrer verwickelten Berechnung, die zentralisierte, unter Kontrolle der Schreibstube gestellte Gemeindeordnung, die die Bewirtschaftung von Forst und Feld streng regelnden Gesetze, und namentlich der Angriff, den die Polizeiverordnungen gegen seine alten harmlosen, aber ihm teuren Sitten und Gebräuche unternommen haben: zur Beurteilung von all dem fehlt es ihm an der nüchternen Verständigkeit, wie an der Einsicht in die Gründe solcher Institutionen; er fühlt, daß sie kein Fleisch von seinem Fleisch, kein Blut von seinem Blut an sich haben. Darum denkt er mit unbestimmten Wünschen an die gute alte Zeit zurück; es ist ihm unbehaglich, er verhält sich stumpf, indifferent, in vielen Fällen hartnäckig, eigensinnig, trotzig gegen die neuen Formen. In den Vorhallen der Amtsstuben, wo dem Wälder in langem Warten allerlei Gedanken durch den Kopf fliegen, finden sich oft Inschriften, in denen sich eine sonderbare Kritik Luft macht: bei ganz unparlamentarischen Äußerungen, z. B. „wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das Amthaus in Erdboden hineinverschlüge!" auch der Ausdruck eines naiven Mißbehagens, das da fühlt, wie ihm die Weisheit der Schreibstube seinen eigentlichen Boden unter den Füßen hinwegnimmt. „Die Welt ist so voller Eitelkeiten," schrieb einst ein Wälder Kritiker, der wahrscheinlich in Konflikt mit irgendeiner ihm unbekannten Verordnung geraten war, „daß man zuletzt nicht mehr weiß, wie man auf die Füß muß stehen; der gute Euseb Völkli macht sich, wenn es möglich, zum Ländli hinaus."

Eine Heranziehung des Bauersmanns durch Hingabe an seine Originalität, durch Ergründung seiner eigentümlichen Art und Gewohnheit, im Sinn der von H. W. Riehl neuerdings so überzeugend vertretenen Bauernpolitik, kann in dieser Beziehung noch manche Runzeln auf der Hauensteiner Stirn glätten helfen, während das „Einzwängen in die ge-

raden Linien eines Staatsideals" bei diesen scharfkantigen Menschen immer ein unfruchtbares Beginnen bleiben wird.

So ist auch dem Wälder der Begriff des konstitutionellen Staats ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Seine zähe Erinnerung reicht noch in die Zeiten hinauf, wo der Kaiser im Weltlichen, der Papst im Geistlichen die Angelegenheiten der Welt lenkten, und er weiß, daß gerade damals seine bäuerliche Einungsverfassung entstanden ist; der Mechanismus des konstitutionellen Systems, wo nicht seine Interessen, sein Stand als solcher repräsentiert sind, ist ihm fremd, und zudem weiß er, daß es die Hauptursache der vielen neuen Gesetze ist, die ihm so sehr zu schaffen machen, ohne daß er sie ganz verstehen kann.

In den dreißiger Jahren, als es im badischen Land für eine gewaltige Ketzerei galt, an den Prinzipien der konstitutionellen Staatsweisheit zu zweifeln, sah sich ein alter Hauensteiner veranlaßt, zu Nutz und Frommen seiner Söhne ein politisches Testament aufzusetzen. Benedikt Tröndle hieß der Wälder Politiker, dessen Namen wir um so weniger verschweigen dürfen, als ihm heutzutag, „nach dem Ende des parlamentarischen Lebens auf dem Festland", die Anerkennung gewichtiger Parteien an der Spree wie anderwärts nicht fehlen wird. Dasselbe endigt aber also: „Und ist hienach mein Schluß: Gott, der römischen Kirche und der Monarchy treu zu bleiben, noch lieber mein Haupt durch die Schärfe des Schwerts lassen, als mit freiem Willen untreu werden. Mit der landesständischen Verfassung will ich nichts zu schaffen haben, denn die Erfahrung hat mich zur Belehrung gebracht: wie mehr Hirten, wie schlechter gehütet, und wie mehr Unheil unter Hirten und Herde entsteht. Lochmatt, am 24. Novembris 1834. Benedikt Tröndle."

Bei solchen Ansichten über Kirche und Staat ist erklärlich, daß der Hauensteiner zu den revolutionären Bewegungen in Baden sich durchaus negativ verhielt. Er hatte sich vor hundert Jahren im Kampfe um seine „alten Rechte und Privilegy" die Finger empfindlich verbrannt, um so weniger rührte er sich für Geschichten, die nur eine Weiterbildung von dem

sein sollten, mit dessen Anfängen er bereits nichts mehr zu schaffen haben wollte. Dazu hatte sich der Wälder aus den früheren Weltereignissen, soweit er ihnen von den Höhen seiner Berge zuschaute, die Erfahrung abstrahiert, die so manchem Wirtshaus- und Winkelpolitiker ganz abhanden gekommen war, daß schließlich „die großen Potentaten doch all die kleinen Händel fertigmachen". Und als im Mai 1849 so viele, ohne zu wissen warum, der Revolution und der provisorischen Regierung zujauchzten, da sagte man in Benedikt Tröndles Heimat und anderwärts: „Die Maikäfer fliegen nur bis zum Juni."

Deshalb wurde auch den revolutionären Gewalten nur gehorsamt, soweit der unmittelbare Zwang dazu nötigte, und oben auf dem Walde wurde manche ungeheuer tatsächliche Kritik des neuen Gouvernements geübt. „Im Namen der heiligen Mutter Gottes, nehm' jeder seinen Mann!" sprach der Bürgermeister eines Wälderdorfes, als ihn ein neugebackener Zivilkommissär und ein neugebackener Kriegskommissär, denen natürlich weder Schärpe noch Schleifsäbel fehlten, mit bewaffneter Macht abführen wollten, weil er das erste Aufgebot des Dorfes nicht abmarschieren ließ, und Kriegs- wie Zivilkommissär samt Eskorte, samt Schärpe und Schleifsäbel wurden von unbewaffneten Hauensteiner Fäusten die Rathaustreppen in solchem Flug hinabgefördert, daß sie unterwegs wohl kaum Zeit hatten, über das Verhältnis bäuerlicher Reaktion zur Revolution die geeigneten Glossen zu machen.

Auf der Hochebene, die sich auf dem Rücken der dunkeln Berge zwischen Säckingen und Laufenburg wellenförmig ansteigend gen Norden hinzieht, jenseits der freundlichen Wälderdörfer Rickenbach und Hottingen erhebt sich eine Hügelreihe, die eine förmliche Grenzscheide bildet. Auf dem mittleren Hügel, um den der von keiner Bergwand eingeschränkte Wind der Hochebene saust, stehen ein paar knorrige alte Buchen und ein Kruzifix; den „toten Bühl" nennt das Volk bezeichnend den Ort, und was zur andern Seite des toten Bühls liegt, das nötigt selbst dem eingeborenen Wälder eine

Art Mitleid ab. 's ist der rauhste Strich, jener hintere Wald, noch von Schnee umlastet, wenn diesseits schon die primula veris ihr Haupt fragend erhebt; die Ansiedelungen der Menschen sind noch elender und noch mehr aufs Minimum reduziert wie diesseits, und eine stille Kritik hat sich in den Beziehungen der jenseitigen. Gegenden Luft gemacht; „elendes Löchle" heißt ein Wiesengrund, und ein Bergrücken seitwärts, wo noch bei ein paar versprengten Felsstücken und Tannenbäumlein eine einsame Kapelle steht, heißt das „öde Land" oder „letzte Land", worauf denn schließlich alles aufhört.

Der tote Bühl hat deshalb auch in den Vorstellungen der Eingeborenen etwas Schreckhaftes; böse Geister gehen dort in mitternächtigen Stunden um, und noch nicht alte Kriminalakten wissen zu berichten, daß einstmals bei einer schwunghaften Diebesbande die Zusammenkünfte zur Aufnahme neuer Mitglieder nachts bei den Buchen des toten Bühls stattfanden und der Neophyt beim Kruzifix dort seinen Anteil an der ewigen Seligkeit verschwören mußte, ehe er in das ehrenwerte Kollegium rezipiert wurde.

Jenseits des toten Bühls geht man dem St. Blasischen zu, nach Niedergebisbach und nach dem Hauptdorf des Waldes, nach Herrischried, wo der Mensch nur durch tiefere Empfindungen des Herzens mit dem Defekt der Natur versöhnt werden kann.

„'s kommt mer nüt uf d'Gegnig (Gegend) an
z'Herrischried im Wald"

singt Hebel. Zu den Glanzpunkten am toten Bühl gehört auch das Dörflein Hochschür, übel berüchtigt im Munde der Nachbarn; denn so einem in der Umgegend nachts in den Keller gebrochen und Kartoffeln geholt, oder so ihm das frischgeschlachtete Schweinlein aus dem Kamin ausgeführt wird, so heißt's: es wird den Weg alles Fleisches nach Hochschür gegangen sein. Es hat deshalb schon mancher freundnachbarlich den Wunsch ausgesprochen, man sollte das ganze Nest in die Luft sprengen und eine Warnungstafel hinsetzen mit der Aufschrift: „Hier stand Hochschür!" denn der Bauer

hat für alles, was ihm unbequem ist, so wenig sentimentales Mitleid als der Kaiser Rotbart dereinst für Mailand oder Cremona.

Seitwärts von Hochschür steht ein einsames Wirtshaus. Der Wind hat schon allerlei Defekte in Dach und Fensterscheiben geblasen, was jedoch an letzteren durch sachgemäße Papierverklebung wieder geflickt ist. Den Schild zieren die drei Könige aus Morgenland, und ein abgestorbener Lindenbaum steht trübselig und wie mit gebrochenem Herzen nebenan. Diesem zu Ehren heißt auch das Wirtshaus, im Geist der jenseits des toten Bühls üblichen Benamsungen, der „dürre Ast".

In rauhen Apriltagen war mir's beschieden, mich mit einem Gefährten in diese Region des Waldes zu verirren. Nachdem wir vom toten Bühl vergnüglich in die jenseitigen Gefilde geschaut und eine Vergleichung mit der gesegneten Gegend zwischen Wittenberg und Treuenbrietzen, wo hin und wieder ein Tannenbaum, dann hin und wieder eine Windmühle und dann hin und wieder gar nichts in harmonischem Zusammenwirken am Horizont aufsteigt, nicht zu unterdrücken vermocht, überschritten wir die Schwelle des „dürren Asts". Der Wirt selber war abwesend, er war auf den Viehmarkt zu Thiengen gegangen, vermutlich um im Rößleintausch oder Kuhhandel mit den Hebräern den Grundsatz des römischen Rechts: in emtionibus et venditionibus jure naturali se invicem decipere licet, unbewußt, doch streng zu befolgen.

Dagegen machte sein Vetter die Honneurs, schüttelte jedem von uns nach Landesbrauch mit gewaltigem Druck die Hand und sprach: „Gottwilche!" (Willkomm). Selbiger Vetter war ein Wälder in mittleren Jahren, von dessen proportioniertem Durst die rötlich strahlende Nase hinlänglich Zeugnis gab, wie denn auch ein leeres Schnapsgläslein am Platz, wo er gesessen, auf seine Bestrebungen in der Gegenwart hinwies. Wegen seines Gesichts hieß man ihn den „füürigen Alexander".

Auf die Forderung eines Mittagsmahls und eines guten Trunks Wein geriet der „füürige Alexander" einigermaßen

in Verlegenheit und gestand, daß sie eigentlich auf die Einkehr von „Herren" nicht gefaßt seien; auch seien schlechte Zeiten, die Kartoffeln schon aufgezehrt, Gemüse wachse nicht hier oben; wenn's nicht zu spät wär', so würde er indes gern nach Herrischried, der Hauptstadt, hinübergehen und beim Herrn Pfarrer ein „bizzele Suurkrut für die Herren vertlehnen". Als ihm jedoch erklärt wurde, daß man sich ganz in die landübliche Küche füge, begann Alexander den Tisch zu decken. Hier entspann sich eine große Frage. Die Kleinodien des „dürren Asts" bestanden aus einem einzigen silbernen Besteck, das nach Fasson und Alter füglich einmal von einem „frummen Landsknecht" hier oben als Kriegsbeute vertrunken worden sein konnte. Dieses wurde hervorgeholt; da aber Alexander nicht recht entziffern konnte, wer von beiden Gästen der fürnehmste sei, und es ihm ein Affront schien, wenn er einen allein mit dem Ehrenbestecke bedachte, so kostete dies einiges Kopfzerbrechen, bis er den gordischen Knoten dadurch löste, daß er dem einen Platz das silberne Messer, dem andern die silberne Gabel zuteilte. Infolge des totalen Mangels an Gemüse und Beilage bestand die Mahlzeit im „dürren Ast" in einem Stück Rindfleisch und Speck; der Wein war so wehmütig zusammenschnürend, daß einem minder starken Charakter die Versuchung zum Schnaps sehr nahegelegt war.

In der Wirtsstube am Ofen saß ein Maidli, das emsig Kleidungsstücke anfertigte, und bei ein paar Gästen aus Hochschür war ein alter Schuster mit der Konstruktion eines Paars Wälder Stiefeln beschäftigt. Der „füürige Alexander" erklärte uns wehmütig den Zweck dieser Arbeiten. Die große Not in diesen Waldgegenden, das Überhandnehmen eines bäuerlichen Proletariats ohne allen Grundbesitz und ohne die Möglichkeit, in dieser Abgelegenheit durch Handarbeit etwas zu verdienen, hatte die Staatsregierung veranlaßt, eine Auswanderung der Bedrängtesten nach Amerika auf Staatskosten zu organisieren. — Es war damals auf dem Wald große Bewegung; in Herrischried wurde in verschiedenen Ateliers geschneidert und geschustert, um die Betref-

fenden zur Fahrt übers „große Wasser" gehörig auszustaffieren. Unter denen, die von der Gemeinde als die Auswanderungswürdigsten vorgeschlagen waren, befand sich auch unser Wirt-Stellvertreter. Er warf einen Blick voll später Selbsterkenntnis auf seine Jugend zurück und erklärte, wie er von jeher lieber auf die „Kunst" herumgesessen und Tubak geraucht habe, als was Ordentliches gearbeitet; wie es ihm früher geschienen, „lieber ein leerer Darm als ein müder Arm", und wie er in allen Wechselfällen des Lebens dem Grundsatz: „g'soffe muß doch sy!" treu geblieben. So sei er allmählich um sein Gütlein gekommen, und außer dem roten Gesicht habe sich auch eine Art Verwirrung im Kopf, eine eigentümliche „Kopfsinnierung" bei ihm eingestellt, so daß er jetzt hier „nüt mehr nutz" sei. Zum Heiraten hatte es Alexander nicht bringen können. Dagegen stellte er uns das schneidernde Maidli am Ofen als seinen Schatz oder, wie auf dem Wald in herber Roheit die armen Personen heißen, die ohne die Weihe der Ehe mit Kindern gesegnet sind, als sein „Wybertier" vor, das er jetzt mit nach Amerika nehme und drüben zu heiraten gedenke.

Die Notwendigkeit des Auswanderns erkannte er mit Resignation an und sprach sich dankbar über den Staat aus, der ihm die Möglichkeit dazu gab; wie denn überhaupt beim bäuerlichen Proletariat jener schäbige verbissene Haß, den der moderne Mann des vierten Standes gegen alles, was nicht ist wie er, ex officio hegen zu müssen glaubt, selten zu finden ist. Der „füürige Alexander" war sich im Gegenteil über den Grund seiner Verkommenheit klarer als alle, welche in gleichen Umständen ihn in der falschen Organisation der Gesellschaft suchen; und sogar als wir ihm eröffneten, wie er in den Vereinigten Staaten, um Arbeit zu finden, den Genuß geistiger Getränke abschwören müsse, und wie die Aufnahme in den Mäßigkeitsverein eine Hauptbedingung seines Fortkommens drüben sei, meinte er, er werde sich halt auch das gefallen lassen müssen, zumal da er in der Alten Welt noch für einige Jahre seines Lebens „vorausgetrunken" habe.

Von einer Sorge konnten wir unsern Freund im „dürren Ast" befreien. Er hatte einen stattlichen jungen Hund, den er nicht mit „ins Amerika" nehmen, auch bereits nicht mehr füttern konnte. Diesen kauften wir ihm für ein ansehnliches Geldstück ab. Da sich aber der Zweifel erhob, ob er bei den Leuten jenseits des toten Bühls auch gedeihen könne, so wurde vorgeschlagen, ihn vorerst „fest" machen zu lassen. Es sei, so wurde uns vertraut, ein alter Mann im Dorf, der „Oberibacher Seppli", der Wissenschaft von viel Geheimnissen und allerhand alte Bücher, zum Beispiel auch des Doctoris Fausti Höllenzwang besitze, und sei kein Zweifel, daß er gegen Wetter, Hagelschlag und Viehkrankheit einen guten Spruch wisse, sowie denn einer sogar behaupten wollte, er verstehe ein Gebet, mit welchem man seinem Feinde, auch wenn er weiter als eine Tagreise entfernt sei, unversehens eine Tracht Prügel auf den Hals beten könne. Da jedoch der Oberibacher Seppli nicht gern vor Herren seine Kunst zeigte, weil er fürchtete, das Bezirksamt möchte Notiz davon nehmen, und weil er in früheren Zeiten, als der den Geist „Astorus", dem alle Schätze auf dem Wald untertan sind, beschwören wollte, einmal von der Obrigkeit bös ausgewischt worden war, so wurde der Hund zu ihm geführt und in Bälde als „gefestet" wieder zurückgebracht. Dabei wurde eine auf dreieckiges Papier geschriebene Formel übergeben, die nach dem Rat des Festmachers dem Hund, wenn er je krank werden sollte, in blauem Band um den Hals gehängt werden müsse, worauf sich alles geben werde. In der Formel aber kamen neben vielen Kreuzen und Schnörkeln auch die bösen Worte: „Asrias", „Aestrias", „Sruss", „Srass", „Ateststooss" vor, und blieb uns völlig unklar, ob der Ibacher Seppli sie dem Keltischen oder Chaldäischen entlehnt hat.

Da in dem bisher im „dürren Ast" Erschauten einiger Beleg für den übeln Leumund zu finden war, dessen sich Hochschür erfreut — wird ihm ja nur von dem im Waldshutischen gelegenen Nest Segeten die Ehre des „Bestverleumdeten" streitig gemacht, wie dies der Volksmund aus-

drückt: „Hochschür und Sägeten gibt Eine Trägeten" (Traglast, d. h. sie wiegen beide gleich schwer) — so schien es angemessen, nach den Ursachen solchen Verfalls zu forschen.

Äußere Ungunst von Klima und Wetter, das in dieser 3000 Fuß hohen Hochebene um so rauher ist, da keine Berge, wie in höheren Schweizer Tälern, als Schirmwand sie umschließen, läßt dem Boden nur das Kärglichste abringen, und die Art, wie hier oben Feld und Wiese bebaut werden, gehört noch ins Gebiet der rohesten Empirie. Für die neuen technischen Hilfsquellen aber, die der Regierung in der wohlwollendsten Weise den Wäldern zugänglich machen wollte, war der Bauer hier wie anderswo mißtrauisch und unempfänglich zugleich und glaubte, es müsse „etwas dahinter stecken", daß die Herren vom landwirtschaftlichen Verein mit neuen Pflügen, Sämereien und Wiesenkulturarbeiten ihn, ohne daß er etwas dafür zahlen solle, eines Besseren zu belehren versuchten; er nahm zwar die ihm gratis gegebenen Vorräte sachdienlich an, im übrigen aber blieb er beim alten.

Da der Landbau seine Leute nicht sämtlich ernährt, verfiel ein Teil auf Industrie, z. B. Nagelschmieden; allein, das war eine harte Arbeit, und als Beigabe hierzu kam das Schnapstrinken in Gang, mit welchem nicht nur der Verdienst, sondern auch die gesunde Kraft und das Selbstgefühl verlorengingen. Dazu kamen die vielen unehelichen Kinder, die überall ein zuverlässiger Grundstock für ländliches Proletariat sind. Leider ist auf dem Wald über allzu große Sprödigkeit des Weibervolks nicht zu klagen, und nur selten wird durch nachfolgende Ehe, wie in andern Gebirgsländern, das allzu vertraute Verhältnis wieder gutgemacht.

So waren denn verschiedentliche Insassen von Hochschür schließlich zu dem Resultat gekommen, daß es besser sei, andere für sich arbeiten zu lassen; und wenn ein anderer, der noch ehrlich geblieben war, ein Brätlein oder ein Stück Rauchfleisch im Kamin hängen, oder wenn er gar ein Schweinlein geschlachtet hatte, so fanden sich zur Nachtzeit gewöhnlich verschiedene Teilungsliebhaber ein, zum Teil mit einer Fein-

heit, welche Hebels unsterblichem Trifolium, dem Zundelfrieder, dem Zundelheiner und dem Zirkelschmied, alle Ehre gemacht hätte, sich ihren Anteil expropriierten.

Die Honoratioren des Dorfes aber, sowie in manchen benachbarten die „großen Bauern", gingen in einem andern Fache mit einem Beispiel voran, dessen schädliche Wirkung nicht scharf genug geschildert werden kann: sie prozeßten miteinander, bis Hab und Gut den Advokaten verfallen war. Der Prozeßlöwe des Waldes war kurz vorher gestorben, und die im „dürren Ast" Anwesenden bemühten sich, das Material zum Nekrolog des großen Toten den fremden Gästen zu liefern. Und da mit Fug anzunehmen steht, daß der Verstorbene als der letzte Mohikaner seines Schlags — denn zwischen Herrischried und Niedergebisbach wird bald keiner mehr soviel zu verlieren haben, als er durchs Prozeßgewinnen verloren hat — in Mythus übergehen, auch als Gespenst noch in verschiedenen Amtsstuben um Mitternacht umgehen wird, so schien es uns passend, Akt davon zu nehmen.

Peter Gottstein, der alte, war ein reicher Bauer von Hochschür und nächst dem „Spittelhannes" von Niedergebisbach, der aber vom Geisterbeschwören aufs Münzfälschen verfallen war und deshalb seine alten Tage in einer Strafanstalt zubrachte, der pfiffigste Kopf unter den Mannen-jenseits des Bühls, und Stücklein von ihm, wie er nicht nur die Juden von Thiengen, sondern auch Basler Kaufherren überlistet, von denen es doch im Sprichwort heißt: „Es gehören neun Juden dazu, um einen Basler dran zu kriegen", werden in der Nachwelt leben. Das wahre Diplom eines feinen Kopfes glaubt aber ein Wälder erst dann aufweisen zu können, wenn er einen Prozeß gewonnen hat und dies schwarz auf weiß und von Rechts wegen besitzt. So kam er aufs Prozessieren, und landauf, landab, wo er einen Vertrag abschloß, brachte er auch gleich die Hintertür darin an, die zum Prozeß führte, und ob's um eine Sägmühle oder um ein Paar Ochsen ging, Peter Gottstein klagte beim Amt, und wenn sich der Gegner vergleichen wollte, sagte er: „'s muß usprobyrt sy", und wenn er's beim Hofgericht verlor, ging er

ans Oberhofgericht nach Mannheim und sagte wieder: „'s muß usprobyrt sy", und wie er's auch dort einmal „verspielt" hatte, zeigte er noch die Appellation an „den höchsten Richter der Lebendigen und Toten" an, was aber nicht prozeßordnungsmäßig war.

So war das „Streitpeterle", wie ihn seine Nachbarn nannten, allmählich immer unterwegs von einer Kanzlei zur andern oder zum Advokaten, und auf der Säckinger Amtsregistratur, wo die Akten nach den Ortschaften in Fächern liegen, wurde neben Hochschür noch ein besonderes Fach, das Fach „Peter Gottstein" angelegt, und in Waldshut, St. Blasien, Schopfheim und Basel war kein Schreiber bei Amt, dessen Protektion er sich nicht erfreut hätte, und oft hatte er bei drei bis vier Tagfahrten zugleich zu erscheinen. Und wie's immer besser im Lauf war, schaffte er sich auch ein Landrecht und eine Prozeßordnung an und machte seine Schriftsätze wie ein Studierter, und den Amtleuten hatte er's auch abgelernt, wie man sein Geschäft im laufenden erhält. Aus den vielen Aktenstücken, die ihm zugestellt wurden, legte er selbst eine Registratur an und verfügte das Geeignete darauf, Nro. für Nr.; z. B. wenn ihm der Advokat schrieb, jetzt müsse er die Kosten vorschießen, sonst bleibe die Sache stecken, so verfügte Peter Gottstein auf das Schreiben: „Beschluß: Ist nunmehr die braungefleckte Kuh zu verkaufen und dem Advokat die Hälfte von seinem Geld zu schicken. NB. mit der anderen Hälfte kann er warten."

All die gewaltigen Kosten waren ihm nichts gegen die Ehre, und er sagte so selbstgefällig, er habe schon soviel Gerichtssporteln bezahlt, daß man den Beamten im ganzen Oberrheinkreis dafür goldene Knöpfe auf die Uniformen setzen könnte, und wie ein Indianer die Kopfhäute seiner Feinde, so hing er alle Sportelzettel, und zwar girlandenweise zusammengeheftet in seiner Hütte auf. Schließlich ging aber eine Kuh nach der andern aus dem Stall, die Kosten wuchsen ihm über den Kopf, und selbst das feine Stücklein, daß er einmal dem Akziser, der die Sporteln etwas unsanft von ihm gefordert hatte, einen Injurienprozeß anhing und

gewann, ließ sich nicht zum zweitenmal machen. Eben sollte ihm der Gerichtsbote die Verfügung bringen, daß sein Haus versteigert werde, da ging er erzürnt fort, um diesem Schlag auszuweichen, und starb plötzlich. Seinen Nachkommen hinterließ er eine geordnete Registratur, ein paar Dutzend unvollendete Prozesse und die tröstliche Gewißheit, daß sein Nachlaß in Gant fallen werde.

Daß dieser würdige Hochschürer Jurist trotz alledem eine komische Figur gewesen, darüber war das Publikum im „dürren Ast" ziemlich einig, sowie man auch daran nicht zweifelte, daß Peter Gottsteins Geist wegen der unvollendeten Prozesse umgehen müsse, bis sie alle gewonnen seien. Es ließen sich aber ernste Erwägungen daran knüpfen; denn damals, als der Bauersmann sein hergebrachtes Recht sich selbst wies, als statt Aktenstöße lebendige Symbole ihm das Recht in einer Sprache, die er verstand, einprägten, als statt in „qualmenden Schreibstuben" unter freiem Himmel getagt wurde, war der bäuerliche Prozeßkrämer eine Unmöglichkeit, und Jakob Grimms Klagen über die Verdumpfung des Bauersmannes, den viel tausend Paragraphen der modernen Legislation gegenüber[1]), fanden hier einen tatsächlichen Beleg.

„Bhüt Euch Gott, und im Willaringer Tannwald habt Sorg vor dem Meisenhart Joggi!" sprach der „füürige Alexander" zum Abschied. — Im Hauensteinischen gibt's nämlich auch aparte Geister, die nicht einmal in Görres Mystik, jenem Hof- und Staatskalender der Geisterwelt, nach Rang und Titel angeführt sind. Ein solcher ist der Meisenhart Joggi, der sich lediglich im Tannenwald auf dem Eggberg aufhält und dessen amtliche Stellung im Geisterreich darin besteht, heimkehrende Biedermänner irrezuführen oder sonst durch mannigfachen Schabernack auf die Verwirrung ihrer Begriffe hinzuarbeiten, was er denn mit Geschick und Humor tut, und wenn nur die Hälfte von der Meisenhart Joggi-Tradition ihren Grund hat, so existiert gar mancher, der seinen Schädel seitab vom Weg schon hart an die Willa-

[1]) Siehe: Deutsche Rechtsaltertümer. Einl. S. XVI, XVII.

ringer Tannen angestoßen hat und zum Glauben an den Joggi bekehrt wurde. Und durch alle Ungunst der Zeiten und durch den Zweifel schnöder Rationalisten hindurch hat der Meisenhart Joggi seine Existenz behauptet, wiewohl niemand ergründen konnte, ob er als Unterstaatssekretär oder vortragender Rat oder gar nur als Volontär in diesem Geisterdepartement arbeitet, und warum er seine soziale Position gerade zwischen Egg und Willaringen gefunden hat. Darum wär's auch ein frevelhaft Beginnen, den Hauensteinern dort jene Hebelsche Geistertheorie vorzutragen:

„Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse
Stigt er eim in Chopf und mach zerrütteti Sinne.
Selle Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
's goht mit eim z'unterst und z'öberst, der Bode will unter eim breche,
D' Brucke schwanke, d' Berg biwege si, alles isch doppelt;"

um so mehr, als entschiedene Tatsachen vorliegen, daß auch solche, die nur ein „einzig Schöppli" beim alten Balthes zu Willaringen oder sonst getrunken haben, nicht ungerupft durchkamen.

Seither ist viel Wasser den Rhein hinabgeflossen. Wir haben unsern Rückzug von Hochschür glücklich durchgeführt, ohne dem Meisenhart Joggi und ohne dem Geist Peter Gottsteins begegnet zu sein; der „füürige Alexander" aber ist mit ein paar hundert Leuten von jenseits des toten Bühls nach Amerika übergewandert. Wenn er je drüben am Arkansas sitzt und denkt, wie schade es dort um „den schönen Durst" sei, so möge es ihm in die Ohren klingen wie ein Rauschen der alten Tannen und ein Kichern des Meisenhart Joggi, und möge ihm leise zuflüstern, daß der „dürre Ast" bei Hochschür noch am alten Fleck steht und der „rote Ochsen" zu Herrischried auch noch, und daß Meister Albiez, der „Ochsen-Hannes", noch immer die größte Faust auf fünf Stunden im Umkreis hat, und daß er noch manchmal in stillen Abendstunden einen schlimmen Gast so prompt hinausspediert, daß kaum ein nebel-

hafter schwarzer Streif als Spur von der Kometenbahn des Unglücklichen durch die Wirtsstube zu erschauen ist.

Allen Hauensteiner Landeskindern aber, die seither das Erdreich um den toten Bühl mit dem der Neuen Welt vertauscht haben, wünschen wir guten Tag drüben, und so einer, was indes kaum zu vermuten steht, ein Reis vom „dürren Ast" mitgenommen und jenseits in amerikanischen Boden gepflanzt hat, so möge ihm ein schattiger Baum draus erwachsen, worunter er, wie weiland Graf Eberhard im Bart unter seinem Weißdorn, in späten Tagen träumend sitzen mag.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Der Hauensteiner ist nicht von ungefähr eine so besondere Erscheinung, er hat auch eine besondere Geschichte hinter sich, die freilich etwas schief für ihn ausging. Den Urkantonen in der Schweiz, den Appenzellern, den graubündischen Unionen gelang es, sich zu unabhängigen Bauernstaaten zu entwickeln und in hartem Kampf zu behaupten; der Hauensteiner, der im Mittelalter unter einer kräftigen Einungsverfassung sich zu einer ganz respektabeln Bauernschaft zusammengeschart hatte, konnte sich dagegen aus den herrschaftlichen Netzen des Gotteshauses St. Blasien, in die er aus falscher Berechnung geraten war, nicht zu rechter Zeit losmachen, und als merkwürdigerweise erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sonst wohl nirgends solche Emanzipationsbestrebungen im deutschen Bauernstand vorgekommen, vielmehr dumpfe Apathie längst über ihn eingebrochen war, es ihm endlich gelang, sich von St. Blasien loszukaufen, da wollte er auch noch den zweiten Schritt tun und sich der österreichischen Herrschaft gegenüber zur reichsunmittelbaren freien Bauerngrafschaft emporringen. Allein vor hundert Jahren war ein Fechten mit Morgensternen und Streitkolben, wie es die Eidgenossen bei Morgarten und am Stoß mit Erfolg geübt, nicht mehr sachdienlich, und im Federkampf mit den Verfügungen des Reichs-

hofrats zu Wien, im großen und kleinen Intrigenspiel am kaiserlichen Hofe sowie im offenen Gefecht mit den ungarischen Grenadieren, deren Handgranaten ganz „wider die Abrede" waren, mußte der Bauersmann unterliegen und verlor seine Einungsverfassung samt der alten Landfahne, unter der er früher, anstatt Rekruten zu stellen, selber kriegsbereit ausgezogen war.

Jedenfalls ist es eine spezifische Erscheinung, daß zweihundert Jahre nach dem Bauernkrieg und ein halb Jahrhundert vor dem Zeitalter der „allgemeinen Menschenrechte", mitten in den großen Strömungen des österreichischen Sulzessionskrieges, angesichts der am Oberrhein stehenden Heere, es einer Partei im Hauensteiner Schwarzwald einfiel, für die „angeblichen alten Rechte und Privilegy" der Grafschaft Hauenstein, die sie bis zum fabelhaften Grafen Hans von Hauenstein ins vierzehnte Jahrhundert hinauf datierten, in offenem Aufruhr gegen Österreich sich zu erheben, einer der stärksten Anachronismen, die in der Geschichte des deutschen Bauers vorkommen werden. Immerhin aber bleibt die Zähigkeit und Ausdauer, mit der diese Bauern ihre angeblichen Rechte nicht nur dem Kloster St. Blasien wie dem österreichischen Waldvogteiamt und der Regierung in Freiburg gegenüber, sondern auch durch autochthonische Diplomaten von Bergalingen und Dogern unmittelbar am Kaiserhof zu Wien durchzufechten suchten, der tragische Schluß, der die einen an den Galgen zu Albbruck, die andern von ihren Tannenwäldern weg in die Verbannung nach Siebenbürgen hin führte, und das Nachzittern dieser Geschichten in der Tradition und den Wünschen der Enkel selbst in der Gegenwart ein kulturgeschichtlich bedeutsames Problem. Sie haben sich freilich seit dem Mittelalter her eine gewisse Praktik in „gefährlichen Verbündtnuß und Zusammenschickungen, Uffruhr, Empör- und Rottierung" erworben, und das altalemannische Wesen scheint der Rauferei im kleinen und großen wesentlich Vorschub zu leisten.

Von alters her waren die Hauensteiner freie Leute, in ihren Einungen zu selbständigen Föderationen abgeschlossen;

sie gehörten nach der von den fränkischen Königen gemachten Gaueinteilung zum Albgau, über welchen eigene Gaugrafen gesetzt waren. Als dann in den Verwirrungen des frühen Mittelalters aus den Grafschaften da und dort die Anfänge einer Landeshoheit herauswuchsen, finden wir die Grafen von Stühlingen als erbliche Herren im oberen Albgau, während das Schicksal der Grafschaft Hauenstein bis auf Rudolf von Habsburg im Dunkel liegt. Dieser besaß die grafschaftlichen Rechte mit vielem Grundeigentum in diesen Gegenden und übte sie nicht mehr im Namen des Reichs, sondern kraft eigener Landeshoheit aus; Kaiser Albrecht aber führte dies vollends durch. In dem habsburgisch-österreichischen Urbarbuch, das der in diesen Regionen heimische Schreiber Kaiser Albrechts, „Meister Burkard von Frikk" (im benachbarten aargauischen Fricktal), zwischen 1303 und 1311 zusammenschrieb[1]), sind die officia zu Säckingen, Wehr, zu Waldshut, „und uffem Walde" genau verzeichnet. Daraus geht bestimmt hervor, daß die Herzöge von Österreich damals als „Grafen zu Habsburg", „Kastvögte zu Säckingen und des Gotteshauses von St. Blasien", und als „Herren zu Waldshut" Gülten, Nutzen, Steuern und allerhand Rechte von den Insassen des Hauensteins beanspruchten, auch über „Dieb und Frevel" richteten.

Da aber ein urkundlicher Nachweis über die Entstehung dieser landeshoheitlichen Befugnisse nie zu führen war, so war hier immer die partie honteuse des Hauensteiner Staatsrechts, und dem Bauer wollte die Verwandlung der alten, von „Kaiser und Reich wegen" gesetzten Grafschaft in erbliche Herrschaft des Hauses Österreich nie recht zu Kopf, und er knüpfte bei seinen späteren Bestrebungen immer wieder am „letzten Grafen" und am damaligen Rechtszustand an, ohne jedoch mehr als dunkle Tradition anführen zu können.

Da, wo der Rhein über die Felsen des Laufensteins sich in wildem Strudel Bahn bricht, stehen die Trümmer der Feste derer von Habsburg-Laufenburg, die als „Vögte auf dem

[1]) S. Bibliothek des Lit. Vereins Stuttgart, Bd. XIX.

Wald von der gnädigen Herrschaft zu Österreich wegen" residierten, und im alten Schloß zu Hauenstein, das sich hart am Rhein an der Heerstraße nach Waldshut auf stumpfem Felsrücken erhebt, wurden die Waldvogteigerichte gehalten. In jenen Zeiten des Thronstreits zwischen Albrecht von Österreich und Adolf von Nassau sowie zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer, als Schwaben ohne Herzog und das Reich ohne Kaiser war, bildete sich im Hauensteinschen durch Einung der verschiedenen Tal- und Berggemeinden eine eigentümliche Bundesverfassung. Wie die Clans im schottischen Hochland oder die Bünde in Rhätien und der Schweiz traten die Waldgemeinden zusammen, „einander zu helfen in Frieden oder Unfrieden gegen männiglich, so sich wider uns setzet oder uns angreift. Die auf dem Walde sollen Volkes gegen den Feind stellen drei Teile, Totnau und Schönau den vierten Teil, alles jedoch ohne Abbruch der Rechte des Hauses Österreich und der Abtei St. Blasien."

Acht Einungen bildeten den Kern dieses hauensteinischen Bauernstaates: ob der Alb Dogern, Birdorf, Wolpadingen und Hächenschwand; unter der Alb Görwyl, Rickenbach, Hochsal und Murg. Dazu kamen die zugewandten Vogteien Totmoos, Schönau und Totnau und der St. Blasische Twing und Bann. Jede Einung stand unter einem Einungsmeister; diese zusammen als „Acht-Mannen" wählten den „Redmann". Dieser führte die oberste Leitung aller Einungsgeschäfte und vertrat die Bauernschaft beim österreichischen Waldvogt wie beim St. Blasischen Waldpropst, schrieb Steuern aus zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben und zog mit dem Kriegsaufgebot unter flatternder Landfahne ins Feld oder wenigstens an den kaiserlichen „Landhag", der mit seinen Verhauen und Schanzen an den Hauptpässen das Land schützen sollte.

Die Einung hatte aber ein Element in sich, welches früh oder spät Konflikte unvermeidlich machte. Das war das Stift St. Blasien, das in der Einöde des Albtals vor allen andern Schwarzwaldklöstern Macht und Ansehen gewonnen hatte. Angezogen von den Vorteilen der Immunität („die höchste

Spitze echten Eigentums hatte in den Augen der ärmeren Menge des freien Volkes minderen Wert als der breite Schatten, unter dem sich's im Schutze des Mächtigen ruht." Grimm), hatten im Lauf der Zeit viele der freien Bauern ihre etwas drückende Freiheit gegen die Stellung klösterlicher Zins- und Dienstleute von St. Blasien getauscht, insbesondere, um dadurch von der Last des Kriegsdienstes frei zu werden. Diese Zinsbauern waren aber immer noch freie Leute und durch das Vogteirecht der Abtei den eigentlich leibeigenen Leuten derselben keineswegs gleichgestellt. So unterscheidet das habsburgisch-österreichische Urbar die Leute auf dem Walde sehr scharf in „vrie Liute", „barkommen Liute" (d. h. die ihr Gut dem Kloster dargeboten hatten) und „Gottshusliute".

Das Gotteshaus aber machte zwischen den dargekommenen freien und seinen leibeigenen Leuten, die, wie z. B. die Talbewohner von Bernau und Menzenschwand, in Zwing und Bann des Klosters standen, nicht mehr viel Unterschied, dehnte auch seine Dinggerichtsbarkeit auf die ganze Grafschaft Hauenstein aus, wiewohl diese kaiserliche Bestätigungen ihrer Privilegien, daß sie freie Leute mit eigenem Gericht und freier Pirsch sein sollten, für sich hatte, und suchte mit mönchischer Schlauheit und wirklicher Verkennung der historischen Rechtsverhältnisse den Bauer unter den Druck der Hörigkeit zu bringen.

Auf die klösterlichen Urkunden und Schriften hatte daher der Wälder eine ebenso große Malice, als er seinerseits viel auf seine eigenen „alten Handfesten und Privilegien" hielt, die freilich eigentlich nirgends existierten. Im Bauernkrieg gab's einmal Gelegenheit, das St. Blasische Archiv grünlich zu bereinigen; ein heller Haufen aus dem Hauensteinschen „verruinierte" damals die Bibliothek und Zubehör so durchgreifend, daß, wie der gelehrte Abt Gerbert klagt[1]), man damals bis an die Knie in zerrissenen Urkunden waten konnte.

[1]) Historia nigrae silvae II. p. 348.

Diese momentane Aufwallung, an der auch die Wiedertäufer und Meister Hubmeier in Waldshut schuld waren, abgerechnet, bestand der Verband der Waldbewohner mit der gefürsteten Reichsabtei St. Blasien durch alle Kriegsläufte des siebzehnten Jahrhunderts hindurch. Als aber 1725 das Kloster zu Auffrischung seiner alten Rechte und Leibeigenschaftsgefälle eine genaue Aufzeichnung aller Einwohner im Hauensteinschen vornehmen ließ, je nachdem sie frei oder stiftseigen waren, auf eigenen oder Klostergütern saßen, als aus den Listen über Zinsen, Fastnachthühner, Ehrtau und Leibfall das Gespenst der Leibeigenschaft selbst auch gegen die Freien wieder aufzusteigen drohte, wiewohl sie durch kaiserliche Verordnungen aufgehoben war, da rottierte sich der Wälder zusammen und legte sich seine alten Rechte nach eigenen Heften aus.

Damals trat an die Spitze derer, die sich der Leibeigenschaft zu erwehren suchten, ein Prachtexemplar von einem bäuerlichen Demagogen, Johann Fridolin Albiez, Einungsmeister von Birndorf, der zugleich den Salpeter im ganzen Hauensteinschen gewann, daher der „Salpeterhannes" geheißen, ein trotziger und frommer Mann, der ebenso kräftig zu fluchen als den Rosenkranz zu beten verstand.

Der Bauer, wenn er störrisch wird, revolutioniert immer nur nach rückwärts, d. h. er will auf einen Zustand zurückgehen, der vor dem jetzigen, ihm unbequemen vorhanden war, auch etwa durch „Brieff, Siegel oder alte Pergament" nachgewiesen werden kann; er will die „gute alte Zeit", während er für moderne Prinzipien keine Hand rührt. So ging der Salpeterhannes auf die alten Zeiten zurück, wo die Grafen von Habsburg-Laufenburg als Vögte über den Hauenstein gesetzt waren, und erfand die Mär, daß deren letzter Sproß, der Graf Hans von Hauenstein, als er ohne Erben starb, in seinem Testament verfügt habe, daß die Grafschaft frei an Reich und Kaiser zurückfalle und im alten Recht der Reichsunmittelbarkeit erhalten werde. Nur der Kaiser sei der Schutzherr des Landes, und so wenig sie dem Hause Österreich als solchem gehörten, so wenig habe St. Blasien gegründete

Rechte auf sie; die Leibeigenschaft aber sei ein Ansinnen des Klosters, das freien, reichsunmittelbaren Bauern nicht zieme.

Solche Lehren, in nächtlichen Versammlungen vorgetragen und durch altwiedertäuferische Ideen gesteigert, daß bald unter Gottes Leitung die alte Zeit zurückkehren werde, wo jeder frei ist, nur das Wort Gottes richtet, der Hausvater unter dem Baum vor seinem Hause die Angelegenheiten der Seinen schlichtet und „Herren und Soldaten totgeschlagen, die Güter der Gegner aber von den erwählten Brüdern geteilt werden", schufen dem Salpeterhannes bald einen gewaltigen Anhang.

Er begab sich hierauf selbst nach Wien, indes seine Freunde zu Haus ohne Entgelt seine Felder bestellten, seine Ernte einheimsten, um, getreu dem Wälder Grundsatz: „'s muß usprobyrt sy", vom Kaiser selbst Abhilfe der Klagen gegen St. Blasien zu erhalten. Und wiewohl er dort sofort ausgewiesen wurde, verbreitete er bei seiner Rückkehr die Mär von einem Gnadenbrief zur Wahrung der alten Rechte, den ihm der Kaiser selbst unterzeichnet und besiegelt; er tobte mit seinem Anhang durchs Land, bis ihn die österreichische Regierung festsetzen und nach Freiburg bringen ließ, wo er in enger Haft starb.

Die Leute seiner Partei hießen die „Salpeterer"; während die Einsichtigen, Ruhigen, die ihnen gegenüberstanden, „Halunken" geschimpft wurden; die hauensteinschen Piepmaier aber, die ängstlich auf dem Speicher standen und zwischen den Dachsparren hinauslugten, ob die Salpeterer- oder die Halunken-Aktien höher stiegen und ob es Zeit sei, etwas mehr rechts oder etwas mehr links zu rücken, wurden in köstlicher Parteibezeichnung die „Sparrenguder" oder „Sparrengükkler" genannt.

Nach dem Tode des Salpeterhannes hatte seine Partei einen Märtyrer oder Heiligen an ihm. Der Bauerntumult währte fort; dem neuen Abt zu St. Blasien wurde die Huldigung, als er schon unter der Linde zu Weilheim auf dem für ihn erhöhten Throne saß, von allen acht Einungsmeistern verweigert; die alten Rechte vom Grafen Hans und

Auflehnung gegen das Kloster waren die Parole des Tages, die „Halunken" wurden verfolgt und mißhandelt; mit Basler Advokatenschriften gespickt, ging eine Absendung von fünf Hauensteinern nach Wien, und erst als diese dort als Rebellen ins „Rumorhaus" gesperrt wurden und 1200 Soldaten im Wald einrückten, gab's einige Ruhe. Indes erreichten die Salpeterer das wichtige Resultat, daß St. Blasien selbst, des Haders müde, sich bereit erklärte, die Leibeigenschaft samt allen damit zusammenhängenden Gefällen ablösen zu lassen, worauf im Jahre 1738 alle Einungen für die Summe von 50 000 Gulden mit dem Kloster über den Loskauf übereinkamen.

Anstatt aber hiermit zufrieden zu sein, versuchten die Salpeterer nun, gestützt auf ihre Theorie von den alten Rechten, die österreichische Herrschaft ebenso abzuschütteln wie die St. Blasische. Es ist wahrhaft klassisch, mit welcher Schlauheit und Zähheit sie diesmal alle Hebel in Bewegung setzten. Mit einhundertundelf weißgekleideten, kranzgeschmückten Jungfrauen wallfahrtete Leontius Brutschi von Dogern nach Einsiedeln, um dem Salpeterhandel Glück zu erflehen; zwanzig Mann zogen wieder nach Wien, und da ihnen der Zutritt zu des Kaisers Majestät streng untersagt war, verfiel diese Wälderdiplomatie auf den raffinierten Gedanken, seinen Beichtvater bestechen zu wollen; auch nahm sich der Pater Tönnemann wirklich ihrer an und brachte ihre Beschwerdeführung vor den Kaiser. Hans Fridli Gersbach von Bergalingen kehrte heim und verkündete auf der Landesgemeinde zu Görwihl die angeblichen Erfolge, nachdem er zuerst ein Vaterunser und ein Ave Maria hatte beten lassen. „Der Kaiser hilft uns", sprach er am Schluß. „Wer meine Briefe da" — auf die Tasche deutend — „lesen will, kann zu mir kommen; wer's nicht glauben will, hat hier" — indem er seinen Knorrenstock emporhub — „seinen Schulmeister. Ich, Hans Fridli Gersbach von Bergalingen, hab's gesagt, ich sterbe dafür. Es liegen Handschuhe hinterm Ofen (in der Wälder-Symbolik so viel als: es sind Unberufene in der Nähe), ihr versteht mich!"

Es half aber nichts. Auch diesmal wurde die Wiener Gesandtschaft festgenommen und nach Freiburg zur Bestrafung abgeliefert; kaiserliche Kommissäre mit sechshundert Mann trafen in Waldshut ein, und als nun der Wald in offene Rebellion ausbrach, machten die Handgranaten der kaiserlichen Grenadiere in kurzem Gefecht dem Bauerntumult ein Ende, und die Haupträdelsführer vergaßen unter des Scharfrichters Schwert oder am Galgen von Albbruck die Mär von den alten Rechten und vom Grafen Hans von Hauenstein; andere wurden nach Komorn in Ungarn abgeführt (1739).

Im Jahre 1745 brach der alte böse Geist unter den Salpeterern noch einmal los; ein verkommener Advokat (sonst wie jetzt!), Dr. Berger in Laufenburg, ließ sich auf der Landsgemeinde zu Görwihl zum obersten Beamten der reichsfreien Grafschaft wählen, beeidigte den Redmann und die Einungsmeister auf die alten Rechte und zog erpressend und plündernd mit der alten Landfahne durch den Gau. Nun beschloß die österreichische Regierung eine durchgreifende Luftveränderung als bestes Heilmittel, und so wurden siebenundzwanzig von den Hauptsalpeterern samt Weibern und Kindern unversehens in Waldshut aufgegriffen und teils in das Banat, teils nach Siebenbürgen abgeführt, von wo seither keine Nachricht gekommen, ob sie gesund geblieben. Sollten jedoch da und dort an den Ostgrenzen der österreichischen Monarchie die Namen Gottstein, Jehlin, Albiez, Strittmatter, Gampp, Eby, Gersbach, Leber oder ähnliche vorkommen, so sind dies sicherlich Nachkommen jener hauensteinischen Salpeterer.

Die Quellen über diesen ganz eigentümlichen Nachtrag zum Bauernkrieg — aus welchem ein sachkundiger Mann Stoff und Gestalten zu jenem immer noch ungeschriebenen echten Bauernroman sonder Mühe ziehen könnte — fließen sehr spärlich. Aus dem handschriftlichen Umrisse der Geschichte der alemannischen Landgrafschaft Albgau oder Hauenstein, den der würdige Pfarrer L. Meyer von Gurtweil zurückließ, hat H. Schreiber 1837 eine Geschichte der Salpeterer auf dem südöstlichen Schwarzwald zusammengestellt. Viel Stoff ist in alten Urkunden und Untersuchungsakten enthalten. Auf

dem Wald selbst sind noch mancherlei alte Papiere aus der ehemaligen „Einungslade" und den „Einungscopeybüchern" da und dort zerstreut, aber in ehrfurchtvollem Verschluß gehalten und dem Uneingeweihten nur durch Zufall zugänglich. In den Pfarrbüchern der Pfarrei Rickenbach, die sich noch im dortigen Archiv befinden, hat der damalige Pfarrherr manchem der in seinem Sprengel verstorbenen Salpeterer einen ausführlichen Nekrolog gesetzt, auch zum Jahr 1745 in kurzem Chronikstil die „maxima perturbatio in comitatu Hauensteinensi" geschildert.

In diesen ebenso hartnäckig als borniert durchgeführten Kämpfen hatte sich der Hauensteiner Bauer erschöpft; seither ist auf dem Walde „nüt mehr gegangen", und was draußen in der Welt vorfiel, das ging sie nichts mehr an. Die Französische Revolution, Napoleons Kriege, die Auflösung des Heiligen Römischen Reichs, alles rauschte an dem Wälder vorüber, ohne seine Teilnahme zu erregen; seine eigentliche Geschichte ist mit dem Jahre 1745, als man seine Ahnen ins Banat abführte, abgeschlossen, und H. W. Riehls Wort: „die Geschichte der letzten hundert Jahre ist für den deutschen Bauer ein weißes Blatt", trifft hier ganz besonders zu.

In zäher Erinnerung aber lebt die Geschichte vom Grafen Hans von Hauenstein und von den alten „Recht und Privilegy" bei den Nachkommen der Salpeterer fort, und in langen Winterabenden, wenn der Atti auf der „Kunst" sitzt, und wenn der Bürgermeister oder Ortsdiener nicht um den Weg ist, beziehungsweise „wenn keine Handschuhe hinterm Ofen liegen", dann erzählt er vom Salpeterhannes und seinen Leuten, wie sie den Halunken bös mitgespielt und in hellem Haufen einst Waldshut berannt, und wie sie in Wien beim Kaiser eigentlich gut angeschrieben gewesen, und wie alles anders gegangen wär', wenn die „kaiserlichen Gnaden und Freiheitsbriefe" nicht verloren oder von den Halunken unterschlagen worden wären. Und all die Gestalten von damals, die durch Tod oder Exil im fernen Ungarn einen mythischen Nimbus erhalten haben, der „Müller Thoma von Haselbach", das „Glasmännle von Niederalpfen", jener säch-

sische Landsknecht Michael Hartmann, der als Anführer bei Etzwyl gegen die Grenadiere gestanden und dann am Ort des Gefechts vom Scharfrichter aufs Rad geflochten worden, werden in des Großvaters Erzählung von den Toten auferweckt, und wenn er recht warm geworden ist, dann zuckt er wohl auch pfiffig mit den Augenwimpern und meint: die goldene Zeit könne doch noch anbrechen, wenn einmal der „Rechte" komme, und solange auch nur drei zusammenhielten, stehe es noch gut mit der Salpetererſache.

So geht die Bauernhistorie ihren eigenen Gang, unabhängig von der Weltgeschichte im großen, und als mit dem Übergang der vorderösterreichischen Besitzungen an das Großherzogtum Baden auch die Grafschaft Hauenstein badisch und den Amtsbezirken Waldshut und Säckingen zugeteilt worden war, gerieten die badischen Behörden in nicht geringes Erstaunen, als auch jetzt noch der unvermeidliche Graf Hans von Hauenstein und die alten „Recht und Privilegy" ihnen in ähnlicher Art Schwierigkeiten bereiteten, wie weiland zu des Salpeterhannes Zeiten dem kaiserlichen Waldvogteiamt.

Das Aufhören der österreichischen Herrschaft gab den Epigonen der Salpeterer wieder Gelegenheit, an ihrer Tradition herumzubrüten; die politischen Ereignisse der Zeit und den jungen Begriff des badischen Staates in seiner neuen Ausdehnung konnte sich der Wälder nicht zurechtlegen; dagegen kam er auf den Gedanken, es würde den „Rechten" der Grafschaft etwas vergeben, wenn man den Übergang in den neuen Staatsverband so kurzerhand als fait accompli annehme. Und als 1815 in Agidius Riedmatter von Kuchelbach, dem der Geist des Salpeterhannes erschienen war und ihn zum Nachfolger eingeweiht hatte, ein Anführer gefunden war, da fing der alte Salpeterhandel wieder an, leibhaftig auf dem Wald zu rumoren. Da wurden wieder nächtliche Versammlungen abgehalten, kaiserliche Briefe und Privilegien der Landschaft vorgelesen und die Theorie des hauensteinschen Staatsrechts nun dahin formuliert: man müsse bei der alten Reichsfreiheit der Grafschaft stehenbleiben; nur was der Kaiser als Reichsoberhaupt verfüge oder was die Landschaft sich

selbst geordnet und gesetzt habe, sei Rechtens. Daher sei der neue Landesherr, nur insofern der Kaiser mit dem Übergang des Landes an ihn einverstanden sei, anzuerkennen, und nicht als eigentlicher Landesherr, sondern als provisorischer „Meier" (Verwalter), bis das Land wieder ans „Reich" falle.

Um nun diesen vermeintlichen alten Rechten nicht durch Verzicht oder Stillschweigen zu präjudizieren, bildeten die Salpeterer, denen seit dem Galgen von Albbruck und der Abführung ins Banat die offene Widersetzlichkeit etwas bitter in die Erinnerung geschrieben stand, eine Theorie des passiven Widerstandes gegen alle Anordnungen der neuen Regierung aus, die sie mit einer Zähigkeit und Bauernlogik durchführten, welche alles, was in diesem Fach anderwärts geleistet wurde, weit hinter sich läßt. Nicht nur, daß sie nicht huldigten, daß sie keine Rekruten stellen, daß sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken, daß sie keine Akzise und Steuern zahlen wollten, bis die Exekutionsmannschaft kam, ihr System der Renitenz erstreckte sich auf alles und jedes, was überhaupt von oben angeordnet wurde. Und als die neue badische Feuerschauordnung verfügte, daß durch bestellte Schornsteinfeger die Kamine untersucht und gekehrt werden müßten, würde ein echter Salpeterer geglaubt haben, sich am Geist des Grafen Hans und der alten Rechte zu versündigen, wenn er einen neumodischen Kaminfeger in seinen Rauchfang hätte aufklettern lassen. Als das Impfen der Schutzpocken allgemein eingeführt war, konnte das Physikat von Waldshut nur unter Zuzug von Gendarmerie den neugeborenen Salpetererkindlein diese medizinische Wohltat spenden; und noch vor nicht langer Zeit, als in einer Wäldergemeinde eine neue Vermessung von Wald und Feld stattfinden sollte, erschien ein von einem Dutzend Salpeterer-Epigonen samt Weib und Kind unterzeichneter Protest, besagend: „Wir Unterzeichnete nehmen bezüglich der neuen Ausmarkung von Wald, Wiesen und Äckern von der Gemeinde und dem Amt nichts an, sondern wir bleiben bei den kaiserlich königlichen Bundesakten stehen, wie sie vom Erzhaus Österreich der Grafschaft Hauenstein sind zugeteilt worden."

Die Gerichte beurteilten die Widersetzlichkeit dieser Leute, in richtiger Erwägung, daß der Anachronismus zu groß war, um gefährlich sein zu können, und historische Beschränktheit den eigentlichen Dolus ausschließt, sehr mild, und wiewohl die Salpeterer, als gerichtlich gegen sie eingeschritten wurde, ein „Schiedsgericht von zwei gekrönten Häuptern, dem römischen Papst und dem Kaiser von Österreich", verlangten und ihre Verfolger in der Sprache des letzten Templer-Großmeisters zur Rechenschaft vor den Richterstuhl Gottes luden, so wurde keinem Gelegenheit zu unverdientem Martyrium gegeben, und die Sache ging allmählich in Vergessenheit über. Im gewöhnlichen Leben sind jetzt die Äußerungen des Salpetererwesens verschwunden, verständiges Ignorieren hat sie sicherer in Schatten gestellt als strenge Bestrafungen. Nur bei außergewöhnlichen Ereignissen, an die der Bauer überhaupt einen ganz eigentümlichen Maßstab anlegt, streckt der eine oder andere wieder das Haupt in die Höhe und schaut, ob die Raben noch fliegen.

Oben auf dem hohen Rücken des Eggbergs, von wo sich eine weite Aussicht über das Rheintal ins aargauische Fricktal hinüber öffnet und die Spitzen der Alpen vom Appenzeller Säntis bis ins Berner Oberland aus duftiger Ferne herüberglänzen, schauen die Strohdächer des Hauensteiner Dörfleins Egg zwischen den Tannen hervor. Vor diesem steht, bei den verfallenen Giebeln eines steinernen Bauernhauses, ein Kruzifix mit kunstreichem, verwittertem Schnitzwerk und ein dürrer Apfelbaum, so seit lange keine Frucht mehr getragen. Die Trümmer des Hauses werden nicht abgetragen. Dort hauste ein Johann Thoma, der Lehenbauer von Egg, der zur Zeit des Salpetererkrieges ein großer Mann gewesen, auch am Wiener Hof viel Intrigen angezettelt und sich „Edler ab Egg" geheißen, schließlich aber, als der Rumor zu Ende ging, von der österreichischen Regierung am Kragen genommen und ins Banat verwiesen worden. Dort ist er verschollen, und in seinem Hause nisten jetzt die Fledermäuse. Bei den Salpeterern aber geht die Sage, daß, wenn einmal der „Rechte" kommen wird und das alte Reich und mit ihm

die alten Recht und Privilegy, und wenn ihre Landsleute aus dem Banat wieder auf dem Wald erscheinen werden, vorher an jenem Apfelbaum ein Zeichen geschieht.

Und als im November 1850 es wie das Echo eines fernen Kriegslärms über den Wald kam, und als plötzlich die Trommel schlug und die preußischen Regimenter unten auf der Heerstraße am Rhein aus dem Lande abzogen und es hieß, der Österreicher werde jetzt einrücken, da kamen ein paar alte Hauensteiner von vier Stunden Entfernung her nach Egg und schauten — wiewohl es schon Winterszeit war — nach dem Apfelbaum bei des Eggbauern Haus, ob er etwa jetzo ein grünes Reis getrieben. Der Baum war aber noch dürr wie ehedem, und die Männer sind wieder heimgegangen.

Avignon

(1857)

Es war eine seltsame, beinahe bedenkliche Eisenbahnfahrt, die mich im Juni 1856 von Tarascon nach Avignon beförderte. In der Not der allgemeinen Überschwemmung, die sich damals über das mittägliche Frankreich verheerend und verwüstend ergoß, war auch der Schienenweg allenthalben zerstört; aber der Kaiser hatte seinen Willen ausgesprochen, daß die gewohnten Verbindungen sobald als möglich wiederhergestellt würden, und was Napoleon III. verlangt, das geschieht zurzeit in Frankreich und mitunter auch anderwärts, ohne daß von Schwierigkeiten oder Unmöglichkeiten in der Ausführung viel die Rede sein darf.

So war auch die Bahnstrecke von Tarascon nach Avignon wenig Tage nach ihrer Zerstörung wieder in fahrbaren Stand gesetzt; wo der Damm auf weite Strecken hin vom Anprall der Gewässer fortgerissen und spurlos verschwunden war, hatte man in angestrengter, täglich und nächtlich ununterbrochener Arbeit, oft mitten in dem noch immer flutenden Wasser einen Notdamm errichtet, dessen Grundlage aus vielen tausend und aber tausend mit Erde, Sand und Steinen gefüllten Leinwandsäcken bestand; gleichviel, ob diese Grundlage eine zweifelhafte: es muß gehen! hieß es, und darum ging es auch. Item, die Bahn war wieder fahrbar, wenn auch ein deutscher Techniker hinlänglichen Grund gehabt hätte, dem Wort „fahrbar" den Zusatz „aber fragt mich nur nicht, wie?" hinzuzufügen.

Niemals habe ich einen so vollkommenen Eindruck von sündflutlichen und nachsündflutlichen Zuständen davongetragen wie auf dieser Fahrt, und mancher der Mitfahrenden schaute mit hellen Tränen im Aug' oder laut wehklagend auf das weiland so schöne Land hinaus, dessen Kornfelder,

Olivenpflanzungen und reich wie die Gärten angebaute Parzellen mit dem ganzen eben reifen Erntesegen — alles unter einem Schlamme begraben ruhten.

Kaum mag ein Schlachtfeld schrecklichere Bilder aufzuweisen haben als eine solche Walstatt elementaren Kampfes; — das waren nicht mehr die „schönen, liedervollen, wonnigen Provencertale", von denen Lenau singt:

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten,
Süßre Labung rauscht die Quelle,
Kühler säuseln hier die Schatten...

Das ganze Flachland längs der Rhone und der ihr entgegenströmenden Durance (die, nebenbei bemerkt, schon im alten provenzalischen Volkssprichwort nicht zu den poetischen Zierden, sondern zu den drei Landplagen und Geißeln der Provence gerechnet wird, deren erste der scharfe, staubaufwirbelnde Nordwind Mistral, die zweite das Parlament) war in eine schlammüberzogene Wüstenei verwandelt, darüber giftige Miasmen, von dem in Fäulnis übergegangenen Wiesengras und Getreide erzeugt, lagerten. Die Poesie verstummte gänzlich vor dem Schrecklichen, was hier ausgebreitet war, aber ein Geolog hätte eigentümliche Beobachtungen über die Macht des Wassers und seiner alluvialen Bildungen anstellen können; in regelmäßiger Schichtung waren da, wo die Gewässer bereits wieder abgelaufen, gröbere und feinere Schlammablagerungen zurückgeblieben und als Decke über die darunter begrabenen Felder gebreitet; oft weite Strecken entlang war diese Decke durch die darauf wirkende Junisonnenhitze in gleichförmigen Sprüngen zerborsten und bot dem Auge das Bild eines in mathematische Figuren geteilten Mosaikbodens...

An anderen Stellen hatte die Zerstörung wilder getobt und für Bilder gesorgt, geeignet von dem melancholisch dem Schauerlichen zugeneigten Pinsel Ruisdaels oder dem wildphantastischen Salvator Rosas zu bleibendem Gedächtnis

fixiert zu werden. Malerisch zertrümmerte ländliche Behausungen, an deren vorwärts geneigten Mauern oft unweit des Daches noch eine feuchte dunkle Linie die Wasserstandshöhe bezeichnete, zusammengeschwemmte und übereinandergetürmte Bäume, da und dort ein ertrunken Pferd — eingesunkene Brücken mit den Resten des ehemaligen Bahndammes, ja an einer Stelle dieser Damm förmlich von Ort und Stelle geschoben und das Unterste zu oberst gekehrt, so daß die eisernen Schienen senkrecht aus Schlamm und Graus in die Höhe starrten und hinausragten wie Knochen vom Skelett eines hier zugrund gegangenen Riesentieres ... solche und ähnliche Motive folgten in reicher Fülle aufeinander.

Es ist eines der traurigen Vorrechte des Künstlers, daß er auch in dem, was anderen Jammer und Not bereitet, in Ruinenzusammensturz, Erdbeben, Feuerbrand und Wassersnot, gleichwie in den unseligen Katastrophen, die über ein Menschenherz zerstörend einbrechen, die interessante Seite herausfinden darf.

Unsere Betrachtung der wasserverwüsteten Landschaft wurde übrigens bald auf uns selber und das Schicksal unsers Bahnzugs zurückgeführt... immer langsamer und vorsichtiger fuhr die Lokomotive über den provisorischen Damm, und allmählich ward es selbst den lustigen Blauröcken vom „Sixième“ der chasseurs d'Afrique, die in gleichem Zuge nordwärts fuhren und auf die Frage: woher? stolz geantwortet hatten: von Kinburn, nicht mehr ganz geheuer zumut. Es schien, als ob unser neuer, auf Kaisers Befehl so schnell hergestellter Damm etwas „aus dem Leim“ gehen wolle, die Feuchtigkeit der Atmosphäre war in die in Leinwandsäcke verschlossene Erdgrundlage eingedrungen, der Damm zusammengeschrumpft, die Oberfläche schief geworden, die Schienen waren gesunken, so daß wir wohl zehn Minuten lang auf geneigtem Geleise, in geneigter Stellung der Wagen — sämtliche Insitzende als Ballast auf die abgekehrte Seite des Waggons gedrängt, in unheilgefaßter Spannung und jeden Augenblick des Umsturzes gewärtig dahinfuhren und bedachtsamere Reisende zu Behütung ihrer

Zähne bei etwaigem Umgeschütteltwerden bereits die kurze weiße Tonpfeife ausgehen ließen und in die Tasche steckten.

Aber was der Kaiser anordnet, hat Glück und Erfolg, wenn es auch auf einem Fundament von feuchten Erdsäcken ruht; die Neigung zum Schiefen, die plötzlich über unsern Zug gekommen, verlor sich; Freudenruf aus erleichtertem Herzen erschallte, die kurzen Pfeifen wurden wieder angezündet, und ungebrochenen Halses kam unsere dampfgetriebene Arche, die erste, die seit der Sündflut wieder auf dieser Bahnstrecke ausgelaufen, in Avignon an. —

Avignon! ... Es ist eigentlich ein Anachronismus, mit der Eisenbahn in Avignon anzukommen! Wer in Avignon wirklich etwas „Zeitgemäßes" zu suchen hatte, der kam dereinst hoch zu Rosse, gepanzert und geharnischt eingeritten — oder auf langem, zeltbeschattetem Schiffsverdeck die Rhone heraufgerudert — oder getragen in behaglicher Sänfte; aber Avignon, die große Klerikerherberge, das trutzige, üppige, mittelalterliche Babylon ... und das Reich der Schienen und des Dampfes: beide sollten von Rechts wegen nichts miteinander zu schaffen haben.

Indes auch hier ist die moderne, alles auf gleichen Fuß setzende, dem Christen wie dem Heiden sein dîner zu drei Frank, sein déjeuner zu zwei Frank anrechnende Kultur Meister geworden, und ein Omnibus fährt längs der zinnengekrönten, von viereckig vorspringenden Türmen regelmäßig unterbrochenen Befestigungsmauer, die Hernandez de Heredia, Großmeister des Ordens der Johanniter von Jerusalem, einst als quadergefügten Gürtel um die Papststadt aufrichtete, die Ankommenden vom Bahnhof zum wohlbestellten Hôtel de l'Europe.

Und da denn das Schicksal die große Überschwemmung dieses Jahres als den roten Faden durch all meine französischen Reisebilder und Erlebnisse gewoben hat, so mußte auch das erste, was mir bei der Einfahrt in die Augen fiel, ein Stück zusammengestürzten Turmes und Mauerwerks sein, das fünf Jahrhunderte lang standgehalten, um jetzo von den Fluten, die bis vor kurzem die Straßen der Stadt in schiff-

befahrene Kanäle verwandelt hatten, angenagt, unterwühlt und eingerissen zu werden.

Das Wahrzeichen von Avignon war einst: sieben Päpste während siebenmal zehn Jahren hier residierend, sieben Hospitäler, sieben Brüderschaften von Büßern, sieben Männerklöster und sieben Kirchhöfe.

Hiermit ist denn auch der Grundzug dieser Stadt bezeichnet, denn was einmal eine gründliche Krummstabresidenz war, das nimmt zeitlebens, und mag die Weltgeschichte sich umgestalten wie sie will, keinen wesentlichen andern Charakter mehr an. Wäre doch auch in deutschen Landen manch eine Stadt und Städtlein namhaft zu machen, deren Bewohner ein gewisses, schwerdefinierbares Etwas wie einen nicht säkularisierten Alpdruck aus ihrer geistlichen Vergangenheit noch unverkennbar mit sich herumtragen, wenn es auch unmittelbar nur noch in der Vorliebe für gewisse Fastenkarpfen und Fastenkrapfen und kühle Klosterkellertrinkstuben seinen Ausdruck findet.

Der erste Gang in Avignon konnte in historischer Pflichtschuldigkeit kein anderer sein als zum Schloß der Päpste.

Gewitterwolken zogen sich am Abendhimmel zusammen, ein scharfer, dem Unwetter vorangehender Zugwind blies durch die engen Straßen, frostig und kalt, trotz sommerlicher Jahreszeit, auf daß auch an mir erfüllt werde, was der alte Gedenkspruch sagt:

Avenia ventosa
Sine vento venenosa,
Cum vento fastidiosa.

Durch dunkle Gassen emporsteigend, durch die „Ruelle du Vicelégat", die mehr einem in den Fels gesprengten Festungslaufgraben als einem sanften Sträßlein glich, auf das vorbereitet, was da kommen sollte, stand ich endlich vor dem Ziel meiner Wanderung.

Es ist schwer, den Eindruck in Worte zu fassen, den diese kolossale Zwingburg, dieses ganze System von Türmen, Bastionen, Wällen, hochgewölbten Palastgebäuden in der massen-

beherrschenden, schwerfälligen Bauweise des vierzehnten Jahrhunderts auf den unbefangenen Beschauer ausübt. Vergeblich wäre es, ein architektonisch Gesamtbild mit der Schreibfeder entwerfen zu wollen, und leider ist die Photographie, die ich aus der Werkstatt Tourtins, des Avignoner Photographen, mitnahm, verlorengegangen und kann diesem Bericht nicht beigelegt werden.

Gewaltig, aber unheimlich, stark, roh, fast brutal, wie ein Hohn für die Unterworfenen, wie eine Herausforderung an die Nachbarn, eine Festung, eine Zitadelle, ein wahres Kampfhaus der streitbaren Kirche — so ragt dieses päpstliche Kapitolium über die einst von ihm beherrschte Stadt; — ein verkörpertes Stück Mittelalter, dessen Anblick in Betreff damaligen Verhältnisses der Kirche zum Staat und manch anderer schwieriger Punkte belehrender ist als Dutzende tiefsinniger Ausbrütungen gelahrter Stubenhocker.

Der Vatikan zu Rom, der doch auch mit stattlichen architektonischen Massen auf die Weltstadt jenseits der Tiber schaut, ist ein harmlos anmutig Idyll, verglichen mit diesem Twing-Avignon. Dort schon Grazie, ich möchte sagen weltmännische Haltung, und aus allen Ritzen und Fugen die Kunst in nedischer Anmut hervorschauend... hier finsteres, soldatisch aufrechtes Wesen, Trotz und Hochmut in jeder Linie des Ganzen, häuslicher Komfort, Annehmlichkeit, Luxus — alles dem Zweck der Verteidigung untergeordnet; dort in offenen luftigen Hallen die jugendschönen Schöpfungen Raffaels, hier in finstern Inquisitionsräumen die starren, frostigen Reste von Giottos oder seiner Schüler mageren Heiligenbildern — dort die humanistische, wenigstens künstlerisch freie Zeit Leos X. und seiner Nachfolger, hier der versteinerte Hauch einer Kirchengewalt, die den Panzer über dem geistlichen Gewand, den Eisenhandschuh über dem Fischerring St. Peters trägt, die gegen das Recht des Stärkern das des Stärksten in Anspruch nimmt, die flucht, bannt, Ketzer verbrennt, Kaiser und Könige wie Schulknaben abfertigt und in der unheiligen Barbarei ihrer geschichtlichen Erscheinung selbst treue Kinder der Kirche, wie jene englische

Dame[1]), die neulich das Leben der Francesca Romana beschrieben, zu dem Geständnis zwingt, daß, würde ihr aufgegeben zu sagen, wann sie am wenigsten gern gelebt haben wollte, wann wohl am meisten ihr Glaube gefährdet und ihr Herz verwundet sein möchte, sie wohl am ehesten das Ende des vierzehnten und den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nennen würde.

Strömender Regen schlug nieder, als ich in den Hof des Papstschlosses eintrat. Es dient gegenwärtig als Kaserne der Besatzung von Avignon; der alte Kastellan lag krank und beauftragte einen geschniegelten jungen Korporal mit sorgfältig gewichstem Schnurrbart, uns herumzuführen und alles genau zu erklären... eine Aufgabe, welcher derselbe auch aufmerksam und nicht ohne geschichtliche Bestrebungen nachzukommen suchte.

Auch das Innere des Schlosses trägt den kriegerischen, bis an die Zähne gewaffneten Charakter; alles darauf berechnet, daß im Fall einer Belagerung nach Erstürmung der Tore in diesen innern Räumen der Kampf mit Erfolg noch fortgesetzt werden möge. Türme beherrschen den weiten Hofraum, Schießscharten bedrohen ihn ... als letzter Rückzugsort der Besatzung ragt ein riesiger viereckiger Turm, die turris magna et quadrata Papst Benedikts XII., wo die damalige Architektur all ihre finstern Geheimnisse, mysteriöse, sich plötzlich verlierende Treppen, eiserne undurchdringliche Falltüren, Schlupftore, unterirdische Gänge usw. in unheimlicher Fülle entwickelt hat.

Die innern Teile haben von ihrer Gewaltigkeit dadurch verloren, daß sie, den modernen Kasernenzwecken entsprechend, vielfach verbaut, durch eingeschobene Wände und Halbierung der hohen Stockwerke in zwei niedere usw. entstellt sind.

Die zahlreiche militärische Einlagerung, die während des Gewitters behaglich Tabak rauchend auf Pritschen und Matratzen herumlungerte, trug nicht zur Verbesserung der dumpfen Atmosphäre bei.

[1]) Lady Georgiana Fullerton.

Ein Labyrinth von Gängen und Korridoren führt in den unheimlichen Steinmassen umher; allmählich kamen die Erinnerungen alter Zeit zum Vorschein: hier, wo an den Wänden wenige Reste von gemalten Trophäen erschaulich und jetzo ein schnurrbärtiger Schulmeister die Kinder des Regiments, eine köstliche junge Soldatenbrut, im Schreiben und Rechnen unterrichtet, war Arsenal und Waffensaal... dort in jener Turmkapelle, wo auf blauem, sternbesätem Grunde die strengen Heiligen und alttestamentlichen Weisen um den Thron Gottes stehen oder standen, denn der Kalkbewurf ist vielfach zerbröckelt, und die Revolution von 1791 hat absichtlich manches vom Heiligenschein umflossene Haupt herausgehauen, so daß die Gelehrten wohl schwerlich mehr ins klare kommen werden, von welchem altflorentinischen Meister die Fragmente gemalt wurden — dort hielt das Offizium der Inquisition seine Sitzungen, dort wurden, wie einer der Zeitgenossen sich einmal ausdrückt, „processus facti terribiles et sententiae fulminatae fortissimae".

Hier aber, was hat dieser sonderbar in spitzer Kuppelform gewölbte Turm zu bedeuten, der als hoher Kaminschlot zugespitzt hinausragt über die Dächer? „Wenn die Leute in Avignon aus diesem Schlot ein blaues Räuchlein aufsteigen sahen," sprach der Korporal, „schlugen sie ein Kreuz und sprachen: Gott sei seiner Seele gnädig! Die Inquisition war nicht für öffentliche Hinrichtungen, man tat es mehr häuslich ab. Schade, daß im Jahr 1791 alle Tortur- und Marterwerkzeuge, die im Schloß aufgehäuft lagen, in feierlichem Autodafé verbrannt wurden, es soll ‚une remarquable collection' gewesen sein!"

.... da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine....

Es ist ein schwüles Gefühl, auf einem Boden zu stehen, auf welchem dereinst zur Ehre Gottes Menschen geröstet wurden. Draußen blitzte und donnerte es.

S'il vous plaît, mr. le caporal, une autre salle, sprach ich. Er führte uns auf ein flaches Dach, um Übersicht über

das verwirrte Ganze der Papstburg und Stadt und Umgegend zu gewinnen, aber der Regen war so stark, daß wir es nur unter aufgespanntem Schirm in schnellem Geschwindschritt umkreisen konnten... eine wohltuende Abkühlung nach Besichtigung der Ketzerverbrennungsstätte.

Rückkehrend schritten wir durch einen dunkeln, geschwärzten, etwas baufälligen, übrigens durch nichts Besonderes ausgezeichneten Saal. „Voilà la salle brûlée!" sprach unser Führer, „une souvenir historique!"

Eh bien, mr. le caporal, was hat sich hier zugetragen in diesem verbrannten Saal?

„Sehen Sie," sprach der Korporal und drehte seinen Schnurrbart, „das war dazumal eine sehr sonderbare Geschichte. Da kommandierte hier im Schloß des Papstes Vizelegat, Herr Peter von Luna, ein verteufelter Geselle, der lud eines Tages die ganze feine Welt von Avignon, Herren und Damen, zum Souper ein... und wie sie fröhlich hier beisammen saßen und schmausten, sprengte er den Saal mit der ganzen Creme der Gesellschaft in die Luft. Daher der Name."

Eine sonderbare Geschichte, mr. le caporal, sagte ich. Aber was veranlaßte den Herrn Legaten, seine Gäste zum Dessert in die Luft zu sprengen?

„Das war auch wieder eine sonderbare Geschichte. Sie hatten drei Jahre zuvor seinen Neffen an den Galgen gehängt."

Ei! Und warum dieses?

„Sehen Sie, auch das war eine sonderbare Geschichte. Dieser junge Mann pflegte, als Neffe des Legaten, Sonntags in der Kirche gegen die vornehmen, schönen Damen so zudringlich zu werden und sie so gröblich zu insultieren, daß nicht mehr anders mit ihm auszukommen war, als man mußte ihn aufhängen."

Und der Herr Legat?

„Der Herr Legat ließ sich im Moment, da er Feuer an die Mine gelegt, durch eine Falltüre in den unterirdischen

Gang hinab, kam darin bis an die Rhone und unter der Rhone durch und rettete sich nach Villeneuve hinüber."

Es führt ein unterirdischer Gang unter der Rhone hindurch? sprach ich ungläubig. Aber der Korporal bestand fest darauf, zeigte uns im Hofraum den Eingang zu jenem Souterrain und rief seinen Schlüsselführer herbei, der bestätigte, daß er selbst mit einem Hauptmann vom Genie in den vierziger Jahren in diesen Gang so weit eingedrungen sei, daß sie die Rhone über sich brausen gehört.

Ich mußte diesen Gewährsmännern überlassen, für ihre Geschichte von dem in die Luft gesprengten Souper wie für die Existenz eines solchen Tunnels einzustehen, der übrigens in Gedanken und Ausführung vollständig zu dem in diesen Verteidigungsbauten durchgeführten System passen würde und damals, da Villanova als zweite Papstfestung das rechte Rhoneufer beherrschte, als unterirdische Verbindung der beiden Schloßbesatzungen von einer der Beschwerlichkeit der Anlage schon entsprechenden Wichtigkeit gewesen wäre.

Es lag nun etwas Anmutendes darin, noch nach fünfhundert Jahren einen verwegenen Vizelegaten als Helden einer Kasernenüberlieferung lebend zu finden; meine Kenntnisse waren jedoch in jenem Augenblick nicht ausgerüstet genug, um historischen Kern und Mythus völlig auseinanderzulösen. Darum steht im damaligen Tagebuch die kurze Bemerkung: „La salle brûlée. NB. Unerachtet der ausführlichen Korporalserzählung zu Hause auch noch die vitae paparum Avenionensium von Stephan Baluze nachzulesen!"

Aber auch ohne vergilbte Folianten nachzuschlagen, war beim zweistündigen Gang durch die Papstburg eine Heerschar von Gestalten vor mir aufgestiegen, die mich an jenem Abend nicht mehr verließen. Es liegt ein eigener, die Vergangenheit wieder belebender Zauber über solchen handgreiflichen Verkörperungen alter Zeit ... die Phantasie will Staffage zu dem Architekturbild sehen und ruft aus allen Winkeln und Gräbern die herbei, die einstmals dort gewandelt.

Und bei dampfender Zigarre der Abendsiesta wollte das ganze vierzehnte Jahrhundert lebendig werden ... was da-

mals, während der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon seine Rolle zu spielen hatte, kam heran: Tempelherrenschatten stiegen auf und beteuerten fruchtlos von dem vom Rauch meiner spanischen Zigarre umqualmten Scheiterhaufen herab ihre Unschuld ... subtile Scholastiker stritten darüber, wo die armen Seelen nach dem Tod des Leibes verweilten und welche Entwicklung die Menschheit genommen haben könnte, wenn nur Eva und nicht auch Adam vom Apfel gegessen ... Dominikaner, das Sentenzenbuch des Petrus Lombardus unter dem Arm, wandelten in das Ketzerverhör ... Bettelmönche strenger und milder Observanz wüteten gegeneinander, ob kurze und enge Röcke mit kleinen Kapuzen oder Kutten von weitem Zuschnitt zur Seligkeit dienlicher, ob Vorratshäuser und Keller am Kloster erlaubt oder nicht ... singende Geißlerprozessionen, murmelnde Lollharden, die mit Kreuz und Fahnen einander befehdenden Brüderschaften der weißen und der schwarzen Büßer ... üppige Kurtisanen, die schöne, leichtsinnige Königin Johanna von Neapel mit ihren Damen, provenzalische Sänger und Ritter, verwegene, Gott und die Welt und alles außer dem eigenen Schwert verachtende Kondottieri, Cola Rienzi, der Volkstribun, mit der römischen Deputation, Kardinäle und Antikardinäle, Päpste, Antipäpste, Pseudopäpste ... alle wandelten und ritten sie durch Avignons Gassen, und zwischen dem verweltlicht kirchlichen Volk dann und wann einer aus dem Gebirg drüben, ein waldensischer Mann, der mit ingrimmigem Hohne des Dante neunzehnten Infernogesang:

O Simon Magus, oh, ihr arme Blöde,
Die, was der Tugend ihr vermählen sollt,
Die Dinge Gottes, räuberisch und schnöde
Ihr euch verbuhlt durch Silber und durch Gold!

in den Bart brummt oder wie Katharina von Siena, die mystische Dominikanernonne, laut die Warnstimme erhebt zur Bußpredigt und zürnenden Mahnung zur Umkehr ...

Wenn das Schicksal einmal auf Jahr und Tag einen geschichtlich gesattelten, arbeitsfreudigen modernen Mann an

diese Rhoneufer verschlagen würde: in den Türmen und Hallen und Inquisitionskammern der päpstlichen Twingburg auf und nieder schreitend, möchte sich ein eigentümlich scharfes und reiches Kulturbild jener auch in ihren Sünden und Torheiten merkwürdigen Zeit ausdenken und ausführen lassen. Requiescant in pace! Auch diese Schatten haben einst gelebt und gewähnt, Richtiges und Großes zu denken und zu tun ... — es blamiert sich ein jeder, so gut er kann!

Einer der merkwürdigsten aber, die je das Pflaster von Avignon beritten und beschritten, ist eben jener Peter von Luna, von dem der Korporal so abenteuerlich Fabelwerk zu erzählen wußte. Ich habe seither den in der salle brûlée unvorsichtigerweise gefaßten Vorsatz, die Lebensbeschreibungen und Akten der Avignoner Päpste zu studieren, redlich ausgeführt: die Geschichte dieses streitbaren Kirchenhauptes ist eine mit starrem Ernst, aber auch mit schwerem Humor gewürzte Tragödie. Denn erst aragonischer Kriegshauptmann, dann von Gregor IX. mit dem feinen Wortspiel: „Caveas ne tua luna patiatur eclipsin" zum Kardinal und am 16. September 1394 in feierlichem Konklave zum Papst ernannt — anfänglich in friedlichem Einverständnis mit dem Gegenpapst Bonifazius IX. seine Würde behauptend, statt sie, wie bei der Wahl beschworen worden, zur Erlösung vom Schisma im erforderlichen Augenblick wieder niederzulegen, allmählich von den Königen von Spanien, von Frankreich und den eigenen Kardinälen verlassen, auf den festen Palast von Avignon reduziert und mannhafte Belagerung darin aushaltend, bis er als der letzten Verteidiger einer, den Degen in der Faust vor den Siegern durch einen jener maskierten Gänge entfloh — vom Konzilium zu Pisa und abermals vom Konzilium zu Konstanz seiner Würde feierlich entsetzt, aus Avignon verjagt, aus Perpignan vertrieben, auf nichts reduziert — aber trotz aller Konzilien und trotz des Abfalles der ganzen Christenheit fest und hartnäckig als Papst verharrend, zuletzt auf Peniscola, dem Schloß seiner Väter in Aragonien, von seinen Bauern noch redlich als rechtmäßig Oberhaupt der Kirche anerkannt und auf die abtrünnige Welt außer Peniscola

seine Bannstrahlen schleudernd: so hat dieser Benedikt XIII., als er, sechzehn Jahre nach seiner Absetzung, erst mit dem Tode sein Papsttum aufgab und sterbend noch die zwei einzigen Priester zu Kardinälen ernannte mit der Bedingung, daß einer von ihnen der echte Nachfolger seiner und Petri sein solle, eine Ausdauer und Zähigkeit entwickelt, die, wenn sie auch vielfach an den Heldenmut des tapfern Ritters von la Mancha erinnert, doch als Beispiel der stählenden und für Unglück wappnenden Gewalt des theoretisch konsequenten Gedankens bemerkt zu werden verdient.

Selbst in das seiner Machtfülle sich so sicher fühlende Konzil von Konstanz warf jener Turm von Peniscola seinen unheimlichen Schatten: der Kaiser Sigismund machte sich damals anheischig, durch persönliches Erscheinen bei dem hartnäckigen Aragonier ihn zu endlichem Verzicht zu bewegen — aber in siebenstündiger Rede bewies der scharfsinnige Alte dem vermittelungsuchenden Kaiser sein gutes Recht, und Sigismund schied von dem schier Achtzigjährigen unverrichteterdinge. —

Hier in der festen Zitadelle von Avignon saß nun der hochwürdigste Herr Pater von Luna, den, wie seine Gegner damals schrieben, nonnuli in hoc miserabili schismate Benedictum XIII. appellant, zur Zeit, als ihm allenthalb der Gehorsam gekündet ward, in einer bösen Klemme. Die schlichte Relation eines Zeitgenossen über die damaligen Vorgänge gibt ein so plastisches Bild jener Tage des Kampflärms, daß ich mich nicht enthalten kann, ein Bruchstück daraus zur Berichtigung des vom Korporal erzählten Mythus und zu Nutz und Frommen aller, die Sinn für das Schmackhafte einer urkundlichen Schilderung haben, hier einzuflechten.

. . . „Im Jahre des Herrn 1398" — schreibt jener Augenzeuge[1]) — „geschah auf königl. Befehl zu Paris eine Versammlung der Prälaten, Magnaten und anderen Kleriker des Reichs, in welcher unter Vorsitz der Herren Herzöge beschlossen

[1]) Informatio seriosa eorum, quae nuper facta fuerunt Avinioni per Dominos Duces Franciae et alios ex diversis sumptis occasionibus, circa Dominum nostrum Papam Benedictum XIII.
Bei Baluze, vitae papar. Avenionens. t. II pag. 1122 und ff.

wurde, unserm Herrn Papste zu Avignon fernerhin allen Gehorsam zu entziehen. Und wiewohl mancher Widerspruch erhoben, veröffentlichte doch der Kanzler des Königs von Frankreich nach dem ihm gewordenen Auftrag sofort das Edikt, wonach in allen Landen des genannten Königs bei Strafvermeidung dem Papste keine Anerkennung mehr zu leisten sei — unter Berufung auf dessen künftigen legitimen Nachfolger ... und es wurden zwei Kommissarien ernannt, Robert Cordelerii, ein Doktor der Rechte, und Tristan de Bosco, Vorstand des Bistums von Arras, beide vom Parlament des Königs, welche am Sonntag, den 1. September, in Villanova bei Avignon die erwähnte Lossagung öffentlich bekanntmachten und sämtlichen Untertanen des Königs, Geistlichen wie Laien, unter schweren Strafen aufgaben, vom Gehorsam, Dienst und Hofe des Herrn Papstes Benedikt zu weichen.

Darum verließen sofort die Kapläne, Hofbediensteten, Auditoren und andere Offizialen Haus und Kurie des Papstes. Auch die Herren Kardinäle zogen nach Villanova hinüber, versammelten dort die Bürger von Avignon, schlugen sich nach gepflogenem Rat auf Seite des Königs, sagten sich feierlich von aller Obedienz an den Papst los, veranstalteten einen allgemeinen Aufstand unter der Bürgerschaft von Avignon sowie in der Grafschaft Venaissin und allen Ländern des Papstes und nahmen einen Kriegshauptmann, genannt Boucicaut (Bussicaldus), mit gewaffnetem Volk, wie sie sagten, zum Schutz genannter Stadt und Länder, in ihren Sold.

Dieser rückte auch mit seinen Kriegsleuten sogleich vor das Schloß Borbon unweit Avignon, wo einer der Kardinäle von Villanova mit ihm zusammentraf und nach geheimer Unterredung wieder zurückkehrte; worauf alsbald der genannte Feldhauptmann einen Abt aus der Umgebung des Papstes, der die Grafschaft Venaissin regierte und zum Besuch einiger Kastelle gekommen war, unvermutet auf grausame Weise niedermachen ließ.

Hierauf besetzten die Bürger von Avignon den Palast ihres Bischofs, die Kirche Unsrer lieben Frau de Donis auf

dem Felsen sowie die Kornspeicher des Papstes mit Kriegsleuten. Auch machten sie einen Schildknappen in päpstlichen Diensten, der nach altem Herkommen die Schlüssel der Stadt zu bewachen hatte, zum Gefangenen und nahmen ihm die Schlüssel hinweg.

Gleichzeitig zogen einige vom Gefolge der Kardinäle in die Stadt und vor das Hospitium, wo die Bullen ausgefertigt werden, führten mit Gewalt einen Bullenschreiber mit der Bulle des Papstes nach Villanova und lieferten ihn den Kardinälen aus, bei welcher Gelegenheit mehrere Dienstmannen des Papstes sowie andere von spanischer Abkunft verwundet, ihrer Habe beraubt und ins Gefängnis geworfen wurden. Auch verweigerte man dem Papst und denen, die sich mit ihm in seinem Schloß abgesperrt hatten, Lebensmittel, schnitt alle Zugänge mittels Vergitterungen und anderer Befestigungen ab und postierte Bewaffnete in großer Menge ringsum.

Am Montag, dem 16. desselben Monats September, ritt der Kardinal von Nova Castro, der in Villanova durch das Kardinalskollegium zum obersten Befehlshaber von Avignon ernannt worden, schon in die Stadt eingezogen war und im bischöflichen Palast sein Quartier genommen hatte, in öffentlichem Aufzug zu Pferd durch die Stadt, im roten Gewand ohne Mantelüberwurf und Pallium, das Schwert umgegürtet, einen Krummstab in der Hand, und indem er in diesem ziemlich unehrbaren Aufzug das Volk zur Rebellion aufstachelte, hielt er, unter dem allgemeinen Zuruf: „Es lebe das heilige Kollegium der Kardinäle und die Bürgerschaft von Avignon!“ auf den Gassen und Plätzen Volksreden.

Hernach stürmte der genannte Boucicaut mit denen von Avignon den Turm, der auf Seite der Stadt sich oberhalb der Brücke erhebt und von einigen Dienstleuten des Papstes verteidigt war; sie legten Feuer vor die Tore und setzten ihm mit Minen, Ballisten und Bombarden dermaßen zu, daß die Besatzung, unvermögend ferneren Widerstandes, mit Erlaubnis des Papstes den Turm an die Bürger übergab, die ihn

unter großem Jubel einnahmen, ihre Paniere auf der Spitze aufpflanzten und das päpstliche Schloß über alle Maßen beunruhigten.

Am Tag des heiligen Erzengels Michael aber, der ein Sonntag war, griff der genannte Kardinal von Novo Castro mit seinen Bombarden die apostolische Residenz gewaltig an, ließ durch Boucicaut und die andern ebenfalls angreifen, und einige Steinsplitter von der Steinkugel einer Bombarde, die aus dem kleinen Palast, wo der Kardinal sein Quartier hatte, abgeschossen wurden, trafen und verwundeten den Papst.

Am Dienstag, dem 1. Oktober, jedoch wurde der genannte Kardinal, wie man glaubt, durch Gericht Gottes, von Geschwüren und Karbunkel am ganzen Körper befallen, verlor alle Besinnung und am Freitag, dem sechsten Tag nach dem Fest des heiligen Michael, sein Leben — wolle Gott, nur das des Leibes und nicht auch der unsterblichen Seele.

Hernach wurden zwei große Kriegsmaschinen zu beiden Seiten des Schlosses aufgerichtet, welche Steine von mächtigem Umfang wider das Schloß schleuderten; — mit diesen und viel großen Bombarden, Pfeilen, Schleudersteinen und Vorrichtungen verschiedener Art setzten sie innerhalb vieler Tage die Belagerung fort und legten zugleich an drei oder vier oder noch mehr Orten ungeheure Minen unter die Türme und Mauern des Schlosses, wodurch diese Türme und Mauern, wie sie glaubten, da und dort zusammenstürzen sollten.

Am 24. Oktober, nachdem ein freies Geleite zwischen dem Papst und seinen Anhängern einerseits und den Kardinälen außerhalb und ihrem Feldobristen Boucicaut andrerseits versprochen und zugesagt war, kamen aus dem Schlosse zu einer Unterredung behufs eines Friedensschlusses die papstgetreuen Kardinäle von Pampeluna, von Boyll und de sancto Adriano mit drei der gegnerischen Kardinäle in der Stadt zusammen; da sie sich aber durchaus nicht zu einigen vermochten und die erst bezeichneten Kardinäle zum Papst, der sie abgesandt, zurückkehren wollten, wurden sie durch genannten Bou-

cicaut gefangengenommen, alsbald nach seinem Schloß Borbon abgeführt und dort gefänglich gehalten.

Samstag, den 26. desselben Monats, schlichen der Admiral (magister portuum) des Königs von Frankreich und ein Ritter Richard, Boucicauts Waffengefährte, mit ungefähr sechzig Gewaffneten durch einen großen Abzugskanal heimlich in das Schloß ein und drangen bis in die Küche vor, wo sie durch ein göttliches Wunder aufgehalten, alle zusammen ohne bedeutenden Verlust der Schloßbesatzung gefangen wurden.

Die Belagerung wurde durch Boucicaut und die vor der Stadt noch lange fortgesetzt, aber die im Schlosse hielten männlich Widerpart, und wiewohl Feuer an die Minen gelegt ward, stürzte doch, unter sichtlicher Gnade Gottes, nichts von den Schloßmauern ein, und die im Schlosse hielten nach wie vor ihre Mauern bewacht und abgeschlossen, und endlich wurde zwischen denen, die draußen, und denen, die drinnen waren, übereingekommen, daß ein Stillstand der Belagerung eintreten solle.

Es ist aber zu wissen, daß in währender Zeit der Belagerung viele von denen, die im Schloß waren, gestorben sind — einige an ihren Wunden, andere an Schwäche wegen Mangel an Speise und Arzneimitteln, die für solche Verwundungen und Schwächungen notwendig sind, aber trotz vieler Bitten von draußen grausam verweigert wurden. Und so war, als nach beinah vier Monaten alle Vorräte ausgingen, denen, die im Schlosse waren, alle Hoffnung auf Hilfe aus dieser Not vernichtet . . ."

Leider geht das Belagerungstagebuch nicht bis zur Schlußkatastrophe, da das Schloß mit stürmender Hand genommen ward und der Papst durch einen unterirdischen Gang entweichen mußte . . . unser Berichterstatter erzählt nur noch von einem Entsatz, den päpstliche Parteigänger aus Spanien, zu Schiff die Rhone herauffahrend, aber durch niedern Wasserstand am Vordringen gehindert, vergeblich versuchten, sodann von Austausch der Gefangenen und verwickelten diplomatischen Verhandlungen . . . aber das Mitgeteilte reicht hin, um sich vorstellen zu können, was zu Peter von Lunas Zeiten

Brauch und Art war, und wie der unbekannte Verfasser des Berichtes Grund hatte, an dessen Schluß zu befürchten, daß, wenn Gott nicht bald ein gnädig Einsehen nehme, seine Braut, die Kirche, einer bösen Bedrängnis und der Glaube der Christenheit einem bösen Schiffbruch entgegengehe.

Ich muß mir versagen, noch eine Reihe gleich anziehender Dinge nach den urkundlichen Denkmalen der Avignoner Zeit zu schildern. Zu viel Geschichte ermüdet . . . und im Grunde, wer die Geschichte der Zeit, in der er lebt, kennt und versteht, der versteht auch die aller Vergangenheit, wenngleich er sie nie gelesen hat. Heutzutage ist die Bewerbung um Petri Stuhl nicht mehr so hitzig, daß viel Gegenpäpste auftauchen werden, die Menschen diesseits der Alpen dienen häufiger dem Staat und den materiellen Mächten als der Kirche, die fratres liberi spiritus, die man damals verbrannte, wandern nach Amerika aus, und Bombarden heißen itzo Kanonen; immerdar aber dasselbe Schattenspiel: die einen Hammer, die andern Amboß, und Schläge das die Gegensätze vermittelnde Verhältnis! —

Für Kunsthistoriker sei übrigens noch die Notiz beigefügt, daß die Baugeschichte des Palatiums zu Avignon unter Papst Klemens VI. (1342—1352), der den Bauten seines Vorgängers Benedikt XII. den Abschluß gab und insbesondere die capella major, die audentia und die terraciae superiores zufügte, sowie die von ihm angeordnete Ausschmückung des Konsistoriums mit passenden Figurenbildern und Sprüchen (der Papst selber verlangte, daß „sub cujuslibet effigie seu figura, aut in rotulis quos suis gestare videntur in manibus seu dicta seu scripta . . . literis grossis et legibilibus scriberentur, libros et capitula in quibus continentur, rubeis literis designando") in der prima Vita Clementis VI. bei Baluze I. 263 des ausführlichen beschrieben steht.

Und wer sich etwa für die ökonomischen Verhältnisse eines damaligen Kardinals und für die gangbaren Gold- und Silbermünzen interessiert, der möge in Baluzes Urkundenbuch (tom. II., pag. 762) das Inventar über das bare Geld nachlesen, das nach dem Tode des Kardinals Hugo Rogerius im

Jahre 1364 sich in seinem „großen roten, mit Eisen beschlagenen" Koffer vorfand. Die ersten dreißig Säcke, welche die Testamentsvollzieher herausgriffen und mit der großen Goldwage Stück für Stück prüften, enthielten ein jeder fünftausend Florentiner Goldgulden von feinem Gold und Kameralgewicht — tut zusammen 150 000 Goldgulden, ungerechnet dessen, was in den übrigen „sacculis, bursis et panniculis" an allen möglichen neuen und alten Münzsorten der Christenheit („scutati, pavilhioneles, floreni auri del grayle, grossi Turonenses; librae et solidi sterlingi argenti; moneta nigra regni Franciae" usw.) enthalten war. Dem frommen Erblasser scheint einiger Goldregen von den Einkünften des Jubeljahrs zugeströmt zu sein. —

Nachdem ich noch im süßen Schlummer mit Avignons babylonischer Epoche mich beschäftigt und einen wütenden Kampf geträumt, in welchem die strengen kurzkapuzigen Franziskaner ein Kloster ihrer Brüder „von der Kommunität" stürmten und ihre langbekutteten Widersacher zu Tor und Fenster hinauswarfen, war der nächstfolgende Tag einem Rundgang durch die Stadt gewidmet.

Die sich an das Papstschloß anschließende Kathedrale Notre-Dame des Grâces hat ein Portal, dessen korinthische Säulen einem antiken Bauwerk entnommen sind. Verblichene Fresken auf blauem Grund, ein Christus salvator mundi mit Engeln und eine kaum mehr erkennbare Anbetung der Könige (?) sind aus frühitalienischer Zeit und einigen Bruchstücken nach zu schließen feiner behandelt als die Giottos Namen tragenden Malereien in den Inquisitionsräumen des Schlosses. Die Revolution der neunziger Jahre konnte Portal und Kirche nur dadurch vor der Zerstörung retten, daß sie die seltsame Inschrift „monument antique et curieux" breit anschrieb.

Ein stattlicher, weißmarmorner Papststuhl von plumpen Formen, zur Seite das Relief eines geflügelten Löwenungetüms tragend, erinnert an Avignons klassische Zeit; ebenso das ziemlich rohe Denkmal Benedikts XII., der im Jahre 1342 hier beigesetzt ward. Friedlich ruht unweit dieses Kir-

chenfürsten ein provenzalischer Kriegsmann des sechzehnten Jahrhunderts, Louis Balbe Berton de Crillon; „nommé le brave par les braves eux-mêmes," wie die Grabschrift sagt, der, wiewohl er seit seinem fünfzehnten Jahre bei keiner Affäre gefehlt und trotz seiner Wunden von Lepanto sein Leben doch auf vierundsiebenzig Jahre brachte und erst 1615 das Zeitliche segnete.

Wenige Schritte von der Kathedrale entfernt ragt eine von Zugwind stets umblasene Felsterrasse empor, le rocher de Notre-Dame. Diesen stattlichen „Luginsland" muß man ersteigen, um einen weiten und großartigen Rundblick bis ins Provenzalische und ins Languedoc hinüber zu gewinnen. Da kommt von Norden aus weiter Ferne die Rhone längs ihrer turm- und burggekrönten rebenreichen Ufer einhergeströmt, um sich mit der aus den Meeralpen ihr entgegeneilenden Durance zu vereinigen; — dort drüben an dem rechten Ufer lagerte einst Hannibal mit der karthagischen Armee und ließ Schiffe und Kähne zimmern, bis Mann und Roß und Elefant sicher auf das diesseitige, vom gallischen Landsturm nur schwach verteidigte Ufer des gewaltigen Stromes übersetzen konnten; auch ein reiches Stück Mittelalter steht auf den Hügeln des rechten Rhoneufers in Stein gemauert; das umfangreiche, im Geviertraum die Berghöhe umfassende Fort Saint-André, mit seinem dicken runden Turmgeschwisterpaar am Eingang, seinen hohen Wällen und Zinnen... und unmittelbar daneben Villeneuve-lez-Avignon mit seinem riesigen, viereckigen, den Rhoneübergang beherrschenden Turm, die jenseitige Fortsetzung der Papstresidenz, das Grab Innocenz' VI. und Johanns XXII., einst berühmt durch seine Kartäuser und Benediktiner, jetzt durch die Schönheit seiner Frauen.

Der Blick rhoneabwärts, wo sich eine flache Landschaft gen Süden streckt, ist zum Teil verdeckt durch die gewaltigen Massen, Türme, Kapellen und Hofräume des päpstlichen Palastes sowie der Kathedralkirche. Aber drüben im Osten schaut eine weite, stattliche Bergkette aus dem Nebel, die basses Alpes, die sich um den wolkenumhüllten, schon von Petrarca

als Touristen bestiegenen Mont Ventoux schließen, und in deren Schluchten auch das ewig gepriesen bleibende Vaucluse versteckt liegt. Unmittelbar unter unserer abgeplatteten Terrasse dehnt sich groß und mächtig das gegen Wind und Sonne gebaute, weitschichtige, unelegante, hochhäuserige, rings noch mit Stadtmauer und Stadttürmen des vierzehnten Jahrhunderts umzogene Avignon, und drunten in der Rhone selbst ragen düster und verlassen, aber von stiller Poesie umschwebt, die Trümmer eines Werkes, das ich nie ohne Rührung betrachten konnte, die Brücke des heiligen Bénézet.

Der heilige Bénézet — wie manches auch die Legende an ihm und seinem Brückenbau ausgeschmückt haben mag — bleibt immerdar ein guter Heiliger, zu dessen Grab der Künstler lieber pilgert als zu manch anderm prunkenden Monument. Er war das Kind einer noch nicht enzyklopädischen und zivilisationsgefirnißten Zeit, wo der Mensch in der Tiefe seines einfältigen Gemütes zufrieden war, einen einzigen Gedanken als Zweck und Aufgabe des Lebens festzuhalten und durchzuführen... ein Schäfer aus Alviar in der Landschaft Vivarais, über den, wie hundert Jahre später über seinen schäferlichen Schicksalsgefährten Giotto, die Inspiration der Kunst kam und ihm nicht Ruhe und nicht Rast mehr ließ. Im Jahre 1177 stund der zwölfjährige Hirtenknabe auf den Straßen von Avignon und erzählte jedem der Vorübergehenden, daß er von Gott berufen sei, eine steinerne Brücke über die Rhone zu bauen; den Sachverständigen sprach er verständig wie ein gewiegter Baumeister, den Zweiflern schleppte er, wie die Sage meldet, einen sieben Schuh breiten Stein, den sonst nicht dreißige zu heben vermochten, bis an den Fluß und warf ihn als erstes Fundament hinein, die ökonomisch Bedenklichen wies er auf Gott, der im Schwachen Starkes vollbringt...

Begeisterung hat etwas wohltuend Kontagiöses, man glaubte an den jungen Architekten, der an sich selbst glaubte; Bischof, Geistlichkeit und Volk hatten Freude an ihrem „Benedictulus pontifex“ und schafften die notwendigen Goldgulden herbei; nach zwölf Jahren waren die steinernen Bo-

gen über das breite Gewässer gespannt, das Unglaubliche war geschehen, der wilde, schon dem Altertum ob seiner jähen, reißenden Strömung („Rhodanusque celer“ — „praeceps Rhodanus“) berüchtigte Strom durch eine der stolzesten Brücken gezähmt, und die beigetragenen Gelder und frommen Stiftungen reichten noch aus, um am Eingange der Stadt ein Hospital und eine geistliche Brüderschaft, genannt die „Brüder von der Brücke“, zu begründen.

Sankt Bénézet aber wollte nichts anderes mehr in seinem spätern Alter, als bei seiner Brücke sein; dort, in steter Sorge um das nach Mühe und Not gelungene Werk seines Lebens, von der Brüderschaft zum Prior erwählt, brachte der Hirtenknabe von Alviar den Rest seiner Tage zu. Auf den dritten Brückenpfeiler aber hatte er, der sich's nicht als möglich denken konnte, daß jemand über das große, starke Wasser wandeln mochte, ohne an die Herrlichkeit Gottes in seinen Strömen zu denken und ein andächtig Vaterunser beten zu wollen, eine anmutig kleine Kapelle angebaut... in diese Kapelle auf dem dritten Pfeiler haben ihn im Jahr 1195, da sein irdisch Tagewerk zu Ende ging, seine fratres de ponte hinausgetragen und begraben, und so ruht er denn, gottvergnügter als ein Pharao in seiner Pyramide, in dem Bauwerk, das er selbst sozusagen aus seinem Herzblut aufgebaut, und hört die Rhone fröhlich brausen um sein Grab, und das Volk, das einem jeden dankt, der es gut mit ihm gemeint, hat den unstudierten Baumeister heilig gesprochen und ihn unter den vielen Heiligen eingereiht, die nicht im Kalender stehen, aber doch ein ehrend Andenken verdienen.

Die Brücke des heiligen Bénézet ist im Lauf der Jahrhunderte geborsten und steht nur noch als ein ehrwürdiger Torso in der Flut, aber dem Pfeiler mit der Grabkapelle tut die Rhone nichts zuleid; aus dem einst von Boucicaut erstürmten festungartigen Bau, der unnahbar die Brücke von der Stadtseite umschließt, stieg ich hinüber zu jenem dritten Pfeiler; ein wilder Feigenbaum grünte vergnüglich im flutumrauschten Chor des verödeten Kirchleins; ich brach mir ein Feigenblatt, das noch jetzt, da ich dies schreibe, aus dem

Skizzenbuch als fröhliche Reliquie zu mir herüberschaut, und ich werd' es in Ehren halten, wenn auch die Welt von heute vom heiligen Bénézet von Avignon nichts mehr weiß und lieber zum heiligen Bénazet in Baden-Baden wallfahrtet, der auf seinen grünen Tischen wohlwollend und gnädig ihr Opfergeld entgegennimmt, ohne Brücken davon zu bauen... Vingt-et-un, rouge, impair, passe!...

Die Bevölkerung von Avignon scheint keinen Drang in sich zu fühlen, das Andenken an ihre „babylonische" Zeit durch ein Denkmal der Gegenwart zu erhalten; dieser rocher de Notre-Dame, von dessen luftigen Höhen der Blick das ganze ehemalige päpstliche Gebiet umspannt, wäre sonst ein geeigneter Platz, eine jener Gestalten in der dreifachen Krone mit Hirtenstab und Schwert in Marmor oder Erz aufzustellen. Statt dessen erhebt sich hoch oben das Standbild eines bärtigen Mannes in langem Talar, der einen Büschel Pflanzenstengel in der Hand hält... und wer ist dieser eherne Unbekannte, der wie ein Beherrscher auf Land und Stadt und Schloß der Päpste herabschaut?...

Der Einführer der Krappkultur!

Es läßt sich kaum ein schärferes Symbol des Protestes des französischen Bürgertums gegen alle Erinnerung an die kirchlich feudale Vergangenheit denken, als dieses Denkmal an dieser Stelle. Ob eine bewußte Absicht seiner Errichtung zugrunde liegt, weiß ich nicht, aber die Fabrikanten und Industriellen und Rotfärber des neunzehnten Jahrhunderts hätten kein bedeutsameres Lied ohne Worte ersinnen können, als indem sie angesichts der in Stein geschriebenen Geschichte der Hierarchie diesen Krappwurzelfarbkraftentdecker, der bereits in den rotgefärbten Hosen der französischen Armee sein vieltausendfältiges Denkmal hat, auf das ehrende monumentale Piedestal erhoben. Und ein neckischer Humor hat es gefügt, daß auch das eherne Standbild den entschiedenen Färberberuf des Krappentdeckers noch auf dem Felsen von Avignon in schöpferischer Tätigkeit fortsetzt, denn infolge von Regen und Oxydation hat das Erz der Figur den schönen weißen Marmor des Fußgestells zersetzend durchdrungen und

mit unverlöschlichen Strichen zwar nicht krapprot, aber doch giftig grünspangrün gefärbt...

Das Museum Calvet, wohin ich in edler archäologischer Wißbegier von hier aus meine Schritte lenkte, fand ich in einem jammervollen Zustand, dem ich jedoch keine Tränen, sondern ein pietätloses schallendes Gelächter weihte. So viele Schreckensbilder auch die verheerende Gewalt der Überschwemmungen schon vor meine Augen geführt hatte, auf den Schreck war ich doch nicht gefaßt, ein archäologisches Museum in Wassersnot zu treffen!

Und doch war es so! Die Gewässer selbst waren zwar aus der Museumstraße wieder abgeflossen, aber die Spuren der gräßlichen Verwüstung noch ungetilgt und unverhüllt zutage liegend.

Wie sah es in diesem Hofe aus!... Ein Avignonischer Winckelmann hätte sich ein Leid darob antun mögen!... Umgerissen, sündflutlich übereinander geschwemmt, in Schlammformationen gebettet, als sollten sie eine zweite Versteinerungsperiode durchmachen, lagen die antiken Fragmente... hier zu einem Konglomerat zusammengebacken ein Sarkophag mit etlichen Architraven und Stirnziegeln, dort im Gras ein weiblicher Torso unanständig neben einem soliden Meilenstein... seitwärts aber unter einer Bretterhütte war ein halb Dutzend verunglückter Götterbilder bereits wieder aufgerichtet, und die Mägde des Inspektors in traulichem Verein mit rothosigen Rekruten beschäftigt, unter Singen und Lachen mit Besen, Bürsten und sonstigen „Kriegsmaschinen" die edlen Marmorleiber von dem schier unheilbar inkrustierten Schmutz zu befreien.

Auch in den inneren verschont gebliebenen Räumen war es zu feucht, um lange zu verweilen; solchen, die sich gerne ihre archäologischen Zähne an etwas schwer Erklärbarem stumpf beißen, nenn ich ein Skulpturwerk von fremdartig scheusalhaftem Charakter, gefunden im Jahre 1849 tief unter dem alten Boden der Kirche von Noves, Departement bouches-du-Rhône.... ein großes, breitköpfiges, halb affen-, halb wolfsartiges Ungeheuer in sitzender Stellung, dessen

Rachen der halbverschlungene Arm eines Menschen entragt und das in seinen Vordertatzen zwei menschliche Köpfe oder Brustbilder hält.

Ob hier phantastisch rohes frühes Mittelalter, oder gallisch-druidische Menschenopferer, oder gar altphönikische Molochverehrer, denen auf ihren Handelsfahrten die Rhonemündungen gar wohl bekannt waren, sich an den Gesetzen des ewig Schönen so grausam in Stein versündigt haben, will ich gelehrteren Männern, die mehr Zeit zu verlieren haben, zur Entscheidung überlassen. Die Schlüsselbewahrerin, die mich umherführte, sagte, das Ungetüm sei „une tarasque". Ein gründlicher Altertumsforscher könnte also auch noch die fabelhafte Geschichte von dem durch die heilige Martha besiegten Drachen, wovon die Stadt Tarascon an der Rhone den Namen trägt, und die noch jetzt dort am zweiten Pfingsttag in festlichem Jubel durch die Straßen geschleppte ungeheure, künstlich bewegliche, rachenaufsperrende, schwanzkrümmende „tarasque" (das weit in der Provence berühmte, vom lustigen König René durch die Statuen der chevaliers de la Tarasque gefeierte Wahrzeichen von Tarascon) mit diesem Steinbild in Verbindung bringen.

Jedenfalls scheint ein starkes Stück alten Heidentums in dem Ungetüm Nr. 51 des Museums Calvet zu stecken, und — seinem Kunstgehalt nach ist es den christlichen Gottesmännern nicht zu verargen, daß sie es dereinst so gar tief unter drei Fundamenten ihrer Kirche ab und zur Ruhe brachten.

Unweit dieser heidnisch barocken Skulptur steht ein griechischer Grabstein mit der einfachen Grabschrift: *Μονοδότη Χρηστή Χαῖρε!* [1])

Es tut unendlich wohl, so nah neben der Barbarei einen Ton reiner, edler Humanität zu vernehmen. Läßt sich einer teuren Hingeschiedenen etwas Innigeres, Vielsagenderes, Bedeutsameres auf das Grab schreiben, als dieser wie Rauschen der blauen Woge des Mittelmeers aufklingende Ab-

[1]) Edle Monodote, lebe wohl!

schiedsgruß? Wer so dachte, hatte freilich für menschenfressende Ungeheuer keinen Raum in Phantasie und Kunst und Leben. *Μονοδότη χρηστή χαῖρε!*..

Aus der Gemäldesammlung des Museums sind mir nur zwei Bilder in der Erinnerung geblieben, ein erst untermaltes von David: ein fast nackter, im Kampf gefallener kleiner Sanscülottentambour, die trikolore Kokarde am Hut... der tragische Hauch der neunziger Jahre, der damals den Meister selbst elektrisierte, liegt über diesem erschossenen Kinde, von dessen wirklichem Geschick ich vergebens Kunde zu erhalten suchte. — Am Ende eines Korridors aber hängt Horace Vernets bekannter Mazeppa, der, auf den Schimmel gebunden, von Wölfen verfolgt, durch Gedörn und Gestrüpp der russischen Wälder jagt — von dem Meister der guten Stadt Avignon, der Heimat seiner Väter, geschenkt, und — schwer glaublich, aber doch wahr — neben diesem Mazeppa hängt derselbe Mazeppa, von demselben Horace Vernet als leibhaftiger Doppelgänger oder vielmehr Doppelreiter, abermals... eine Anordnung und Gruppierung, die den spießbürgerlichen Mäzenaten von Avignon alle Ehre macht. Bei unvorsichtigem Rapierfechten der Schüler auf Vernets Atelier war nämlich der erste Mazeppa von einem Florettstich durchbohrt worden, der der Leinwand einen schweren Riß beibrachte; der Meister entschloß sich edel und kurz, das Bild zum zweitenmal zu malen, und schenkte das zweite unversehrte der Gemeinde Avignon. Da aber die weisen Väter der Stadt vernahmen, daß das erste wieder kunstreich geflickt und retuschiert sei, war ihnen das Gefühl, daß zu Paris nun dennoch jemand durch Erwerb des ersten echten Mazeppa den ihrigen verdunkeln könne, so unerträglich, daß sie auch den florettdurchbohrten noch erwarben... und der provinziale Stolz darf sich jetzt den Parisern rühmen, daß er etwas ganz Originales von Horace Vernet besitzt, nicht nur einen, sondern zwei Mazeppa — und beide nebeneinander aufgehängt!....

Die Abendstunden des zweiten in Avignon verlebten Tages vergingen mir, wie schon manche frühere, in heiterem Ärger

über des Herrn von Thümmel Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. In der Hoffnung, über Land und Leute etwas zu erfahren, hatte ich den vielgepriesenen Touristen zu mir gesteckt, aber zu meiner Betrübnis mußte ich wahrnehmen, daß man etwas von der glückseligen Natur eines Haarkräuslers und Tanzmeisters oder von der „schönen Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig" in die Adern gemischt haben muß, um diesen „Klassiker deutscher Nation" auf dem Schauplatz seiner Taten mit Genuß würdigen zu können.

Es mag seinerzeit sehr pikant gewesen sein, als vornehmer Hypochonder mit einem treuen Johann und einem wohlgenährten Mopse südwärts zu ziehen, um „durch Rütteln und Schütteln der Postchaise den freien Gebrauch der blasierten Seelenkräfte wiederzuerlangen", es mag auch für den, der weder aus Natur noch aus eigenem waghalsigen Abenteuer in fremden Land neue elektrische Regung in den müden Geist zu leiten versteht, eine Angelegenheit äußerster Wichtigkeit gewesen sein, ein hochbusig provenzalisches Naturkind als Berliner Anakreon über die mythologischen Verhältnisse Gott Amors zu belehren oder die Freundin eines avignonischen Dompropstes durch ein geweihtes Strumpfband zu erobern ... mögen auch recht schöne Sachen in den sorgsamen frisierten und gepuderten Oden und Lehrgedichten stehen, die der Verfasser, um sich „sanft über lästige Zeiträume zu heben", kunstreich zu bauen weiß: aber wer außer der süßen Person dem mit verführerischen Brusttüchern und Schürzen so ernste Kämpfe kämpfenden Hypochonders noch etwas von den mittäglichen Provinzen oder den gesellschaftlichen Zuständen des Landes, das damals in stiller Schwüle gewaltigen Dingen entgegenging, kennenzulernen wünscht, der belastet sich vergeblich mit diesen Bänden.

Und daß noch auf dem Markt des heutigen Tages — nachdem die großen Gewitter um den deutschen Parnaß die Luft gereinigt, nachdem selbst Vater Wieland, der ähnliche Dinge doch noch mit gesalzener Grazie auf hellenischer Flöte zu blasen verstand, bereits viel Staub ansetzt und böse Menschen die Entdeckung gemacht, daß jener tändelnd empfind-

same Esprit unsrer galanten Vorväter oftmals von Fadheit gar nicht weit verschieden; daß in diesem kritischen, geschichtlichen Jahrhundert der verdauungsgestörte und aus medizinischen Gründen leichtsinnige Reisende durch Frankreich als Klassiker deutscher Nation der gläubigen Lesewelt gespendet wird: das ist ein heiteres Stück, worüber er vielleicht selber im Grabe ein Lächeln aufschlägt, und beweist eben, daß die deutsche Nation ein unabweisbar Bedürfnis hat, alles, alles, selbst ihre Klassiker oktroyiert zu erhalten.

... Bis zu der erhebenden, zehn Strophen erfüllenden Ode auf den Tod seines im schönen Süden an Schwermut gestorbenen Mopses vorgedrungen, beendigte ich für diesmal die Lesung des deutschen Klassikers, entschlossen, des folgenden Tages an ein Örtlein hinüberzufahren, wo man seinerzeit einiges mehr an Poesie in Wort und Leben verstand: an den Quell von Vaucluse!

(1857)

„In una valla, chiusa d'ogn' intorno,
Ch' è refrigerio de' sospir miei lassi.
Giunsi, sol con Amor, pensoso e tardo.

Ivi non donne, ma fontane e sassi.
E l'immagine trovo di quel giorno,
Che 'l pensier mio figura ovunqu' io sguardo."

Ein anmutiger Weg führt durch reich angebaute Kampagnen, mitunter auch durch einsames Heideland von Avignon ostwärts dem kahlen, mauergleich die Landschaft abschließenden Kalkgebirg entgegen, in dessen vielfach zerklüfteten Abhängen Tal und Flecken Vaucluse sich eines weltabgeschiedenen Daseins erfreuen. Ein leichtes Fuhrwerk, befehligt von dem wackern Avignoner Kutscher Godefroi Lefort, welcher, um seine Lippen nicht mit gotteslästerlichen Reden zu entweihen und doch andererseits der süßen Gewohnheit des Fluchens nicht zu entsagen, den seltsamen Kraftausdruck „grenouille de Dieu!" als drittes Wort zu gebrauchen pflegte, trug uns an einem fröhlichen Sommermorgen in holperndem Trabe dorthin.

Unweit des Städtleins L'Isle stießen wir auf eine seltsam wandernde Gesellschaft: etliche Männer in Blusen zogen einen tuchüberspannten Wagen, darin ein blasses krankes Weib saß, eine zigeunerartige Alte kam almosenheischend zu uns herüber. „D'où venez Vous?" sprach ich sie an; sie aber schüttelte das Haupt und sagte abwinkend: „Versteh' nicht Französisch."

Also fahrende Leute deutschen Stammes auf offener Landstraße zwischen Vaucluse und Avignon. „Deutsch denn!" fuhr ich fort, „woher des Weges?" — „Von Marseille." — „Was dort getan?" — „Am Hafen gearbeitet, Lumpen gesammelt." — „Sonst nichts?" — „Ja doch?" — „Was denn?" —

„Auch Knochen aufgelesen." — „Wohin jetzt?" — „Heim, nach Sulz im Elsaß. Es wird zu heiß in Marseille." ... Sie wiesen uns zu förmlicher Legitimation ihren Paß vor. „Grenouille de Dieu!" sprach Godefroi Lefort, der Kutscher, da er die Insignien des Kaiserreiches auf ihrem Reiseausweis wahrnahm, „voilà des Français qui parlent un beau patois!"

... Es waren trübselige Betrachtungen anzustellen über die Beteiligung der Menschen deutscher Zunge an den Spenden des Mittelmeers... Vorüber, vorüber!... Wir gaben den Leuten von Sulz ein reichliches Almosen und wünschten ihnen Glück zur Heimfahrt oder vielmehr zum selbst-sich-befördernden Heimschub.

Bald waren wir an Ort und Stelle. Vaucluse und Petrarca! es wird wenig Namen geben, die in der Überlieferung der Menschen so aneinander gelötet sind wie diese zwei. Der alte Poet ist nicht nur geistig, sondern auch volkswirtschaftlich der Patron von Vaucluse geworden, man lebt und zehrt von seinem Andenken, der Kutscher verdankt ihm die Bestellung seiner Wagen, der Wirt den Besuch seines Gasthofes, der Fischer in der Sorgue den Verkauf seiner Forellen. Darum steht auch gleich bei der Einfahrt ein Obelisk mit der Inschrift à Pétrarque, an der freilich etliche Buchstaben abgefallen sind, so daß jetzt nur noch der Hieroglyph A.. TRA. QUE. sichtbar ist. Der Gasthof aber trägt das stattliche Schild: „Hôtel de Laure et de Pétrarque!"

Man macht verschiedentliche Erfahrungen an Wirtshausschildern im Lauf eines zu häufiger Einkehr verurteilten Lebens; — seit ich dereinst zu Pompeji im Café restaurant zum „Diomedes" unweit der Eisenbahn mein Beefsteak nach der Karte und meinen Seefisch verzehrt, konnte es nichts Erschütterndes mehr haben, auch bei der Laura und beim Petrark einzukehren. Vielleicht daß unsre Enkel einstmals in Sesenheim ein stattlich Wirtshaus „Zur Friederike und zum Goethe" oder bei Wetzlar eine Brauerei „Zum Werther und zur Lotte" vorfinden; — die Nachwelt hat verschiedene Formen, sich vergangener Liebe zu erinnern.

Wir bestellten eine Mahlzeit und gingen vorerst, ehrfürchtig wie sich's an einem Orte geziemt, dessen Wirtshäuser solche Namen tragen, zu der eine Viertelstunde entfernten Quelle.

Petrarca war ein landschaftlicher Feinschmecker; es mag einer in vieler Herren Länder suchen, bis er ein so reizendes, zu einsamer Pflege der Musen geeignetes, mit immer frischer Naturfülle das Gemüt anmutendes Örtlein gefunden, und wenn von ihm nichts bekannt wäre, als daß er die üppig lärmende Papststadt am Rhoneufer verlassen, um an diesem kühlrauschenden Felsquell festgesiedelt ein otium cum dignitate zu pflegen, so würde es genügen, den Mann von gediegenem Geschmack, den Kenner eleganter Natur zu bekunden.

Der Pfad zur Quelle der Sorgue, jener „dolce sentier, che sì amaro riesci" zieht sich auf deren rechtem Ufer, an einer Felsgrotte, dem „trou du Coulobré", das die Sage zur Behausung des vom heiligen Veranus vertriebenen Drachen macht, den Felsen entgegen. Genüber ragen auf steilem Abhang, von dunkelm Gebüsch und einer Gruppe von Pappelbäumen umsäumt, über verschiedenen winkligen Häusergruppen und turmartigem Gebäu die Ruinen des Schlosses von Vaucluse, das die Grafen von Toulouse einst erbauten und später den Bischöfen von Cavaillon abtraten, deren einer, Philipp von Cabassole, Petrarcas Zeitgenosse und Freund war, von ihm durch Zueignung der Schrift de vita solitaria und manches freundschaftliche Sendschreiben geehrt.

Die Landschaft ist äußerst malerisch, Stift und Pinsel zur Nachbildung wahrhaft herausfordernd.

Mächtige, über 2000 Fuß hoch senkrecht aufsteigende Kalkfelsen von grauer, oft gelblichbraun unterbrochener Färbung umschließen in pittoresken Formen das enge Tal. Ihre Wände sind kahl, fast ohne alle Vegetation; nur den Ufern der Sorgue entlang und vorn beim Flecken Vaucluse üppiger Baumwuchs und graugrüne Olivenpflanzungen. Schutthügel, mit Felsblöcken übersät, strecken sich an den Abhängen, durch sie bricht sich das rauschende starke Bergwasser Bahn.

Am Ende des Tales, da wo es durch eine kaum übersteigbare riesige Wand im wahrsten Sinne des Wortes abgeschlossen ist — in einer förmlichen Felsensackgasse fanden wir denn, still und lauschig, den Quell, die „Sorgia, rex fontium", ein ruhig tiefes, blaugrünes, wundervoll durchsichtiges Gewässer, das reich und breit und gleich mit Stromesstärke aus geheimnisvoll unergründeter Spalte der Kalkwand zutage springt und unmittelbar am Ende seines, einem Miniaturgebirgssee ähnlichen Beckens in schäumendem Fall über moosdunkle Felsen talab stürzt.

Der Wasserstand war ein sehr hoher; — zu andern Zeiten senkt sich oft, ohne äußerlich erkennbaren Grund, der gesamte Quell und verschlüpft fast ganz in die Tiefen des Berges, so daß man weit in die Höhlungen des seltsamen Bassins hinabsteigen kann.

Wenige Feigenbüsche, mühsam und ängstlich an die Ritzen des kahlen Gesteins sich anklammernd, wiegten ihre Äste über dem klaren Spiegel; die Ruhe des Quells, die tiefe Durchsichtigkeit der Wasserfläche, auf deren Grund hellgrüne Schlingpflanzen die meerdunkle Farbe des Bergwassers unterbrechen, kontrastiert prächtig zu dem wenig Schritte davon beginnenden milchweiß aufschäumenden Sturz und Entrauschen.

Hier ist wahrhaft ein geschlossen Tal — ein procul abeste profani! — ein Bad zu wohligem Herumplätschern für Nymphen und Najaden und all in den Spalten wohnendes Gnomenvolk — ein Ort der Erinnerung und träumenden Selbstvergessens, ein echter Poetenwinkel, geeignet, auch viel Jahrhunderte nach Petrarca bei kühler Sommerfrische, genügender „Naturverpflegung" und einigen andern notwendigen Voraussetzungen einen epigonischen Mann zu Sang und wohllautendem Auftönen der Seele zu begeistern.

Hier begreift sich's, wie Petrarca bei der naturgetreuen Schilderung des Tales, die er seiner vita solitaria (lib. II. tractat. X. cap. 2) einflocht, sich an den Ausspruch Senecas gemahnt finden mochte, daß der Anblick solcher nicht durch Menschenhand, sondern durch Kräfte der Natur in die Felsen

gehöhlter Wölbungen das Herz mit frommem Schauer durchziehe, und daß der plötzliche Ausbruch eines Flusses aus verborgener Tiefe zur Gründung von Altären auffordere.

Es wollte mir wehmütig zu Sinn werden, da ich den Blick in dieser Felswildnis sich ergehen ließ. Der landschaftliche Eindruck ist beinahe der gleiche wie auf der Insel Capri — als ob das Gebirg von Vaucluse unter dem Meere sich fortziehe bis zum Busen von Neapel und gegenüber dem Vesuv sein Haupt wieder aus den Wellen erhebe; — dort in den Abhängen des Monte Solaro wie hier an Petrarcas Quell dieselben hohen Abstürze von hellem Kalkstein, dieselben seltsamen Spalten und Grotten, dieselben Feigenbüsche und Oliven ... mein Herz wollte schier Heimweh bekommen nach den flachen Dächern jenes glückseligen Eilands, da es so lebhaft seiner gemahnt ward.

Touristen aus allen Weltgegenden haben ihre Namen an die Felsen geschrieben, gepinselt, eingehauen... auch eine Inschrift, wahrscheinlich den Wasserstand betreffend, erscheint an der Felswand, wenig über die Höhe der Quelle. Eine fröhliche Gesellschaft war unten im Saume des Wassers gelagert; Herren und Damen hatten einen kühlen Trunk geschöpft und ließen ihn, nachdem sie übrigens eine Anzahl Weinflaschen schon vorher ausgetrunken, zu Ehren der Laura und ihres Freundes die Runde machen... überall Petrarca, und nichts als Petrarca! Zu Vaucluse ist kein Kraut wider ihn gewachsen.

Sein Wohl aber im Wasser seines eigenen Quells zu trinken, schien mir unangemessen. Darum, um auch meinerseits dem Ort und seinem Genius den schuldigen Tribut abzutragen, streckte ich mich hoch oben auf einer Felsplatte in den Schatten und verfertigte, denn jede andere Form wäre hier eine Versündigung gewesen, ein wohlgedrechseltes Sonett, sagte, was ein gebildeter Mensch unter allen Umständen sagen kann, Lob und Preis a) des Quells, b) des Mannes, der hier so viele und schönere Sonette gemacht, schloß mit der angemessenen Wendung:

.... ein halb Jahrtausend ist talab gerauschet,
Seit hier die Nymphen Lauras Freund belauschet,
Stumm ruht die schatt'ge Wildnis und verschwiegen,
Doch ewig strömt, wie hier Petrarcas Quelle,
Der Dichtung Born in bergesfrischer Welle:
Was aus der Tiefe kommt, kann nie versiegen!

schnitt sodann ein Blatt aus meinem Skizzenbuch, schrieb das Poem reinlich darauf, verschloß es in eine der Flaschen, welche die französische Gesellschaft unterhalb samt andern Frühstücksträmmern zurückgelassen, und warf Flasche und Sonett in die Tiefe der Flut — gleich einem jener Weihgeschenke, welche die Sauerwassertrinker des Altertums nach glücklich vollbrachter Kur den Nymphen zum Dank in die Quellen versenkten. Da ich aber bei dieser Gelegenheit, den Widerhall der Felswände zu prüfen, mit starker Stimme: „Petrark! Petrark!" rief, klang leise gehaucht ein „... Arg! Arg!" zurück, so daß ich von jeder weiteren Behelligung des Echos sofort abstand.

Noch lange blieb ich oben auf meinem Steinblock sitzen, in der Lesung der rime des Meisters Francesco vertieft; das Rauschen des Quells und der flutende Wohllaut seiner Sonette war zwiefache Musik; vieles bekommt an Ort und Stelle erst seine Gestalt, und scharf und plastisch springt oftmals ein Stück Landschaft, eine Felswand, ein Gebüsch, der Quell selber, sozusagen der ganze Vaucluser Lokaleindruck aus den melodischen Sängen. Wie die Staatsweisen herausfanden, daß ganze Nationen eigentlich nur der menschlich formulierte Ausdruck ihrer Heimatserde sind, so ist's auch für Erkenntnis der Poeten unerläßlich, den Boden seiner Schöpfungen zu kennen,

.... „Scis, quo colle sedes? majestas quanta locorum est?"...

und hinterwärts von Langensalza und Halberstadt darf man wohl bis an das Ende der Tage vor der Gefahr sicher sein, von petrarchischen Sonetten überflutet zu werden.

Inzwischen hatte die Wirtin „Zur Laura und zum Petrark" ein treffliches Mittagsmahl bereitet und schickte ihren Boten, der mich zu soliderer Beschäftigung nach Vaucluse zurückrief. Mit Befriedigung überzeugte ich mich, daß für Petrarcas Frühstücke und gesamte „Naturverpflegung" in diesem einsamen Tale genügend gesorgt und namentlich seine Festtagstafel mit erlesenen Gerichten ausschmückbar war; der Quell vereinigt das Nützliche mit dem Schönen und liefert nicht nur die Anregung zu unsterblichen Gesängen, sondern auch feine Aale, schmackhafte Forellen und delikate Krebse — bei lukullischem Festmahl zu prangen würdig.

Nach vollbrachter Mahlzeit bemerkte der Kutscher Lefort, es sei durchaus notwendig, auch Petrarcas Haus in Augenschein zu nehmen. Ich hieß ihn eine Flasche Wein zu sich stecken und überschritt unter seiner Führung die Brücke der Sorgue, um ins Innere von Vaucluse zu gelangen. Die Hauptstraße des Städtleins ist ein durch den Fels gehauener Tunnel, Rest des Aquädukts, darin einst die Römer das Wasser der Quelle nach den Niederungen von Arles hinüberleiteten.

Das Haus eines Herrn Tacussel, unmittelbar an die steilen Nagelfluhfelsen angelehnt, deren weitere Wände die Reste des Schlosses der Grafen von Toulouse tragen, wird als das des Dichters gezeigt.

Es mag sein... Lage und Örtlichkeit stimmen ganz mit den Beschreibungen, die er selber von seiner Klause entwirft.

Ein einfach viereckig steinern Wohnhaus mit flachem Dach, am Eingang rückwärts eine kleine Veranda, der von der Straße hereinführende Gang von Reben umrankt, ein Garten mit üppigen Feigenbüschen und mächtigen Lorbeerbäumen, dessen Mauern von der kühlenden Flut der Sorgue umspielt sind... alles im Schatten darüberhängender dunkler Felsen... jenseits der Straße in keden Linien die Ruinen des Schlosses emporsteigend: das war's ungefähr, was in jenem traulichen Winkel, den einst die Römer den Nymphen der Quelle geweiht, zu erschauen war.

Es lagert eine poetische Luft über jenem Örtlein; ich entschied mich ohne weitere Kritik dafür, daß Petrarca wirk-

lich seine fünfzehn Vaucluser Jahre hier verlebt, und begriff mehr und mehr, wie er mit solcher Liebe seinem „geschlossenen Tal" zugetan und oft in Versuchung sein konnte, sich gänzlich permanent hier zu erklären.

Noch war das Haus, wie er es einst geschildert, jucundum, solitarium, salubre et paucorum bene concordium hospitum late capax... (Epistol. lib. VIII. ep. 118), noch ragte vorn im Garten am feuchtfrischen Ufer hoch und stolz der Lorbeer, wie jener, von dem er einst gesungen:

... così eresca 'l bel lauro in fresco riva
E chi 'l piantò, pensier leggiadri et alti
Nella dolce ombra al suon dell' acque scriva!

noch strömte murmelnd das Flüßlein vorüber, das einst zu jeder Stunde mit ihm geweint:

... 'l bel rio ch'ad ogni or meco piange,

das er, in dichterischer Lizenz der Beschreibung, durch seine Tränen anschwellen machte,

— fiume che spesso del mio pianger cresci —

und in Erfüllung gegangen war die stolze Prophezeiung, die er seinem Freund Olympus ausgesprochen, daß in Zukunft bei vielen der Ort Vaucluse nicht weniger durch seines Poeten Namen als durch den wundersamen Quell gekannt sein werde... (Opinari ausim, apud multos non minus locum illum meo nomine quam suo miro licet fonte cognosci. Epistolar. lib. VIII. ep. 116.)

„Hier also" — schrieb Meister Franciscus Petrarca dereinst selber — „hab' ich die Sorgen der Stadt mit ländlicher Ruhe vertauscht, diesen Ort hab' ich nicht durch meine Wahl allein, sondern auch durch eine ländliche Mauer und, wie ich hoffe, durch noch solideres Zement, durch Wort und Dichtung, nach Kräften zu schmücken gesucht. Hier — denn mit Freuden denk' ich daran — hab' ich meine ‚Afrika' begonnen, mit solchem Ungestüm und solcher Einsetzung geistiger Kraft,

daß ich jetzt nur wie eine Schnecke auf jenen Spuren einherschleiche und fast selber von meiner Keckheit und dem großen Fundament des Werkes erstaune. Hier hab' ich keinen geringen Teil meiner Episteln in gebundener wie ungebundener Rede und meine bukolischen Dichtungen vollendet — in einer Kürze der Zeit, darüber du dich verwundern würdest.

Kein Ort gewährte mir mehr Muße und schärfere Anregung, die ausgezeichneten Männer aller Länder und Jahrhunderte um mich zu versammeln; in jener Einsamkeit hab' ich die vita solitaria und das otium der Religiosen in einzelnen Abhandlungen auszuführen und zu preisen unternommen.

... In jenen Schatten endlich hofft' ich, die jugendliche Glut, die mich so lange Jahre feurig verzehrte, zu kühlen; schon in frühem Alter war ich gewohnt, dorthin wie zu einer festen Burg zu flüchten. Aber ach mir Unvorsichtigem! das Heilmittel selber wandte sich zu meinem Verderben, die Sorgen, die ich mitgenommen hatte, loderten hoch auf, in der öden Einsamkeit war niemand, der mir löschen half, so ward ich nur um so verzweifelter entzündet, die Flamme des Herzens schlug aus meinem Mund, und ich erfüllte Täler und Lüfte mit klagenswertem, aber, wie manche gesagt haben, süßem Gemurmel. Hier entstanden in der Vulgarsprache die Dichtungen meiner jugendlichen Kämpfe, über die mich jetzt Reue und Scham befällt, die aber bei allen, welche an derselben Krankheit leiden, so sehr beliebt sind.

... Solang ich lebe, wird jener Sitz mir der angenehmste sein, durch die Erinnerung an meine jugendlichen Sorgen, deren Reliquien mich noch in diesem Alter beschäftigten.

Aber wenn ich mich selber nicht irre: anderes hat der Mann zu treiben, anderes der Jüngling. Ich hatte in jener Lebensweise nichts anderes gesehen; richtiger Erwägung stand blinde Liebe entgegen, Schwäche der Jugend und Mangel an Rat; es stand entgegen die Ehrfurcht vor meiner Beherrscherin, unter deren Zepter zu leben mir mehr wert war, als Unabhängigkeit, ja, ohne welche mir an Freiheit und Lebensfreude etwas fehlte. Jetzt freilich hab' ich jene und alles, was

Süßes übrig war, in einem Schiffbruch verloren, und — nicht sprech' ich's ohne Seufzen aus — mein einst so blühender Lorbeer (laurus), der allein mir die Sorgue und die Durance herrlicher machte als den Ticino, ist von jähem Unwetter getroffen verdorrt..."

Hier in dem lorbeerumbuschten Garten an der Sorgue, in dem „Hortulus qui fontibus imminet ac rupibus subjacet" blieb mir denn wiederum nichts übrig, als dem Meister Francesco Petrarca eine Stunde der Erinnerung zu widmen.

Er war ein Mann eigenen Schlages, der große „Rimatore" und „Sonettatore"; selten wird ein Poet in so mannigfaltigem, widerspruchsvollem Bild auf die Nachwelt übergehen.

Die große Menge, die seinen Namen als einen berühmten auf der Zunge führt, weiß freilich wenig anderes von ihm, als daß er in seinen jungen Tagen nach Avignon kam und alldort — wie das Basler historisch-geographische Lexikon von 1736 treffend bemerkt, „mit Laura, einem Frauenzimmer, bekannt wurde, welche er gar sehr liebte und in seinen Schriften auf eine ungemeine Art herausstrich".

Andere wissen dann noch weiter, daß er für diese Laura über zwanzig Jahre lang schwärmte, bis sie, von der Pest hinweggerafft, ihm entrissen ward; daß er dann nach ihrem Tode, wie das Leipziger Konversationslexikon ergreifend zu berichten weiß, „für alles dankte und wieder nach Avignon ging, wo er am Grabe seiner Laura abwechselnd dichtend weinte und weinend dichtete" — ja, daß er durch die Masse von Sonetten und andern rime, die er behufs der „Herausstreichung" seiner Angebeteten fertigte, nebenbei auch Schöpfer einer italienischen Lyrik und Dichtungssprache ward.

Belehrt man sich dann des näheren über jenes Verhältnis zur Laura, so findet man in besagter Konversationslexikonsüberlieferung eine so glänzende, herzrührende Schilderung, daß man begreift, wie der Wirt zu Vaucluse noch fünf Jahrhundert nach dem beiderseitigen Tod ein solches Liebespaar auf dem Schilde seines Gasthofs verewigen konnte. Es wäre

unrecht, hier zu verschweigen, was das unvermeidliche Leipziger Lexikon hierüber des nähern vermeldet. „Laura war die Tochter des Ritters Audibert von Noves und seit 1325 mit Hugo von Sade in Avignon vermählt. Sie war eine der vollkommensten ihres Geschlechtes, ihre Augen waren zärtlich und feurig, ihre Augenbrauen glänzend wie Ebenholz, ihre Haare golden und von der Hand des Liebesgottes selbst gesponnen (!), ihr Hals blendend, ihr Antlitz von einer Röte gehoben, welche die Kunst sich vergeblich bemüht nachzuahmen, ihr Mund voll Perlen und Rosen (!), ihre Stimme rührend und sanft, ihr Gang leicht und zierlich, und über ihr ganzes Wesen war bezaubernde Anmut und reizvolle Sittsamkeit ausgegossen.

Petrarca zählte dreiundzwanzig Jahre, war ein blühender Jüngling, lebenskräftig und wohlgestaltet, als er die Schöne zum erstenmal erblickte und die hellen Funken der Liebe in sein Herz niederfielen. Seine Seele, die das Feuer der Liebe noch nicht empfunden hatte, stand auf einmal in vollen Flammen. Er fiel in das Netz, worin bezaubernde Gebärden, englische Wörtchen, Anmut, Sehnsucht und Hoffnung ihn fingen. (!) Zwanzig Jahre lang liebte er diese Laura, ohne irgendeine andere Gunst als bisweilen einen freundlichen Blick oder ein sanftes Wort zu erhalten; neunmal ist sie Mutter geworden, und die Blüten ihrer jugendlichen Reize und ihres Körpers fielen ab, aber immer noch blieb sie die Seele seiner Gesänge usw. Eine solche Liebe war nicht von gemeiner Art, sie war geistiger Natur (!) und wirkte geistig in den Dichtungen Petrarcas... (!!)“

So der Mann von Vaucluse, wie er bei löblichen Konversationslexikons-Abonnenten, also bei der Mehrzahl der „gebildeten Welt“ fortlebt.

Sodann aber gibt es eine Gattung ernster, zugeknöpfter Leute, die gewöhnlich Brillen tragen, auf Liebesgeschichten nicht gut zu sprechen sind und es in betreff von Sonetten und Kanzonen mit ihrem Freund Cicero halten, der da sagte: Und wenn ich doppelt so alt werde, als ich bin, weiß ich doch nicht, woher ich die Zeit nehmen sollte, unsere lyrischen Dichter zu

lesen. Aber auch diese nicken bekannt, wenn sie den Namen Petrarca hören, schlagen ein Handbuch der römischen Literatur oder einen Band hallischer Enzyklopädie auf und holen aus einem wohleingeschachtelten Paragraphen oder Artikel ein ganz ander Bild des Mannes hervor. „Francesco Petrarcha" — klingt es uns da entgegen... „Wiedergeburt des Altertums durch Wort und Beispiel... in römischen Dichtern bewandert, übertraf sein Jahrhundert in Gelehrsamkeit (siehe unten!)... Großartiges formales Talent und feines Gefühl für die verschollenen Reichtümer der antiken Welt... ohne Gelehrter oder origineller Stilist zu sein (siehe oben!)... vereinzelte Stellung, mitten in abschreckender Barbarei der Scholastik... seinem Eifer gelang es bereits, einige Handschriften, namentlich des Cicero, nebst Münzen und andern Altertümern zu sammeln usw."

Respekt vor diesem Petrarca, wie ihn deutsche Philologen und originellere Stilisten, als er selber einer war, sich vorstellen! Wird euch nicht, als sähet ihr ihn im Garten vor seinem Häuslein auf und ab wandeln, den langen Schlafrock umgetan, die lange Pfeife rauchend, mit Wiedergeburt des Altertums und „rechtschaffner Erudition" beschäftigt?...

Gedenk' ich aber eines Mannes am grünen Neckar, den ich an manch schönem Sommertag auf der Kegelbahn des Heidelberger Museums so manch schönen Wurf ins Volle und nur selten einen „Pudel" schieben sah, gedenk' ich des verehrten Lehrers, der als oberster Hofrichter über italienische Poesie zu Gericht sitzt, dann kommt wiederum ein ander Petrarcabild zum Vorschein: weh dir, Meister Francesco, rausche traurig, o Quell von Vaucluse, klaget, ihr Nymphen der Sorgue, zittert, ihr Pappeln des Dichtergartens, zerspringt, ihr Saiten provenzalischer Mandolinen... die deutsche Literaturhistorie ist über euern Freund gekommen, eine schreckliche Alte, unbekannt der glücklichen Jugend der Menschheit; sie trägt ein Schnurrbärtchen um die Lippen, Warzen am Kinn und vor Rheumatismus schützende Filzschuhe; mit Papierscheren und Rasiermesser werden die seligen Dichterleichen seziert, Exzerpte und Aktenbündel herbeigeschleppt, Totenge-

richt gehalten und das Urteil mit Entscheidungsgründen ausgefertigt — alles so gelehrt, so unzweifelhaft, so hochnotpeinlich, daß keine Berufung und Begnadigung mehr möglich ist. Armer Petrarca! auch deine Sündenregister sind gefertigt, die Schleier gelüftet — leg' ab den Königsmantel, zahl' die Sporteln deiner Verurteilung und zeuch ein in das große Zucht- und Arbeitshaus, das die deutsche Kritik statt eines Pantheons den Poeten zu erbauen pflegt! Wie kann ein gebildeter Mensch noch künftig nach Vaucluse fahren und sich mit Erinnerung an eine so zweideutige Größe beschäftigen?

„Petrarca ist einer von jenen sonderbaren Männern, welche von zwei Seiten betrachtet werden können und müssen; ein Mann, der in seinem Leben viel Schein machte und auf Schein hielt, um die Literatur aber ein außerordentliches, wirkliches Verdienst hatte; ein Mann, den der Schein unter seinem Volke zum höchsten Grade des Ruhms erhob, den die Nachwelt ohne sein scheinloses, stilles Verdienst wenig achten würde, ein echter Troubadour, an allen Höfen beliebt, allen schmeichelnd, der doch zugleich das der Troubadourpoesie feindliche und widersprechende Element der alten Klassiker eifrig hegte; ein Mann, der in seinen Schriften in die Politik spielte, immer den alten Ruhm und die Tugenden der freien Römer im Munde führte, dabei aber allen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Tyrannen und Unterdrückern der Freiheit den Hof machte, der in seinen Schriften die glühendste Vaterlandsliebe zum besten gab, aber nie in seinem Vaterland war und nichts dafür getan hat, der nach seinem Charakter und poetischen Genie unendlich tief unter Dante steht und leider einen unendlich größeren Einfluß auf die italienische Poesie gehabt hat."

Wie kann man noch mit Seelenruhe im Gasthof „Zur Laura und zum Petrarca" frühstücken, nachdem nachgewiesen ist, daß „seine und Lauras Liebe ohne Zweifel in der ersten Zeit wahr gewesen, aber gleich von Anfang an etwas Ungesundes, Giftiges in sich trug", daß ihn „nur die Eitelkeit in diese Leidenschaft hinriß, nur Eitelkeit und das schlaue Betragen der Laura darin festhielt?"

Wie noch das Haus an der Sorgue betreten, wenn man weiß, daß der Sänger, während er seine ätherischen Sonette schuf, darin mit einer Haushälterin gewirtschaftet, ja, daß er 1337 durch die Geburt eines natürlichen Sohnes überrascht ward, nicht von Laura, sondern von einer andern „Person" in Avignon, den man ins Kirchenbuch eintrug als natus de soluto et soluta? Wie noch seine vierzehnzeiligen Ergüsse lesen, jene „sinnliche Troubadourtändelei ohne Sinn und Gehalt, bloß für den Schein und die äußere Form bearbeitet?" wie seine patriotischen Briefe, wenn er sich anerkanntermaßen „zu einer politischen Gesandtschaft hergegeben, die auf seine Ehre entweder in Hinsicht auf seine Moralität oder seinen Verstand einen häßlichen Flecken wirft?"

Armer Petrarca, eifersüchtiger, neidischer, schmeichelnder, kriechender, sophistischer Windmacher, selbst in das Laboratorium deiner Gedanken ist man eingedrungen und hat die Rezepte gefunden, wie du deine Dichtungen gefertigt!

Und es ist nicht zu leugnen, daß es sehr komisch klingt, wenn man liest: „Ich habe dieses Sonett auf Antrieb des Herrn angefangen den 10. September bei Tagesanbruch nach meinen Morgengebeten." — „Ich werde diese zwei Verse von neuem machen müssen und sie singen und ihre Folge umkehren. Drei Uhr morgens, 19. Oktober." — „Dieses gefällt mir. 30. Oktober, zehn Uhr morgens." — „Nein, dieses gefällt mir nicht. 20. Dezember, abends. Ich werde darauf zurückkommen; man ruft mich zum Essen." — „18. Februar, gegen neun Uhr: Jetzt geht dieses gut, dennoch sieh später noch einmal nach!"

Armer Petrarca, was das Ärgste ist, nicht einmal italienische Prosa hast du zu schreiben vermocht! Was für eine schlechte Epistel hast du an deinen Freund Jakob Colonna, den Bischof von Lombez, am 10. Juni 1338 geschrieben! „Godo en queste amene solitudini dè Valclusa una dolcè èt imperturbata tranquillità, el virtuoso et placidissimo otio de miei studj; el tempo che mivaca de lè volte passo a Cabrieres per diportarme! Ah! se Vi fosse licito, Misser Jacomo, el dimorare en la dicta Valle, di certo Vi rincres-

cereste di tutto el mondo non che de la Corte del Papa. Son fermo en la deliberatione di non più rivederla."

Weißt du, Petrarca, wie das klingt?

„Seine Sprache, die in den Sonetten den höchsten Grad von Feinheit, Eleganz und Korrektheit erreicht hat, steht in den Briefen in dieser Hinsicht nicht nur weit unter der Prosa Dantes und Boccaccios, sondern selbst der geringern Dichter, so daß man einen ganz andern Schriftsteller zu sehen vermutet."

Kurzum, es bleibt dem armen Meister nichts übrig, als hinzugehen zu den parnaßhütenden Drachen und um Verzeihung zu bitten, daß er überhaupt je gelebt und daß er „leider auf die italienische Poesie einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt" — und sich zu bedanken für die gnädige Strafe; denn wenn man erwägt, daß seine Sonette die Schuld tragen, daß „durch diese armselige Form das italienische Volk mehrere Jahrhunderte lang in Lethargie versenkt ward", so sollte von Rechts wegen sein Andenken gebrandmarkt, seine Asche in die Winde zerstreut, sein Haus an der Sorgue dem Boden gleichgemacht, der Quell von Vaucluse mit Kupfervitriol zersetzt und das ganze Tal polizeilich abgesperrt und seine Betretung bei Strafe untersagt werden.

Armer Petrarca, warum hast du dein Leben nicht anders eingerichtet, daß dich die deutschen Unsterblichkeitsregistratoren gnädiger behandelten? Es wäre nicht so schwer gewesen, ihren Beifall zu verdienen. Warum hast du nicht mehr Hunger, Durst, Dachstubenentbehrungen und Kandidatenjammer ausgestanden, wie es einem rechtschaffenen Talente geziemt? Warum deine Bildung nicht darauf verwendet, Sekretär der päpstlichen Kanzlei in Avignon zu werden und tapfer auf Abschaffung der Hierarchie und ihrer verjährten Mißbräuche zu dringen? Warum nicht gemäßigte Opposition gemacht und auf Gründung parlamentarischer Einrichtungen am Papsthof hingewirkt? Warum nicht ein Avignoner Volksblatt herausgegeben, den „Wächter an der Rhone", den „Gegenpapst", den „babylonischen Turm" oder ähnliches,

und dich mit freimütiger Besonnenheit gegen die barbarische Finsternis des Jahrhunderts und für die Gasbeleuchtung ausgesprochen?

Warum hast du so wenig Lust gezeigt, dich als Märtyrer der guten Sache von den Scheiterhaufen der Inquisition verbrennen oder wenigstens etwas schwarz anrösten zu lassen? Warum es für ein Ziel deines Strebens gehalten, in feierlicher Krönung auf römischem Kapitol dem eignen Haupt den Lorbeer zu erringen, anstatt unter die Birbanten und Rezensenten zu gehen und andern Lorbeerträgern den ihrigen vom Kopf zu reißen? Warum endlich hat es dir besser behagt, von der leichtsinnigen Königin Giovannina von Neapel dir den alternden Bart krauen zu lassen, als ihr geharnischte Grobheiten über ihr unzuchtfreudiges Leben ins lächelnde Antlitz zu schleudern? Petrarca, ein guter Staatsbürger, ein echter Tyrannenfeind hätte anders gehandelt!

Es mag sein! . . . Die Toten schlafen ruhig und lassen sich vieles gefallen, bis sie aus den Gräbern steigen.

Es war mir ziemlich gleichgültig, was in den „schwarzen Büchern" der Nachwelt über den Mann eingetragen steht, dessen Haus ich besuchte; der Geschichtschreiber hat das privilegium odiosum, aus den Gewändern der Dahingeschiedenen den Staub herauszuklopfen — andere freut anderes.

Im Schatten der Gartenmauer an der Sorgue gelagert, las ich wiederum im Buch der Reime und weil mir das Sonett: per mezz' i boschi inospiti e selvaggi just gut gefiel, begann ich's zur Kurzweil frei zu verdeutschen und schrieb in mein Taschenbuch wie folgt:

Petrarcas Wanderlied.

Ardennischer Wald, unheimlicher Tann!
Kaum durchreitet in Harnisch und Helm sonst ein Mann
Das Revier der Räuber und Diebe.
Doch wehrlos wandr' ich — es schreckt mich nichts,
Ich wandre dahin in den Strahlen des Lichts,
Des Lichts lebendiger Liebe.

Und ich singe mein Lied — oh, du täuschender Traum,
Als trüg' es herüber trotz Zeit und trotz Raum
Sie, die meine Augen suchen.
Oh, du täuschender Traum! Schon wähn' ich sie hier,
Viel Damen und edle Fräulein bei ihr,
. . . Doch sind's nur Tannen und Buchen!

Und horch! Was schlägt an mein lauschend Ohr?
Rauscht nicht aus Ästen und Zweigen hervor
Ihrer Stimme melodisches Grüßen?
Oh, du täuschender Traum! — nur der Vogel singt,
Über Moos und Kräuter der Bergquell springt
Und murmelt leis' im Entfließen.

Keines Menschen Fuß hallt weit und breit.
Der schweigende Hauch der Waldeinsamkeit
Umweht mich mit schauernder Wonne.
Ardennischer Wald, wie hätt' ich dich gern,
Stünd' deinem Dunkel nicht allzufern
Meiner Liebe leuchtende Sonne! —

. . . Unterdes war eine alte Magd des Hauses in den Garten getreten und näherte sich dem fremden Gast, ihn namens des abwesenden Eigentümers zu begrüßen.

„Ich weiß schon, warum Ihr hier seid," sprach sie in kaum verständlichem, provenzalischem Jargon. „Wegen Moussu dé Pétrarco seid Ihr hier; es kommen jedes Jahr viele zu uns wegen Moussu dé Pétrarco, haben auch schon das Haus kaufen wollen, aber wir geben's nicht her . . . Alle nehmen einen Lorbeerzweig mit wegen Moussu dé Pétrarco, wenn sie gehen, die Engländer hätten auch schon die Treppenstufen und Fensterläden mitgenommen wegen Moussu dé Pétrarco, aber das ist zu viel!"

„Ihr habt's erraten," sprach ich lachend. „Ich will aber außerdem einen Schluck Wein trinken wegen Moussu dé Pétrarco," und rief den Kutscher mit der Flasche und lud die Alte dazu ein.

„Soll leben, der Moussu dé Pétrarco!“ sagte ich, als die Gläser gefüllt waren.

„Grenouille de Dieu!“ sprach Lefort, der Kutscher, „un grand homme!“

„Wißt Ihr auch, was er getrieben hat, Euer Moussu, als er noch in Eurem Hause lebte?“ fragte ich die Alte.

Da lachte sie vor sich hin. „Ob wir's wissen!“ erwiderte sie — „jedes Kind hier weiß es, daß der Moussu dé Pétrarco, der hier wohnte, der Seigneur von Vaucluse war, und der beste Seigneur, den Vaucluse gehabt, und der weiseste; der hat mehr verstanden als andere Leute, hat die Straße durch den Fels gehauen, die das Wasser nach Arles führt, hat das Schloß droben auf dem Berge erbaut und hat die Quelle aufgegraben; es liegt jetzt noch ein Teil seiner Schätze darin versenkt, denn er war ein steinreicher Seigneur, und was er nicht in dem Quell vergrub, hat er dem Spital von Vaucluse vermacht und dem Armenhaus — aber die Herren Bischöfe haben alles für sich behalten und der Gemeinde nichts zukommen lassen. Ah! Moussu dé Pétrarco war ein braver Seigneur, ein frommer Seigneur, es wäre gut für Vaucluse, wenn er noch lebte!“

... Es war rührend zu vernehmen, wie Patrarca, gleich dem Virgilius im Mittelalter, in den Mythus des Volks übergegangen und zum Zauberer umgewandelt war, der den Bau römischer Aquädukte und gräflicher, im zwölften Jahrhundert gegründeter Schlösser verübt haben mußte.

Also wieder ein anderer Petrarca! ... Ich habe mich sehr gehütet, die Dienerin des Hauses Tacussel mit den Ergebnissen bekannt zu machen, welche die Geschichte der italienischen Poesie in betreff des großen Seigneur von Vaucluse herausgekittert.

„Soll leben, der gute Moussu!“ sprach ich wiederum und stieß mit ihr an.

Unterdes war Godefroi Lefort, der Kutscher, an die Felswand hinübergegangen und kam mit einem wahren Gebüsch von Lorbeer in der Hand zurück. „Monsieur,“ sprach er, „un souvenir de Pétrarque!“

Er ergriff ohne weiteres meinen Hut und steckte einen Zweig darauf: „Grenouille de Dieu!“ fuhr er fort und zeigte auf mein unvorsichtigerweise offen an der Mauer liegen gebliebenes Taschenbuch — „j'ai bien vu que vous êtes poète vous-même, ça me parait bien belle chose, d'être poète!“

Und auf die Gefahr hin, für immer der Eitelkeit und des Strebens nach nichtigem Ruhm gezichtigt zu werden, gestehe ich, daß ich mich nicht sträubte, da der Kutscher Godefroi Lefort in Anerkennung des Anteils, den ich für Petrarca hegte, das Lorbeerreis aus seinem Garten an meinen Hut steckte:

. . . porrige ramum,
quem sacra castaliae regnatrix tradidit almae
illius hic, nostrumque simul tibi munus habeto!

(Petrarca, carmen bucolic. Ecloga 3.)

Am 8. April 1341, da die Glocken von Ara coeli Roms süße Müßiggänger auf das Kapitol beriefen, da die Fahnen wallten, die Jubelhymnen ertönten und, von scharlachgekleideten Edelknaben, von Patriziern und Senatoren geleitet, der Poet von Vaucluse aus Orso von Anguillaras Hand droben am heiligen Mittelpunkt der Stadt den Lorbeer empfing — mag es etwas feierlicher zugegangen sein; . . . heutzutage ist man wesentlich bescheidener geworden und darf sich höchlich freuen, wenn einem überhaupt noch, und wäre es von Kutschers Hand, ein Lorbeer aufgesteckt und nicht vielmehr mit Faustschlägen der Hut „angetrieben“ und Tinte ins Antlitz geschüttet wird.

Im stillen aber dacht' ich: Wackerer Rosselenker von Avignon! wenn du wüßtest, was für Freuden am Lebensweg eines Poetleins des neunzehnten Jahrhunderts wachsen; wenn du wüßtest, was für böse, böse Männer in Leipzig und anderwärts hausen, die unsereins wie Sardellen behandeln, die Köpfe abschneiden, das Herz ausweiden, ranzig Öl über uns gießen und Leiche an Leiche in die Totenschreine ihrer Geschichtskompendien einmarinieren; — wenn du wüßtest, wie wenig es sich, wofern du nicht wenigstens „bürgerlicher Realitätenbesitzer“ bist, rentiert, wenn „ein waltender Gott

den hohen Gesang dir verliehen hat," wie die Laura von heutzutage, und wenn du eine Million Sonette zu ihrem Preis sängest, dir doch einen Korb gibt, um dem Salomon Alpari oder einem andern streitbaren Mann vom Crédit mobilier die Hand zu reichen: . . . ich zweifle, wackerer Godefroi Lefort, ob du noch einmal sagen würdest: Ça me parait bien belle chose, d'être poète!

Den Lorbeerzweig aus Vaucluse aber habe ich unversehrt in die Heimat eingebracht und der Sammlung anderer selbsterrungener Reichskleinodien von gleich realem Wert einverleibt.

— Ich hielt die Merkwürdigkeiten von Vaucluse für erschöpft, als ich meinen Schritt von Petrarcas Haus zum Gasthof zurücklenkte.

Aber das alte Kirchlein des heiligen Veranus am Eingang des Ortes lag allzu malerisch und anmutend da, als daß ich es unbesucht lassen konnte.

Seine Formen sind einfach, frühromanisch, durch spätern Überbau teilweise verdeckt; ein Glockenturm ohne Dach, an dessen einer Seite eine erhöhte Giebelwand zur Aufnahme der Glocke bestimmt ist, gibt ihm einen eigentümlichen Charakter. In seinen Linien erhöht sich über der Kirche der felsige Hügel mit den hellglänzenden Ruinen des Schlosses, hoch und kahl schließen die senkrecht emporstarrenden Kalkwände, aus deren Schluchten der Quell entströmt, den Hintergrund . . . ein ganz südliches Bild, darin die Wildnis des nackten Gebirges von den verschiedenen Architekturen pikant unterbrochen wird.

Des Pfarrhofs alte Schaffnerin kam herüber, zündete ein Licht an und führte mich zu der Kapelle des Heiligen, dem ältesten Teil der Kirche, dessen plumpe Bogen auf antiken, vielleicht dem ehemaligen Heiligtum der Quellennymphen entnommenen kannelierten Säulen ruhen. Andere antike Fragmente sind in die Wand eingemauert, und auf plumpem Untergestell ruht ein ebenso plumper, mächtiger, aus einem Stück gehauener Steinsarkophag, ein Werk des sechsten Jahrhunderts, einstmals bestimmt, die sterblichen Reste des heili-

gen Veranus, Bischofs von Cavaillon, der hier ums Jahr 540 „in praedio suo cellulam in honorem Dei genitricis construxit," aufzunehmen.

Der heilige Veranus, ein Kirchenmann, Einsiedel und Bischof in wüster merovingischer Zeit, dem die Sage Beschwörung und Bändigung des Drachen im „trou de Coulobré" ohnweit der Quelle zuschreibt, hat lange vor Petrarca das Tal berühmt gemacht; von ihm ward auch die Kapelle auf dem Gipfel des riesigen Felsens über dem Quell erbaut; sein Grab war im Mittelalter ein vielbesuchter Wallfahrtsort auch von Petrarca (z. B. de vita solitaria lib. II. tract. 10. cap. 2) mannigfach erwähnt, in der ersten Revolution aber verwüstet und seither beinahe vergessen.

„Der Herr Curé hat alles genau beschrieben," sagte die Schaffnerin, „das müssen Sie lesen!" und sie ging und brachte mir die notice historique sur le tombeau de St. Véran, von Abbé André, dem Pfarrer von Vaucluse, verfaßt. Beim flackernden Schein ihrer Kerze in der Veranuskapelle schlug ich das Büchlein auf und las betroffen die ersten Zeilen:

„Il serait temps, qu'on en finit avec Laure, Pétrarque et leurs amours! Est-ce donc une chose si étonnante et si rare que l'amour d'un poète pour une femme quelconque?..."

Der Herr Curé ist nämlich weidlich erzürnt, daß alle Besucher seines Tales nur zu den Reliquien Petrarcas wallfahrten und sucht mit seinem strengen, magern merovingischen Heiligen dem verliebten Kanonikus und Archidiakonus des vierzehnten Jahrhunderts eine gefährliche Konkurrenz zu machen. Aber seine eigene Haushälterin ist, wie ich mit Bedauern wahrnehmen mußte, noch nicht von ihm bekehrt.

„Eine schöne Kapelle," sprach ich zu ihr, „ich danke Ihnen, daß Sie mir sie gezeigt!"

„Ja," sprach die Schaffnerin, „und in dieser Kapelle hat Petrarca die Laura zum ersten Male gesehen! Sie trug einen grünen Mantel mit Violen gestickt damals!!"

... Il serait temps, qu'on en finit avec Laure, Pétrarque et leurs amours!! Guter Pfarrer von Vaucluse, die Zeit

scheint noch nicht gekommen zu sein, und der heilige Drachentöter Veranus wird das Andenken an den Poeten nicht mehr verdrängen! Wie einst die ionischen Städte um die Wiege Homers, so streiten die Kirchen von Avignon, von Vaucluse, von Cabrières, von Sade, von L'Isle und vielleicht noch manche andere um die Ehre, auf ihrem Steinpflaster zum erstenmal Lauras Glanz ihrem Freunde gezeigt zu haben, und wiewohl er selber zur Hebung aller Zweifel in dem berühmten Eintrag auf das Titelblatt seines Virgilius, den jetzo die ambrosianische Bibliothek zu Mailand bewahrt, versichert, daß jene erste Begegnung im Jahre des Herrn 1327 am 6. April in früher Morgenstunde zu Avignon in der Kirche der heiligen Clara stattgefunden, und wiewohl der Pfarrer von Vaucluse ein eigen Büchlein verfaßt in der Absicht, den Petrarca- und Laurakultus mit Feuer und Schwert zu vertilgen: seine Haushälterin ist die Penelope, welche die Fäden wieder auftrennt, die ihr Herr sorgsam gewoben; von den alten Heiligen im Steinsarg weiß sie nichts, von Petrarcas ungeeigneten Titelblatteinträgen in seinen Virgil ebensowenig: aber ein Liebespaar in dieser Kapelle, die so eng ist, daß die erste Begegnung jedenfalls eine sehr nahe gewesen sein müßte, das wäre doch „une bien belle chose", und mag der Herr Pfarrer noch zwanzig Bücher schreiben, die Frauen und Jungfrauen seines Kirchspiels werden doch auf Seite der Dichtung gegen die Geschichte kämpfen, und Petrarca bleibt doch oben

... lateque sonorum
nomen habet: quae rura Padus, quae Thybris et Arvus,
quae Rhenus Rhodanusque secant, quaeque abluit aequor,
Omnia jam resonant pastoris carmine nostri.

(Petrarca carm. bucol. Ecloga I. „Parthenias".)

Was mich anlangt, so hatte ich dem Meister Petrarca einen fröhlichen Tag zu verdanken, der im Buch der Erinnerungen mit Rotstrich verzeichnet bleibt, und fuhr darum vergnügt in kühler Abendluft wieder von dannen. Und wie ein jeder sein eigen Ellenmaß für den Dichter von Vaucluse hat, so habe auch ich das meine.

Die Schwachheiten und Sünden seines Privatlebens gehen mich lediglich nichts an. In betreff seiner Poesie halt' ich es mitunter mit Vittorio Alfieri, der in seinen handschriftlichen Studien zu Petrarca beim 108. Sonett einmal die böse Randbemerkung macht:

„Sonetto che non s'intende, ma ci son' de' bei versi!"[1])

(Biagioli, rime di F. Petrarca. I, p. XXXII p. 208.)

Aus dem ehrwürdigen Foliantband aber, darin Johann von Amorbach, der Basler Drucker, unter des trefflichen Sebastian Brant Auspizien im Jahre 1496 seine lateinischen Werke zusammengestellt, hab' ich des Anziehenden schon vieles herausgelesen und mich manch gutes Stündlein mit dem alten Poeten gut unterhalten: in seiner vita solitaria die resignierte, dem Künstler so mitempfindbare Freude an melancholisch einsamem, aber schöpferischem Naturleben, in den philosophischen Traktaten eine klare, anständige, besonnene Anschauung menschlicher Dinge, in den vier Büchern „Invektiven gegen einen gewissen Arzt", der behauptet, die Dichtkunst sei „non neccessaria" daher „ignobilis", eine geharnischte Verteidigung der Poesie, in seinen Briefen an die Freunde einen Schatz anziehender Mitteilungen aus damaliger Welt und damaligen Kulturleben gefunden und neben anderen löblichen Eigenschaften insbesondere einen geschmackvollen Touristen an ihm kennengelernt, der mit feiner Beobachtung seine Erinnerungen an mannigfache Fahrten in Deutschland, Frankreich und Welschland aufzeichnet. Unter der Rubrik „Ein Tourist des vierzehnten Jahrhunderts" ließe sich einmal eine anmutige Sammlung seiner Reisebriefe und damit wieder ein neuer Gesichtspunkt zu Betrachtung des schon unten so vielen Gesichtspunkten Betrachteten aufstellen.

Da nun mein Tag in Vaucluse doch ganz in petrarchischen Erinnerungen aufzugehen bestimmt ist, will ich zum Schluß auf Geratewohl zwei Stücke aus jenem Foliantband herausgreifen, die uns den Mann selber und seine Art zu denken in bezeichnender Weise vorführen.

[1]) Dieses Sonett versteht man zwar nicht, aber es sind schöne Verse.

Das erste erhält seine Ansicht über die Schriftstellerei, ein beherzigenswertes Kapitel für jeden, der des süßen Wahnes lebt, an Förderung der Menschheit durch Druckerschwärze und Löschpapier mitarbeiten zu müssen, ein Bruchstück aus dem philosophischen Traktat de remediis utriusque fortunae, darin in dialogischer Form die Lust (Gaudium) und die Vernunft (Ratio) sich über verschiedene Lagen des Menschenlebens besprechen, und lautet wie folgt:

„De scriptorum fama. Dialogus."

Das Gaudium spricht: „Jetzt schreib' ich selber Bücher."

Die Ratio spricht: „Oh, der öffentlichen, ansteckenden, unheilbaren Krankheit! Alle und alle maßen sich das Amt des Schreibens an, was doch nur wenigen zusteht, und einer, der von diesem Übel ergriffen ist, steckt viele an. Den Guten es gleichtun, ist gewagt, Nachahmen schwierig: daher wird täglich sowohl die Zahl der Kranken als die Gewalt der Krankheit bedenklicher, täglich wird mehr, täglich schlechter geschrieben, denn nachtreten ist leichter, als selbst anstreben."

In der Tat in Erfüllung gegangen und durch die Zeit noch berühmter geworden ist der Ausspruch jenes hebräischen Weisen: „Des vielen Büchermachens ist kein Ende mehr."

Gaudium: „Doch schreib' ich."

Ratio: „Oh, daß doch die Menschen sich innerhalb ihrer Schranken hielten und die Ordnung der Dinge bestehen bliebe, die jetzt durch der Sterblichen Vermessenheit umgestoßen wird: schreiben sollen die, die etwas wissen und können, die andern sollen lesen oder zuhören! Ist es denn so ein kleiner Genuß des Geistes, etwas zu verstehen, auch wenn die Hand nicht allsogleich anspruchsvoll zur Feder greift? und ist ein jeder, der einmal etliche Seiten eines Buches verstanden hat oder zu verstehen glaubt, darum sogleich fähig, selber Bücher zu schreiben?

Möchte man doch dem Gedächtnis jenes Wort Ciceros einprägen, das er auf seinem Tusculum sprach: ‚Es ist möglich, daß einer richtig denkt und doch, was er denkt, nicht beredt ausdrücken kann.'

Und jenes andere: ‚Wer aber seine Gedanken zu Büchern ausspinnt, ohne daß er sie zu disponieren oder zu erläutern oder mit irgendeinem Reiz den Leser anzulocken versteht, der ist ein seine Muße wie Wissenschaft unanständig mißbrauchender Mensch.‘

Wie sehr hat Cicero recht — er, der einst nicht aus trocken rinnenden Bächlein, sondern aus dem Quell der Wahrheit selber das schöpfte, was er schrieb.

Und doch schreibt jetzo ein jeder — nicht nur fremde Schriften, sondern auch eigene, neue; zweifelhafte und verdammte Lehren werden in die Welt eingeführt und in ungebildetem, bäuerischem Stil vorgetragen, so daß, wenn auch die Kraft des Ingeniums darin fehlt, jedenfalls an Verlust der Zeit, Plage der Ohren und schwerem Ekel kein Mangel gelitten wird. Das ist heutzutag die Frucht der Erfindungen: Infizieren oder Affizieren, niemals aber oder nur sehr selten: Heilen. Alles aber sitzt eifrig am Büchermachen, in keinem Jahrhundert war solcher Überfluß an Schreibenden und Lehrenden, solcher Mangel an Wissenden und Beredten. Darum trifft dann wiederum ein, was Cicero sagt: ‚Und so müssen sie ihre Bücher selber mit ihren Angehörigen lesen, und kein anderer greift danach als die, die dieselbe Freiheit des Schreibens für sich in Anspruch nehmen.‘ Und die Zahl dieser ist leider heutzutag größer als zu Ciceros Zeit, alle wollen sie jene Freiheit, und so machen sie einander gegenseitig Mut und treiben einander an, indem sie hohles Zeug schreiben, hohles Zeug loben und durch falsches Lob anderer selbst wieder Lob ergarnen.

Bei dieser Frechheit der Schriftsteller und dieser Konfusion der Dinge weiß ich nicht, wie lang es dir bei deinem Bücherschreiben gefallen wird.“

Gaudium: „Ich schreib' eben doch Bücher.“

Ratio: „Du würdest besser tun, zu lesen und das Gelesene zu Regeln des Lebens umzuwandeln. Dann erst wird die Kenntnis der Schriften von Nutzen, wenn sie zur Tat übergeht und sich praktisch bewährt, nicht mit Worten.

Im andern Fall geht oftmals in Erfüllung, was geschrieben steht: ‚Wissenschaft macht aufgeblasen!‘ Vieles und Großes klar und schnell auffassen, hartnäckig im Gedächtnis bewahren, beredt aussprechen, kunstreich niederschreiben und angenehm wiedergeben: was ist all das, wenn es nicht aufs Leben bezogen wird, anders als Werkzeug unnützen Überhebens, leere Mühsal und Geräusch?“

Gaudium: „Ei was, ich schreibe.“

Ratio: „Oh, wie wäre dir besser, das Feld zu pflügen, Vieh zu weiden, Leinwand zu weben, Seemann zu werden. Viele, die die Natur zu mechanischen Künsten geschaffen, treiben wider Trieb und Neigung Philosophie. Und im Gegenteil, andre, zur Philosophie Taugliche hat das Schicksal auf Feld und Weide geboren werden lassen oder hält sie auf den Schemeln der Handwerker, auf den Bänken der Ruderer gefesselt. Daher kommt, worüber die des Grundes Unwissenden staunen, daß auf hoher See, auf dem Land, in Wäldern und Werkstätten scharfe und aufrechte Geister anzutreffen sind, in den Schulen blutleere, blasse und niedergebeugte — denn die Natur ist schwer zu besiegen, wenn sie auch besiegt wird.“

Gaudium: „Ich schreib' hitzig drauf los.“

Ratio: „Wieviel hitziger noch haben andre vor dir geschrieben, aber ihre Hitze ist gelöscht, und man wußte nicht, daß sie je geschrieben, wenn spätere es nicht aufgezeichnet. Kein menschlich Ding hat langen Bestand, und aus sterblicher Arbeit wird nichts Unsterbliches geschaffen.“

Gaudium: „Vieles schreib' ich.“

Ratio: „Wieviel mehr haben andere geschrieben! Wer zählt die Bücher des Cicero oder Varro? Wer die Werke des Titus Livius oder Plinius? Ein einziger Grieche hat, wie die Sage geht, sechstausend Bücher herausgegeben. Der Mann muß einen sprühenden Geist und lange ruhige Muße gehabt haben, wenn die Sache wahr ist. Wenn es schon etwas Wunderbares ist, so viele Bücher zu lesen, um wieviel wunderbarer, sie geschrieben zu haben.

Es wäre allzu lang, aufzuzählen, wieviel Männer bei euch, wieviel bei den Griechen, und was sie geschrieben; keiner ist

so glücklich, ganz und voll von uns studiert werden zu können, da ist ein Stück, dort ein großer Teil, von einigen alles zugrund gegangen. Schau' nun zu, welch Los du dem deinigen prophezeien willst!"

Gaudium: „Ich schreibe, denn das ist mein einzig Vergnügen."

Ratio: „Wenn du schreibst, um dein Talent zu üben und andre zu belehren oder um die schlechten Zeiten zu vergessen und in der Erinnerung an die Vergangenheit dem Ekel an der Gegenwart zu entfliehen: so magst du entschuldigt sein. Schreibst du aber nur, um der verborgenen und unheilbaren Schreibkrankheit los zu werden, so dauerst du mich. Denn, wenn du's noch nicht weiß, es gibt Leute, die nur schreiben, weil sie es nicht lassen können, sie rennen einen Abgrund hinab, wollen nicht stillhalten und werden dahingerissen."

Gaudium: „Mein Ungestüm zu schreiben ist ungeheuer."

Ratio: „Es gibt unzählige Arten von Melancholie: einige werfen mit Steinen um sich, andere schreiben Bücher; bei dem einen ist das Schreiben der Anfang des Wahnsinns, beim andern das Ende."

Gaudium: „Ich habe schon vieles geschrieben und schreibe noch."

Ratio: „Wenn du der Nachwelt nützen willst, so gibt es nichts Edleres; willst du dir aber lediglich einen Namen erwerben, so gibt's nichts Eitleres und du bewirkst mit deinem Unsinn nur, daß das Papier teurer wird als sonst."

Gaudium: „Ich schreibe und hoffe mir Ruhm davon."

Ratio: „Ich habe dir bereits gesagt: Wenn du eine Ernte hoffst, so würdest du besser tun zu pflügen oder zu graben, denn es ist sicherer in den Erdboden als in den Wind zu säen. Und der Eifer berühmt zu werden, und das hartnäckige Schriftstellern hat zwar einige als berühmte Leute, unzählige andere aber als Narren und arme Teufel ins Greisenalter befördert und dem Pöbel das traurige Schauspiel bereitet, sie als nackte Schwätzer zu verlachen. Sehet euch vor, während ihr schreibet: die für bessere Beschäftigung taugliche Zeit zerrinnt; euch selber entrückt und in träumendem Schlaf

bemerkt ihr es nicht, bis spät euch Alter aufrüttelt und Armut."

Gaudium: „Und doch schreibe ich, dem Ruhm zulieb."

Ratio: „Sonderbarer Eifer, mit seiner Arbeit Wind zu erzielen! Ich habe seither geglaubt, daß nur die Schiffer Grund hätten, sich Wind zu wünschen..."

*

Es fällt schwer, sich eines Kommentares zu diesem Zwiegespräch zu enthalten; der Leipziger Schillerverein dürfte füglich mit dem Gedenkspruch aus des Dichters vierter Ekloge:

Sorte tua contentus abi, citharamque relinque!

einen Separatabdruck veranstalten und ihn zu Nutz und Frommen aller, die noch Opfer der Schreibkrankheit zu werden drohen, auf Schulen, öffentlichen Plätzen, Kanzleistuben, Bierkellern, Kaffeehäusern und wo sonst hoffnungslose Kandidaten des Schriftstellertums vorzukommen pflegen, verteilen lassen.

Das andere petrarchische Bruchstück, was ich nicht zurückhalten möchte, ist die Schilderung seines Ausfluges auf den ohnweit Vaucluse mit wolkenverhülltem Haupt in die Lüfte ragenden Mont Ventoux; die zwar niemals den Geistlichen, Schriftgelehrten und Ideologen des vierzehnten Jahrhunderts verleugnende, aber mit frischer Naturanschauung und noch unmittelbar unter dem Eindruck des Gesehenen bei der Rast in einer Alpenhütte aufgezeichnete Erzählung dieser Bergfahrt gewährt allen, die selber jenes Haupt der basses Alpes nicht ersteigen, einen eigentümlichen Ersatz.

Die Art, wie einer auf der Reise sich gibt, lehrt am besten ihn kennen; es ist wohltuend, wenn neben dem konventionellen angelernten Bildungskram, worauf leider am meisten gehalten wird, just weil leider er am wenigsten wert ist, auch der Mensch zum Vorschein kommt, der einfache ungeschminkte, das Herz auf der linken Seite tragende Mensch, der zu allen Jahrhunderten derselbe ist.

Und ich weiß nicht, ob viele der Leser das von andern über den Mann von Vaucluse gefällte harte Urteil billigen,

wenn sie ihn, den Alpenstock in der Rechten und die Bekenntnisse des heiligen Augustinus in der Reisetasche, den Mont Ventoux hinauf- und hinabsteigen sehen.

*

Des Franzesco Petrarca Sendschreiben an den Kardinal Giovanni Colonna, die Besteigung des Mont Ventoux betreffend.

(Epistolar. lib. IV. ep. 49.)

„Den höchsten Berg unsrer Gegend, der nicht unverdienterweise der windige (ventosus) genannt wird, habe ich gestern bestiegen, lediglich aus Verlangen, die namhafte Höhe des Ortes kennenzulernen.

Seit langen Jahren lag mir die Wanderung im Sinn; denn von Jugend an bin ich in diesen Gegenden, wie du weißt, vom Schicksal, das die Dinge des Menschen umtreibt, umhergetrieben worden.

Jener Berg, weit und breit sichtbar, stund mir fast allzeit vor Augen, allmählich ward mein Verlangen ungestüm, und ich schritt zur Ausführung, insbesondere nachdem ich tags vorher bei Lesung der römischen Geschichte in Livius auf jene Stelle gestoßen war, wo Philipp, der König von Makedonien, der mit dem römischen Volke Krieg führte, den Berg Hämus in Thessalien besteigt, von dessen Gipfel zwei Meere, das Adriatische und der Pontus Euxinus sichtbar sein sollen: Ob dies nun richtig oder unrichtig ist, hab' ich nicht in Erfahrung gebracht, die Entfernung des Hämus von unserm Erdteil und die Meinungsverschiedenheiten der Schriftsteller macht die Sache zweifelhaft; Pomponius Mela, der Kosmograph, meldet ohne Bedenken, daß dem so sei, Livius hält die Sache für falsch... soviel aber weiß ich, wenn der Hämus so in meiner Nähe läge wie der Mont Ventoux, würde ich die Sache nicht lange im unklaren ruhen lassen.

Um nun — jenes dahingestellt, auf besagten Mont Ventoux zurückzukommen, so schien mir, was bei einem greisen Könige nicht zu tadeln ist, auch bei einem jungen für sich lebenden Manne zu entschuldigen.

Da ich mir aber die Wahl eines Reisegefährten überlegte, schien kaum irgendeiner meiner Freunde allseitig passend dafür; so sehr ist auch unter Nahestehenden jene genaueste Übereinstimmung des Gemütes und der Lebensweise eine seltene; der eine erschien mir säumiger, der andre wachsamer, der eine langsamer, der andre schneller, der eine trauriger, der andre fröhlicher, der eine dummer, der andre klüger, als ich wünschte; bei dem einen schreckte mich die Schweigsamkeit, beim andern die Geschwätzigkeit, beim einen seines Leibes Gewicht und Fette, beim andern die Magerkeit und Schwäche; — hier war die kühle Gleichgültigkeit, dort die allzu hitzige Tätigkeit zu bedenken — kurz, was man zu Hause geduldig hinnimmt — denn die Liebe erträgt ja alles, und die Freundschaft weigert sich keiner Last — dasselbe wird auf der Reise oftmals erdrückend.

Also wog mein Gemüt zarterweise bei diesem Wunsch einer ehrbaren Vergnügung alles ab — ohne Verletzung der Freundschaft, und suchte schweigend alles, was der vorgenommenen Reise lästig werden konnte, fernzuhalten.

Kurz und gut, endlich warb ich häusliche Hilfstruppen und eröffnete meinem jüngern Bruder, den du wohl kennst, die Sache. Dem konnte nichts fröhlicher kommen; er wünschte sich Glück, zugleich Bruders und Freundes Stelle bei mir einzunehmen.

Am bestimmten Tag zogen wir von Hause ab und kamen gegen Abend nach Maloncenes (Malausana). Dieser Ort liegt an den Abhängen des Berges gegen Norden; dort verweilten wir einen Tag, und heute endlich bestiegen wir mit etlichen dienenden Leuten den Berg, nicht ohne große Schwierigkeit, denn er ist eine steile und kaum zugängliche Masse felsigen Terrains. Aber der Dichter sagt: labor improbus omnia vincit. Der Tag war lang, die Luft mild, die Gemüter waren entschlossen, die Körper stark und geübt im Marschieren; nur die Natur des Ortes schuf uns Hindernisse.

In den Schluchten des Gebirgs trafen wir einen alten Hirten, der versuchte mit viel Worten uns von der Besteigung abzubringen und sagte, er sei vor schier fünfzig Jahren

in demselben Drang jugendlichen Feuers auf die höchste Höhe emporgestiegen, habe aber nichts mit zurückgebracht als Reue und Mühsal, Leib und Gewand zerrissen von Steinen und Gedörn, und es sei niemals weder vorher noch nachher erhört worden, daß einer Ähnliches gewagt. Während er aber also plauderte, wuchs bei uns — wie ja der Jugend Sinn stets ungläubig ist für Warnungen — aus der Schwierigkeit das Verlangen. Da nun der Alte merkte, daß er nichts bei uns ausrichte, ging er ein Stück weit mit und bezeichnete uns mit dem Finger einen zwischen Felsen emporziehenden steilen Fußpfad, indem er uns noch vielfach ermahnte und vieles, nachdem wir uns schon getrennt hatten, noch von rückwärts nachrief.

Bei jenem ließen wir zurück, was uns an Gewändern und Gerät lästig war; gürteten und schürzten uns nun lediglich für die Bergbesteigung und stiegen wohlgemut und hitzig empor. Aber, wie es zu gehen pflegt — auf mächtige Anstrengung folgt plötzliche Ermüdung. Wir machten also nicht weit von da auf einem Felsen halt; von dort rückten wir wiederum vorwärts, aber langsamer, und ich insbesondere fing schon an, den Gebirgspfad mit bescheidenerem Schritt zu beschreiten. Mein Bruder strebte auf einem abschüssigen Pfad mitten über die Joche des Berges zur Höhe empor; ich, als weicherer Steiger, wandte mich mehr den Schluchten zu. Da er mir nun zurief und den Weg richtiger bezeichnete, erwiderte ich ihm, ich hoffe, von der andern Seite leichter emporzukommen, und scheue mich nicht vor dem Umweg, wenn er mich ebener führe. Dieser Vorwand sollte die Entschuldigung meiner Trägheit sein; aber während die andern schon hoch auf der Höhe stunden, irrte ich noch durch die Täler, ohne daß irgendwo ein sanfterer Aufweg sich auftat; nur mein Weg ward verlängert und die unnötige Arbeit erschwert. Indessen, da ich mißmutig mich meines Irrtums ärgerte, beschloß ich, geradeswegs die Höhe zu erstreben, erreichte auch wirklich müd und mit zitternden Knien meinen Bruder, der sich mit langem Ausruhen erquickt hatte, und wir gingen ein Stück weit gleichen Schrittes. Kaum aber

hatten wir jene Höhe verlassen, so vergaß ich meine frühere Erfahrung und kam wieder mehr zur Tiefe hinab — und indem ich etliche Täler durchwandelt und die leichten langen Wege einhielt, bereitete ich mir selber große Schwierigkeiten, denn ich schob die Mühsal des Emporsteigens zwar hinaus, aber durch des Menschen Ingenium wird die Natur der Dinge nicht verändert, und niemals wird es möglich werden, daß einer durch Abwärtssteigen in die Höhe gelange.

Kurz, nicht ohne Lachen meines Bruders stieß mir solches während weniger Stunden drei oder mehrmal zu. Solcherweise oft getäuscht, machte ich in einem Tale halt.

Dort, in geflügelten Gedanken von Körperlichen auf Unkörperliches übergehend, sprach ich etwa folgendes zu mir selber: ‚Was dir heute bei Besteigung dieses Berges so oftmals widerfahren, wisse, daß dies auch dir wie vielen andern auf dem Wege zum seligen Leben widerfährt, aber es wird darum von den Menschen nicht hoch angeschlagen, weil des Körpers Bewegungen einem jeden offenkundig sind, die der Seele aber unsichtbar und verborgen. Siehe nun, auch die Seligkeit steht auf erhabener Höhe; ein schmaler Pfad führt zu ihr hin, viele Hügel ragen dazwischen, und von Tugend zu Tugend muß mit fürsichtigen Schritten gewandelt werden.

Auf dem Gipfel ist das Ende und Ziel unsers Lebens, auf ihn ist unsre Wallfahrt gerichtet.

Dorthin wollen alle gelangen, aber wie Ovid sagt: Velle parum est, cupias ut re potiaris oportet.

Und wenn du nun entschieden empor verlangst, was hält dich zurück? Nichts anderes, als daß der Weg durch die Freuden der Erde und ihre Niederungen ein ebnerer und beim ersten Anblick zweckmäßigerer erscheint. Aber nach langem Herumirren oder unter der Last übel hinausgeschobener Arbeit bleibt dir doch nichts übrig, als geradeswegs zum Gipfel der Seligkeit emporzusteigen oder aber in den Tälern deiner Sünden ermattet niederzusinken und — was Gott verhüten möge, wenn Finsternis und Schatten des Todes dich dort überraschen, ewige Nacht in ewiger Qual zu verbringen.‘

Diese Betrachtung richtete mich unglaublich an Geist und Körper wieder auf. Gebe Gott, daß meine Seele ihre große Reise, der sie bei Tag wie bei Nacht sich entgegensehnt, glücklich zu Ende führe!

... Den obersten der Gipfel heißen die Leute im Gebirg „das Söhnlein" (filiolum), warum, weiß ich nicht, vielleicht des Gegensatzes halber, denn er schaut in Wahrheit eher wie der Vater aller benachbarten Berge aus. Auf seinem Scheitel streckt sich eine kleine Ebene, dort hielten wir ermüdet Rast.

Und da du nun vernommen, von welcherlei Sorgen der Geist des Emporsteigenden erstiegen wurde, so vernimm, ehrwürdiger Vater, auch den Rest und wende ein Stündlein auf Lesung der Erlebnisse dieses meines einen Tages. Zuerst denn, von ungewohntem Zug der Luft und dem freien Schauspiel ergriffen, stand ich wie ein Staunender; — ich schaue zurück: da lagerten die Wolken zu meinen Füßen. Schon erschien mir minder fabelhaft der Athos und Olympus, da ich das, was ich von jenem gehört und gelesen hatte, an einem minder berühmten Berge erschaue.

Hernach wende ich den Strahl des Auges nach der italienischen Seite, wohin sich ja am meisten die Seele neigt: starr und schneebedeckt und ganz in meiner Nähe erschienen mir die Alpen, durch welche einst jener wildeste Feind des römischen Namens sich einen Durchgang bahnte und, wenn der Sage zu glauben, mit Essig die Felsen sprengte; — und doch sind sie ein Beträchtliches von hier entfernt. Ich seufzte, ich gestehe es, nach Italiens Himmel, der mehr meiner Seele als meinen Augen erschien, und eine unsägliche Sehnsucht, Freunde und Vaterland wiederzusehen, befiel mich — eine Sehnsucht, die ich eigentlich eine unmännliche Weichheit schelten sollte, aber auf großer Männer Zeugnis zur Entschuldigung stützen kann. Hernach kam ein neuer Gedanke über meinen Geist und führte ihn vom Raum zur Zeit. Denn ich sprach zu mir selber: „Heute erfüllt sich schon das zehnte Jahr (1326. 1336), seit daß du nach Vollendung der jugendlichen Studien Bologna verlassen! Oh, unsterblicher Gott, oh, unwandelbare Weisheit, wieviel und wie große Umgestaltungen

deines Wesens hat diese mittlere Zeit erlebt! Unzähliges übergehe ich, denn ich bin noch nicht in dem Hafen, um sicher vergangener Stürme zu gedenken; vielleicht kommt einst die Zeit, wo ich alles in der Reihe, wie es geschah, wiedererzählen kann, indem ich, wie Augustinus, als Vorwort spreche: ‚Meiner vergangenen Schmählichkeiten will ich gedenken und der fleischlichen Verderbnis meiner Seele, nicht weil ich daran ein Gefallen trage, sondern um dich, mein Gott, zu lieben.' Jetzt aber steht mir noch viel zweideutig und lästig Geschäft bevor, was ich zu lieben pflegte, lieb' ich nicht mehr — aber, um nicht zu lügen, ich liebe es noch, aber ehrbar und in Betrübnis. Dies ist die Wahrheit: ich liebe, was nicht zu lieben mir lieb wäre, was zu hassen ich wünschte, ich liebe es zwar, aber wider meinen Willen, gezwungen, traurig und klagend, und an mir selber erprobte ich die Wirkung jenes berühmten Verses:

Adero si potero: si non invitus amabo.

Noch ist mir das dritte Jahr nicht verflossen, seitdem jene verkehrte und schlimme Neigung mich ganz fesselte und in dem Hofraume meines Herzens einzig und ohne Widersacher regierte; eine zweite begann, sich wider sie zu erheben und sie zu bekämpfen: auf der Walstatt meiner Gedanken wird nun täglich in schwerer, aber unentschiedener Schlacht von beiden gestritten ...

... Also und ähnlich freute ich mich des Fortschritts, beweinte meine Unvollkommenheit, bemitleidete die allgemeine Wandelbarkeit menschlicher Handlungen und hatte schier vergessen, warum ich heraufgekommen, bis ich einsah, daß noch andere Orte passender seien, sich mit Sorgen zu plagen, und bis ich das betrachtete, dessen Anblick zulieb ich heraufgestiegen. Denn schon war es Zeit zurückzukehren, die Sonne neigte sich, der Schatten des Berges wuchs mächtig und gemahnte mich gleichsam, aufzuwachen. Da wandte ich mich rückwärts und schaute nach Westen.

Jener Grenzwall zwischen Frankreich und Spanien, die Gipfel der Pyrenäen, werden von dort aus nicht gesehen —

nicht als ob ein fremder Gegenstand dazwischen stünde, sondern nur wegen der Unzulänglichkeit des menschlichen Auges.

Zur Rechten aber waren die Berge der Ionischen Provinz, zur Linken der Meerbusen und die etliche Tagereisen entfernten Gewässer von Aigues-Mortes aufs deutlichste sichtbar; die Rhone selbst strömte vor unsern Augen.

Wie ich nun dies im einzelnen bewunderte und bald mich nach irdischen Dingen erkundigte, bald nach Vorbild des Leibes auch den Geist in höhere Sphären versetzen wollte, kam mir zu Sinn, das Buch der Bekenntnisse des Augustinus, das mir deine Güte einst verehrt und dessen ich mich zur Erinnerung an den Geber bediene, aufzuschlagen — ein erprobtes Werklein, das ich allezeit zu Handen führe, klein von Umfang, aber unsäglich süß von Inhalt. Ich schlage es auf, um zu lesen, was mir entgegentreten würde — denn auf was anderes als etwas Frommes und Ergebenes könnte ich wohl stoßen? Zufällig griff ich das zehnte Buch jenes Werkes heraus. Mein Bruder, erwartungsvoll, aus meinem Munde etwas von Augustinus zu vernehmen, stund mit gespannter Aufmerksamkeit; — ich rufe Gott an und ihn selber, der bei mir war — wie ich die Augen auf das Blatt senkte, stund geschrieben: Et eunt homines admirari alta montium, et ingentes fluctus maris et latissimos lapsus fluminum et oceani ambitum et gyros siderum et relinquunt se ipsos[1]).

Ich gestehe, daß ich sehr betroffen war; meinen etwas zu hören begierigen Bruder bittend, mir nicht beschwerlich zu fallen, schloß ich das Buch, ich zürnte mir selber, daß ich auch jetzt noch irdische Dinge bewundert hatte, die ich längst schon selbst von den Philosophen der Heiden lernen gekonnt, daß nichts wunderbar als der Geist, und daß, wenn dieser groß, nichts anderes mehr groß erscheint. Dann aber, sattsam zufrieden, den Berg gesehen zu haben, wandte ich den innern Blick in mich selber zurück, und von jener Stunde an war keiner, der mich reden hörte, bis wir in der Tiefe unten wieder

[1]) Da gehen die Menschen, die Höhen der Berge zu bewundern und die Fluten des Meeres, die Strömungen der Flüsse, des Ozeans Umkreis und der Gestirne Bahnen, und verlieren dabei sich selber.

anlangten. Genug der Beschäftigung hatte jenes Wort über mich gebracht, ich konnte nicht glauben, daß es zufällig so eingetroffen; alles, was ich gelesen, schien mir in bezug auf mich, nicht auf andere gesagt; ich erinnere mich, wie Augustinus selber ein Ähnliches erlebt.

Der Rest meines Lesens war Schweigen; ich bedachte, wie arm an Rat die Sterblichen, wie sie ihr edelst Teil vernachlässigend sich über so vieles verbreiten und an leerem Schauspiel ereiteln, wie sie das, was im Innern zu finden ist, äußerlich suchen, und ich bewunderte die edle Anlage unsers Geistes, der nur leider aus freiem Willen entartet, von seinem primitiven Gehalt abgewichen ist und das, was ihm Gott zu seiner Ehre verliehen, ins Gegenteil verwandelt hat.

Wie oft, meinst du, hab' ich an jenem Tage talabwärts steigend und rückwärts gewendet den Gipfel des Berges betrachtet, aber seine Höhe schien mir kaum mehr die Höhe einer Stube, verglichen mit der Höhe menschlicher Kontemplation, wenn dieselbe nicht in den Schmutz irdischer Niedrigkeit getaucht ist.

Das auch fiel mir bei jedem Schritte ein: Wenn es uns nicht verdrießt, so viel Schweiß und Mühsal zu ertragen, um den Körper dem Himmel ein weniges näher zu bringen: welches Kreuz, welch Gefängnis, welcher Stachel darf eine Seele schrecken, die sich Gott nähern will! . . .

. . . Unter solchen Erregungen des Herzens kam ich ohne ein Gefühl des steinigen Fußpfades wieder bei jener gastlichen Hütte des Hirten an; vor Tagesanbruch waren wir von dort aufgebrochen, in tiefer Nacht kehrten wir zurück, der Mond spendete uns seinen dankenswerten Schein auf den Marsch. Dieweil nun unsere Diener mit Herbeischaffung der Abendmahlzeit beschäftigt sind, habe ich mich in einen abgelegenen Teil des kleinen Hauses begeben, dir dieses eiligst und aus frischem Gedächtnis zu schreiben, damit nicht, wenn ich's verschiebe, durch Änderung des Ortes auch die Gedanken ein ander Gewand erhalten und der Eindruck sich abschwäche.

Betrachte es nun, geliebtester Vater; nichts an mir soll deinen Augen verborgen bleiben — mein ganzes Leben wie

meine einzelnsten Gedanken teile ich dir sorgsam mit; bitte zu Gott für sie, daß sie, die solange schweifend und unstet sind, endlich ihre Ruhe finden und nach nutzlosem vielfältigen Umhergeschleudertsein sich dem einen Guten, Wahren, Sicheren und Bleibenden zuwenden mögen.

Leb' wohl!"

... Und mit diesem frommen Schlußwunsche Petrarcas will auch ich für heute dem Tal von Vaucluse, dem Berge Ventoux und dem ganzen Lande von Avignon und Venaissin Lebewohl sagen!

Im Schwarzwald

Zum Feldberg, wo aus tiefem Schacht
Die junge Wiese quillt,
Senkt oft sich in der Maiennacht
Ein schimmernd Wolkenbild.

Dann glänzt die Tanne frisch betaut
Und alle Büsche blüh'n;
Dem Wandrer, der die Wolke schaut,
Wird's wie verklärt zu Sinn.

Und aus des Nebels duft'gem Kreis
Hebt sich's wie eine Hand...
Der alte Hebel segnet leis
Sein alemannisch Land.

Radolfzell

O Radolfzell, du altes Nest
Mit deinen Wackenmauern,
Wie lernt man hier aufs allerbest
Entsagen dem Brüten und Trauern!

Mit Reben umrankt vor dem Tor sich die Höh'
Bis hinab zum Mettnaugestade,
Und schimmernd ladet der Untersee
Zum kühlenden Wellenbade.

Wenn dort ich in wohligem Schwimmerspiel
Der Fluten Tiefe durchschneide,
Grüßt altbefreundet der Hohentwiel
Aus bergstolzer Hegauweite.

Schön ist er, im dämmernden Morgengrau
Vom Duft der Ferne umflossen,
Und schön, wenn zum Abend-Purpurblau
Sich der Sonne Glühgold ergossen.

Nur langsam verglastet der blendende Schein,
Doch kaum ist erloschen der Schimmer,
So hüpft auf den Wellen der Mondenschein
Mit silberweichem Geflimmer.

Vergnüglich sitzt man am Strande fest
Und vergißt den Koffer zu packen.
O Radolfzell, du altes Nest
Mit deinen Mauerwacken!

Ilsenzauber

Wir stiegen zum Brocken in Nebel und Wind
Empor von Wernigerode,
Und stiegen, geschmückt mit dem Brockenstrauß,
Fröstelnd zu Tal und marode.

Und als wir sangen am Ilsenstein
Ein Lied, die Ilse zu grüßen,
Da hing frischblank ein Zehntalerschein
Im Gebüsch zu unseren Füßen.

Und als wir saßen zu Ilseburg
Erwärmt in der Roten Forelle,
Kam eine Herren- und Damenschar
Von Braunschweig verregnet zur Stelle.

Und als wir frugen: Woher und wo so?
Was Wunder in diesen Talen?
Sprach Herr Lucanus, ein kunstfroher Mann:
„Wir wollen die Führer bezahlen;

Hoch oben am Eck, hoch ob Wald und Fels
Durchtobte ein Windstoß die Klüfte
Und blies aus geöffneter Brieftasche Schutz
Mein Papiergeld in alle Lüfte! ..."

Ein Kampf der Großmut entbrannte dort
Und schlichtete sich auf der Stelle:
Der Ilse Zehntalerschein wurd sofort
Schaumwein in der Roten Forelle! ...

Wartburg

Wen wird nicht wohl zu Sinnen,
O Wartburg, adlig Haus,
Schaut er von deinen Zinnen
Ins grüne Land hinaus.

Brauchst Löwen nicht, noch Drachen
Als Hüter am Portal;
Viel gute Geister wachen
Um Turm und Rittersaal.

Und wie ein güldner Schleier,
Durchsichtig leicht und rein,
Schmiegt sich um dein Gemäuer
Der Dichtung Heiligenschein.

Das Lied sangkund'ger Meister,
Die Tugend hoher Frau'n,
Der Dank bedrängter Geister:
All' halfen einst dich bau'n.

Und wo man allerwegen
Das Echt' und Rechte hegt,
Dort ist ein eigner Segen
Ins Fundament gelegt.

Pol. Tow. Geograficz. BIBLIOTEKA CENTRALNA W-w

Drum, wie dich selbst, du feste,
Neu baut ein hoher Sinn,
Erbaust du alle Gäste,
Die pilgernd zu dir ziehn.

Und keinen siehst du scheiden,
Der nicht den Hut noch schwenkt
Und nah und fern in Freuden,
O Wartburg, dein gedenkt.

Der Rheinfall

Zum hohen Randen trägt der Wind ein Brausen,
Durch hohlzerspülten Stromgrunds weite Bogen
Kommt voll und breit ein Flutenschwall gezogen
Und stürzt sich tobend durch die Felsenklausen.

Das sind die Donner Gottes, die hier sausen,
Das ist, milchweiß im Schaumgestieb der Wogen
Von Irisglanz neunfarbig überflogen,
Der Fall des Rheins im Tale von Schaffhausen.

Im Mondenschein wirst du sein Bild betrachten
Vom Hotel Weber und dort übernachten...
Wo Wasser schäumt, will auch der Schaumwein knallen,

Und schrilles Pfeifen hörst du jenseits schallen:
Glutroten Augs zischt durch des Bergschachts Tiefe
Der Neuzeit Drache, die Lokomotive.

Auf dem St. Gotthard

(8. Juli 1856, mit erfrorenen Händen.)

Ich habe geträumt einen langen Traum:
Das Leben schwungvoll und heiter
Und selbst zum Himmel der Aufgang frei
Auf der Künste goldener Leiter.

Es ist vorbei! — Kraft, Kunst und Gold,
Sie gingen zusammen zu Ende;
Da stehn sie wieder, schneedüster und grau,
Des Gotthards steinerne Wände.

Es ist vorbei! — Der Nordwind saust,
Als zög' durchs Gebirge ein Klagen,
Ich sitze, ein trauerndes Marmorbild,
Verhüllt im Luzerner Wagen.

Noch einmal folgt dem Ticino der Blick —
Schier will's mir die Seele zerdrücken...
Er rennt jungfrisch ins gelobte Land,
Ich kehr' ihm für immer den Rücken!

Am Quell von Vaucluse

Graugelber Fels, von wenig Grün umschlungen —
Senkrechte Wand, das enge Tal verschließend —
Ein Feigenbusch, aus kahlem Spalte sprießend —
Stilltiefer Quell, dem Bergesgrund entsprungen:

Das ist der Ort, wo einst Petrark gesungen,
Der Einsamkeiten stilles Glück genießend
Und alte Lieb' in junge Lieder gießend —
O Tal von Vaucluse — o Erinnerungen!

Ein halb Jahrtausend ist talab gerauschet,
Seit hier die Nymphen Lauras Freund belauschet —
Stumm ruht die schatt'ge Wildnis und verschwiegen,
Doch ewig strömt, wie hier Petrarcas Quelle,
Der Dichtung Born in bergesfrischer Welle —
Was aus der Tiefe kommt, kann nie versiegen!

Inhaltsverzeichnis

Aus den Rhätischen Alpen 5
Aus dem Hauensteiner Schwarzwald 39
Avignon 84
Ein Tag am Quell von Vaucluse 112
Anhang 149

Allerhand Volk

von

Anton Fendrich

*

Weltgeist-Bücher
Verlags-Gesellschaft m. b. H.
Berlin

Krzyżanowska-Opisy podróży
Niemcy

Von sonnigen Augen

Sonnenschein! Das ist doch immer noch das beste. Vor allem, wenn es nicht nur vom Himmel, sondern auch aus den Menschen strahlt.

Während stürmisches Gewölk am Himmel jagt, manchmal kurze Lichtschauer durchlassend, wandere ich die vielen Wege zurück, die ich in diesem Frühling und Sommer gegangen bin. So wie man bei der Nachlese in den Weinbergen manchmal gerade noch die allerschönsten Trauben findet, die irgendwo im Verborgenen hängengeblieben sind, so freue ich mich jetzt der paar Menschen, denen ich begegnet bin und von denen Sonnenschein ausging. Was es ist, vermag ich nicht zu sagen. Aber es wirkt in ihnen wie Sonnenschein. Es wärmt, leuchtet und macht froh.

Und da sehe ich zuerst jenen Kellner in dem kleinen Albergo in Verona, der mir das Leben schon leichter machte, wenn er mit seinem fröhlichen Schritt und seinen guten, fältchenumkränzten Augen in die Gaststube kam. Ein ganzer Mensch! Er betrog mich nie, war immer ein Gentleman. Ich glaube, er liebte geradezu seine Gäste, ganz einerlei, wer sie waren und wieviel Trinkgeld sie gaben. Als er mir einmal eine Lira zuviel angerechnet hatte, brachte er sie mir nach einer Stunde auf das Zimmer, und als ich ihm die Hälfte davon als Trinkgeld für seine Ehrlichkeit lassen wollte, sah er mich aus seinen guten dunklen Augen mit einem leicht strafenden Blick an, schob mir die fünfzig Centesimi mit einer für mich etwas schonenden Handbewegung wieder zu und sagte: „Prego, Signore, Verzeihung, mein Herr!"

Ein ganz kleines Sonnenscheinchen habe ich in Blankenese gefunden, mit dem meine Bekanntschaft noch flüchtiger war. Wir haben kein Wort miteinander gesprochen. Wahrscheinlich wäre es von seiner Seite auch noch gar nicht gegangen, denn das Kind hatte das zweite Lebensjahr noch nicht zurückgelegt. Aber wenn ich ihm morgens in der Allee an der Elbe begegnete und es sah

mich, aufrecht in seinem kleinen Wagen sitzend, aus seinen großen, strahlend blauen und unbestechlichen reinen Kinderaugen an, so wurde es mir inwendig so heilig zumute, daß ich mich vor der Lichtquelle, die aus des kleinen Mädchens Auge brach, einfach schämte. Man erlebt es in solchen Augenblicken zu seiner Betrübnis, daß das Leben eigentlich nichts übermäßig Herrliches aus einem gemacht hat.

Es ist etwas Aktives, aber nie Forciertes, immer etwas Unnahbares, aber nie Hochmütiges, etwas tief Freundliches, doch nichts Anbiederndes in diesen Sonnenmenschen. Sie gehen unberührt durch den tollsten Wirrwarr hindurch und lassen immer einen Schein hinter sich zurück.

So einer war der hochgewachsene Schwede, den ich in einem Sanatorium in Thüringen kennenlernte. Aufrecht wie eine Säule, fest und ruhig, ein ganzer Mann, und dabei wieder jene seltsame Reinheit und Güte in den kleinen blauen Augen, die menschgewordene Bescheidenheit, und der stille Stolz echten Menschentums. Das Bewußtsein von der Vollmacht des Lebens war diesem blonden Wikinger auf die Stirn geschrieben, und was an schweren Kämpfen hinter ihm lag, das hatte keine müden Falten in dieses Gesicht gezeichnet, sondern den Gesichtsmuskeln nur den ruhigen Ernst derer, die überwunden haben, verliehen. Ich habe zufällig die Lebensgeschichte dieses Mannes erfahren. Er war als achtzehnjähriger Arbeiter in eines der ungeheuersten Unternehmen, die die Welt kennt, eingetreten, ist jetzt der Leiter der gewaltigen Werke, und das größte Schiff seiner Kompagnie trägt seinen Namen. Das goldene Kalb hat ihn nicht unter seine Füße zu treten vermocht. Er ist auf diesem gefährlichsten aller Wege ein ganzer Mensch geblieben und besitzt selbst so wenig, daß er oft die Besitzer der Werke anpumpen muß, weil er sein Riesengehalt fast ganz — herschenkt. Auf seine Kosten studieren zwei Dutzend junger Arbeitersöhne, die, wie er sagt, ebensoviel Talent und Fleiß haben wie er, aber nicht soviel Glück.

Und dann, fast hätte ich „den finnischen Magister" auf dem alten Schloß in Unterfranken vergessen. Er war eine Frau, dieser Magister, eine goldrote Germanin. Auf dem klugen, ernsten Gesicht lag ein leicht mongolischer Einschlag in Gestalt vorspringen-

der Backenknochen. Aber Augen hatte sie wie eine heimliche Königin. Mit diesen Augen regiert sie als Mittelschullehrerin in ihrer Heimat eine Bande von Jungens und Mädchen, und ihre Ferien verwendet sie dazu, sich die Welt anzusehen. Sie sieht sie mit den gleichen Augen an wie ihre Buben und Mädchen, klar und unerbittlich und doch mit einem schlecht verhaltenen Strahl grenzenloser Liebe. Ich kannte sie drei Wochen und habe nie mit ihr geredet; einfach, weil ich nicht das Bedürfnis dazu hatte. Es ging ein solcher Duft von Herbheit und Wärme zugleich von ihr aus, daß es da überhaupt nichts zu reden gab. Lautlos verrichtete sie ihre Arbeit, denn sie diente dort ohne Gehalt als Aufwärterin bei Tische. Aber wenn sie mir die Platte reichte, hatte ich immer das Gefühl, ich müßte eigentlich eine tiefe Verbeugung vor ihr machen. Denn ihr Dienen erhöhte nur die natürliche Hoheit, die von ihr ausstrahlte. Am letzten Tage traf's sich, daß wir auf einem Spaziergang miteinander ins Reden kamen. Da erzählte sie mir, wie sie oft aus der Stadt flüchte, in ein kleines Fischerdorf am Meer ziehe, wo sie unter den Fischern ihre besten Freunde habe. Dort schießt sie im kleinen Segelboot allein durch die hohen Wogen, und wenn sie's gar zu toll treibt, dann kommen die alten und jungen Fischer ihr nachgefahren, um helfen zu können, wenn das Boot einmal umschlüge. Aber es ist nie umgeschlagen. Und im Winter rettet sie sich auf Schneeschuhen zu den Lappen in die Berge und lebt mit diesen einfachen Menschen ihr bestes, reichstes Leben.

Und zum Schluß, der reinste aller Sonnenstrahlen, dem ich in Menschenaugen begegnet bin. Das war im Säuglingsheim in einer ganz großen Stadt. Es war ein Haus aus weißen Wänden und weißen Marmorplatten und Glas. Darin standen Hunderte von reinen weißen Bettchen, und in jedem lag eine kleine, kränkelnde Menschenknospe. Zwischen den Bettchen wandelte still und geräuschlos, schauend und sorgend eine kleine Schwester herum in einer weißen, gestärkten Haube, aus der zwei braune, tiefe und klare Augen hervorsahen. Wo sie durchging wendeten sich die kleinen Köpfchen nach ihr, so wie die Blumen sich nach der Sonne wenden. Schon diese Allerkleinsten spürten die stille, mütterliche Wärme, die von ihr ausging. Um ihren kleinen, festgeschlossenen

Mund spielte ein feines, geduldiges Lächeln, und man sah es ihr an, daß sie nicht das Gefühl hatte, hier etwas zu sein. Nur die Dankbarkeit darüber, daß sie hier sein durfte, strahlte aus dem reinen Gesicht. Sie zeigte mir ihre kleinen Lieblinge. Sie hatte sie alle gern, aber eines hatte ihr doch das Herz ganz gestohlen. Das war ein kleiner, dreimonatiger Pausback mit einem sehr energischen Gesicht und frohen Augen. Die arme junge Mutter war gestorben bei der Geburt, und vom Vater wußte man nichts. So war der Kleine auf dem Schub ins Säuglingsheim gekommen, und der Schwester, die ihm Mutter war, bangte es jetzt schon, daß die Polizei ihn bald holen und anderswo unterbringen würde, wo es billiger war. „Ein dreimonatiger Säugling und die Polizei" — meinte sie und schüttelte ihren Kopf mit der steifgebügelten Haube. „Es steht hier alles unter ihrem Bann, obwohl sie das Gegenteil von herrschsüchtig ist" — sagte mir der Oberarzt beim Weggehen. „Wir können uns nicht helfen, sie ist uns einfach über."

Das ist es, was ich bei allen diesen Sonnenmenschen auch immer empfand; sie sind einem über, ganz selbstverständlich, ohne es zu wollen und ohne viel zu reden. Sie gehen geräuschlos durchs Leben, und was sie sind, das würde durch ihr Sprechen nur gestört. Sie sind keine Kämpfer, aber die Heiligen des Lebens.

Die Schneeballschlacht

Das Gymnasium in B. war eine Zufluchtsstätte für Gymnasiasten aus dem ganzen Lande, die aus irgendeinem Grunde auf anderen Schulen nicht mehr weiterkamen. Eines Tages, mitten unterm Schuljahr, war auch wieder ein sogenannter Gutedel von irgendwoher angekommen. Er war schon Unterprimaner und erregte gleich am ersten Tage allgemeine Aufmerksamkeit auf dem ganzen „Pennal". Der neue Ankömmling, der nach den Weihnachtsferien eingetreten war, trug eine scharfe Brille und hatte eine mächtige Mähne goldroten Haares. Seine gedrungene Gestalt verriet Kraft und Gewandtheit, und richtig,

gleich am ersten Tage ging er während der Zehnuhrpause in die Turnhalle und machte dort ein paar Riesenschwünge, daß die zur Türspalte neugierig Hereinsehenden nur so staunten. Da er aber mit keinem seiner neuen Mitschüler ein Wort sprach, hielt man ihn für einen Protzen, und als es nach wenigen Tagen herauskam, daß er sicher der Primus sein würde, auch noch für einen Büffler und Streber. Einmal, als Fritz Speck — so hieß der Rotschopf — wieder seine Zehnuhrpause mit Turnen ausfüllen wollte, fiel während seiner Übungen die Reckstange herunter und ihm auf den Kopf. Draußen an den Fenstern lachten sich aber einige Tertianer und Sekundaner den Bauch voll über Specks Mißgeschick, denn sie hatten die Stange absichtlich halb aus dem Balken gezogen. Doch der angefeindete „Neue", der „Brillenschlange" getauft worden war, steckte ruhig die Reckstange wieder in den Balken und turnte weiter. Am nächsten Tage in der Zehnuhrpause wollte die Brillenschlange am Barren turnen. Die Holmen waren aber am Ende mit Karrenschmiere gesalbt, und als der kurzsichtige Unterprimaner seine Hände ganz nahe vor die Augen hielt und sich über den neuen Streich seiner Feinde klar wurde, da tönte ihm wieder eine Salve lauten Gelächters durch die Türe entgegen. Im Nu war der Gefoppte aus der Turnhalle, hatte den nächsten besten am Kragen und hieb ihm einige saftige Ohrfeigen herunter. Das geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß die ganze Verschwörerbande gar nicht auf den Gedanken kam, dem mutigen Neuling einträchtig das Fell zu gerben. Sie machte ihm sogar respektvoll Platz, als er ruhig, wie wenn nichts geschehen wäre, durch sie hindurch dem Schulgebäude wieder zuschritt.

Im „Pennal" erzählte man sich allerhand darüber, aus welchen Gründen Fritz Speck die Anstalt, auf der er früher war, hatte verlassen müssen. Der Direktor hatte ihm drei Stunden Karzer diktiert, weil er angeblich eines Abends mit einer Zigarre im Munde am Gymnasium vorübergegangen und von einem Professor gesehen worden war. Fritz hatte sich geweigert, den Karzer abzusitzen und hatte dem Direktor ins Gesicht erklärt: er rauche zwar, aber nur zu Hause. Kurz darauf stellte es sich heraus, daß ein Mitschüler von Speck der ertappte Raucher war. Fritz ersuchte

nun in einem Briefe den Direktor, er möchte sich für seine falschen Behauptungen entschuldigen. Dieses Verlangen war von dem Direktor als eine unerhörte Zumutung entrüstet zurückgewiesen und mit drei weiteren Stunden Karzer bedacht worden. Daraufhin erklärte Fritz Speck seinen Eltern, eher Steinklopfer werden, als wieder auf das Gymnasium seiner Heimatstadt gehen zu wollen. Die Eltern hatten dem Sohne recht gegeben und es ihm erlaubt, das Gymnasium einer anderen Stadt zu besuchen.

Fritz war also offenbar ein Kerl, mit dem nicht zu spaßen war. Aber so ohne weiteres die Überlegenheit eines fremden Eindringlings anzuerkennen, sich womöglich gar von ihm „tyrannisieren" zu lassen, das fanden doch alle Pennäler unter ihrer Würde. Und allerlei geheime Rachepläne gegen den schlagfertigen, stolzen, kleinen Unterprimaner wurden in den Pausen ausgebrütet.

Eines Abends im Januar fing es an zu schneien, und bald lag eine dichte weiße Schneedecke über den Häusern und auf der Straße. Als Fritz am nächsten Morgen mit seinen Büchern unter dem Arme den Weg nach der Schule einschlug, kam es ihm sonderbar vor, daß er fast keinem seiner Mitschüler auf der Straße begegnete. Als er aber den Schulhof betrat, da standen sie in langen Reihen und empfingen die kleine, kurzsichtige Brillenschlange mit lautem Gejohle. Ein jeder hatte einen ansehnlichen Vorrat von Schneebällen vor sich liegen. Oben aus den Fenstern schauten die Professoren heraus und warteten, was kommen würde.

Noch kein Ball war geflogen. Da trat etwas Unerwartetes ein. Fritz Speck rief seinen Feinden entgegen: „Wenn ihr keine feigen Halunken seid, dann wartet ihr wenigstens, bis ich meine Bücher abgelegt und meine Brille geputzt habe." Das verblüffte die Hundert so, daß sie wirklich noch nicht warfen. Denn daß die Brillenschlange ganz allein den Kampf gegen sie aufnehmen würde, daran hatten sie keinen Augenblick gedacht. Ruhig schritt Fritz gegen den Eingang der Schule, legte im Hausgang seine Bücher ab, nahm dann ein Taschentuch heraus, putzte sich die Brille und setzte sie wieder auf, trat einige Schritte in den Hof und schrie seinen Gegnern entgegen: „So, jetzt los!" Damit feuerte er einen kleinen, flink gemachten Schneeball einem der Feinde mitten ins Gesicht. Ein Hagel von Schneebällen ging nun über den kleinen

Speck nieder, daß ihm Hören und Sehen verging. Aber die Brillenschlange ließ sich nicht irremachen. In geeigneten Zwischenpausen versandte er seine Geschosse, und keines verfehlte sein Ziel. Auf einmal fühlte Fritz Speck etwas Warmes über sein Gesicht laufen. Ein Schneeball, in den ein feiger Schuft einen Stein gebacken hatte, war ihm dicht über dem Auge an die Stirn geflogen und hatte ihm die Haut aufgerissen. Da läutete es gerade zum Beginn der Stunde. Bevor der Verwundete das Blut abwischte, rief er den übermächtigen Gegnern unerschrocken zu: „Also Fortsetzung in der Zehnuhrpause!"

Aber um zehn Uhr trat eine merkwürdige Veränderung in dem ungleichen Kampfe ein. Die Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit der Brillenschlange hatte auf einige der Schüler einen solchen Eindruck gemacht, daß sie sich in der Zehnuhrpause auf seine Seite stellten. Sie schämten sich, mit dem großen Haufen gegen einen einzelnen gekämpft zu haben und suchten es dadurch gutzumachen, daß sie nun der Brillenschlange halfen. Wieder sahen die Professoren aus den Fenstern der Schlacht zu. Auf Specks Seite waren etwa 15 Mann, aber es waren lauter gute Werfer. Mehr als einer auf der Gegenseite wurde kampfunfähig und zog ab, sich die Hand vors Gesicht haltend. Wieder beendete die schrille Schulglocke den Kampf, und wieder rief Fritz, diesmal schon in der Stellung eines Siegers, dem Feinde zu: „Also um zwölf Uhr Schluß- und Entscheidungsschlacht!"

Die Schulglocke hatte kaum ausgeklingelt, als auf dem Schulhof schon einige Kämpfer den Schnee zu Geschossen verarbeiteten. Nach fünf Minuten standen die Reihen einander gegenüber. Aber diesmal waren schon ebensoviel auf Specks Seite als auf der anderen. Die Schneebälle pfiffen, die Wut wurde auf beiden Seiten immer größer, und nach einem kurzen letzten Ansturm wurden die Feinde der Brillenschlange schmählich in die Flucht geschlagen.

Von diesem Tage an wagte es keiner mehr, mit der Brillenschlange anzubändeln. Die Besten in der Schule wurden seine Freunde. Fritz richtete einen Fußballverein ein, als der Frühling kam, unternahm im Sommer große Vereinsausflüge, die mit langsam zusammengespartem Gelde bezahlt wurden, führte ein-

zelne Klassen hinüber an den Rhein, wo er Unterricht im Freischwimmen gab, und brachte in die ganze Schule Leben und Freude. Und als er die Reifeprüfung abgelegt hatte, da hielt der Direktor der Anstalt, der ein trefflicher Lehrer und ein Mann mit Verständnis für Knabenherzen war, bei einer Schulfeier eine Rede, in der er an die Schneeballschlacht erinnerte, wo einer gegen mehr als hundert stand. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Und nun, meine jungen Freunde, will ich Ihnen zum Schlusse nur noch das eine sagen, was Sie vielleicht erst später verstehen werden. Das ganze Leben ist eine Schneeballschlacht, und derjenige gewinnt sie, der den Mut und die Kraft hat, als einzelner gegen Hunderte seinen Mann zu stellen."

Wenn der Neue reißt

Für gute Kenner unserer Mutter Erde gibt es nicht nur vier, sondern mindestens vierzehn verschiedene Jahreszeiten. Und eine der liebsten ist mir die — wenn der Neue reißt. Der „Neue" ist der neue Wein, und wenn wir Alemannen sagen, er „reiße", so meinen wir, er gäre. Er reißt nämlich gern die Fässer auseinander und die Menschen um.

Wenn im Wald die rote und gelbe Laubpracht der Bäume Blatt für Blatt langsam zur Erde fällt und die Herbstsonne das Blattgerieſel der weißstämmigen Birken vergoldet; wenn die lehmigen Wege in den Rebbergen vom Oktobernebel glitschig geworden sind, in den Scheunen der Dörfer die Weintrotten knarren und draußen Schüsse knallen, dann ist die schönste Zeit im Jahr. So empfinde ich es, und so empfand es einer, von dem ich jetzt erzählen will.

Er war kein Säufer und kein Fresser, sondern ein nüchterner, gütiger Mensch von großherzigem Wesen. Und dabei von jener Bescheidenheit, die alle wirklich edlen Menschenseelen auszeichnet. Viele hielten ihn für einen Narren, andere für einen schäbigen Geizhals, und diejenigen, die ihm nicht weh tun wollten, meinten, er sei halt ein Original.

Dabei war er seinem Beruf nach etwas, wozu er am wenigsten paßte, nämlich Friseur. Seine Eltern hatten ihn zu diesem

Beruf bestimmt, und damit verdiente er sich sein tägliches Brot, ohne sich deshalb unglücklich zu fühlen. Der Ehrgeiz, eine seiner geistigen Begabung entsprechende Stellung zu erringen, oder das Bedürfnis nach besseren Verhältnissen fehlten ihm. Er war eine philosophische Natur, hauste ledig in seiner Barbierstube mit den einfachsten Mitteln, und seine Genußsucht erstreckte sich bloß darauf, stets ein gutes Gewissen und ein ruhiges Gemüt zu haben. Das erstere fiel ihm keineswegs schwer, obwohl er mit sich selbst sehr streng war. Mit dem ruhigen Gemüt aber hatte es seine Schwierigkeiten. Denn er hatte einen Vulkan in seinem Innern, den er sehr oft vergeblich zu dämpfen versuchte. Er war leicht begeisterungsfähig. Aber die eine der zwei Seelen, die auch er in seiner Brust trug, haßte diesen natürlichen Zug in ihm, und so machte er in strenger Selbstzucht aus sich einen ernsten, nüchternen und fleißigen Menschen.

Die Intelligenz der kleinen Kreishauptstadt gehörte zu seiner Kundschaft. Oft konnte man ihn in seiner Bude treffen, wie er mit einem dick eingeseiften Professor über irgendein philosophisches Thema sprach, und zwar mit Sachkenntnis und Bescheidenheit.

Aber ganz hat er seine Künstler- und Dichternatur nicht niederzwingen können. Seine Kunden dienten ihm zu physiognomischen Studien. Fast täglich nahm er sein Vieruhrbrot in einer benachbarten Wirtschaft ein, wo sich allerhand abenteuerliche Gestalten des Städtchens, Lumpen und Originale, einfanden, um dort kostenlos zu vespern. Die Kosten trug unser Philosoph, und seine Rechnung fand er in den Erzählungen der lustigen Kumpane und Faulenzer. Auch Handwerksburschen waren für ihn interessantere Menschenkinder als viele seiner Kunden. Gewöhnlich ließ er die Hälfte seines Mittagessens übrig und fand stets Liebhaber dafür. Die Erlebnisse und Schicksale dieser Leute gaben ihm reichlichen Stoff für sein nachdenkliches Gemüt.

Zweimal im Jahr aber verließ ihn seine Weisheit, und dann wurde er ein völlig anderer Mensch. An Fastnacht und wenn der Neue riß. In diesen Tagen klammerte er sein Leben gewissermaßen ein, wie dies Schriftsteller mit schlechtgeratenen Sätzen zu tun pflegen. Und dabei waren diese Tage gar nicht so schlecht geraten. Da ließ er dann der zweiten seiner beiden Seelen un-

gehindert ihren Lauf. Er, der immer bescheiden, aber sauber gekleidete Mensch mit dem zwar nicht schönen, aber klugen und ernsten Gesicht gefiel sich darin, in den abenteuerlichsten Verkleidungen auf der Straße oder auf den Bällen zu erscheinen. Als Wilderer oder Raubritter führte er seine Rollen immer mit Treue durch. Der sonst verständige, ruhige Mann raubte jetzt jungen Damen Küsse oder einer schmausenden Gesellschaft ein paar Bratwürste, und zwar ohne daß der Alkohol schuld daran war. Er konnte dann auch ohne Wein von einer tollen Ausgelassenheit sein. Derartige Tage hatte er auch regelmäßig im Herbst. Dann zog er allein oder nur mit einem Freunde hinaus ins Rebgebirg. Er füllte seine Seele ganz mit der Pracht der Herbstlandschaft, setzte sich in einem Dorf in ein Wirtshaus zu einem Glas „Neuen", zu dem er sich Nüsse, Trauben und schwarzes Bauernbrot geben ließ. Der Heimweg durch die dunkeln Wälder war dann immer das Schönste. Da sprudelte er in tollen Einfällen und schwelgte in Begeisterung. Und der Schluß von all seiner Ausgelassenheit war immer der Wunsch, daß er sterben möchte, wenn der Neue reißt und die Blätter fallen. Wenn ich ihm dann wohl einmal auf solchen Gängen vorhielt, diese Todesgedanken seien nichts als läppische Sentimentalität und eines Philosophen unwürdig, dann wurde er immer plötzlich ernst und sagte ganz still und ohne jedes Pathos: „Sie werden sehen, ich werde nicht fünfzig."

So ist es denn auch gekommen.

Es war vor einigen Jahren im Herbst, als er zu mir kam mit einer ernsten Feierlichkeit und mich fragte, ob ich nicht noch einmal mit ihm ins Rebgebirg wollte. „Noch einmal", sagte er, aber ich legte im Augenblick keinen besonderen Wert auf diese zwei Worte. Er war fröhlicher als je an diesem Herbsttag. Auf dem Heimweg sang er mutwillige Lieder. Obwohl er keine schöne Stimme hatte, lag doch sein ganzes treues, starkes Herz in seinen Liedern. Auch sein Lieblingslied sang er nach der alten Landsknechtsmelodie:

„Und werd' ich dann erschossen,
Erschossen auf weiter Heid,
Dann trägt man mich auf Spießen,
Mein Grab steht mir bereit.

Dann schlägt man mir das Pumerlein Pum,
Das ist mir neunmal lieber
Als aller Pfaffen Gebrumm."

Den letzten Vers wiederholte er noch einmal und focht mit seinem Stock durch die Luft.

Zwei Tage später hat man ihn in eine Irrenanstalt gebracht und zwei Wochen darauf hat man ihn begraben, wenige Wochen vor seinem fünfzigsten Geburtstag, als der Neue noch riß und die letzten Blätter fielen. Gerade so, wie er sich's gewünscht hatte.

Und jedesmal, wenn der Neue reißt und die Blätter fallen, muß ich seiner gedenken. Denn er war ein prächtiger Mensch. Er sah die Natur mit den Augen eines Dichters und die Menschen mit denen eines Philosophen an und war nur zu bescheiden, um daraus besonderes Wesen zu machen. Da ihn das Schicksal zum Barbier bestimmt hatte, gab er sich damit zufrieden und erfüllte gewissenhaft seine Berufspflichten. Mit dem Allzumenschlichen aber wurde er bei den genannten zwei Gelegenheiten fürs Jahr fertig. Und das werden ihm nicht viele nachmachen.

Die Querulantin

Sie hatte nicht angeklopft und stand nun mit erschrockenem Gesicht unter der Tür meines Arbeitszimmers. Ihre Kleider und ihre Züge sprachen von bitterster Armut. In ihrem Gesicht lag aber noch etwas, was sofort den Gedanken aufsteigen ließ, daß sie geistig gestört sein müsse. Ihre großen, dunkelglänzenden Augen waren weit aufgerissen. Der geschlossene Mund mit den fest zusammengepreßten dünnen Lippen gab dem Gesicht etwas Starres. Über den großen Augen wölbte sich eine ganz ungewöhnlich hohe und breite Stirne, von deren gelber, welker Haut sich das schwarze, in der Mitte gescheitelte Haar scharf abhob. Mir war, als ob die leibhaftige Sorge bei mir eingetreten wäre. Ich sagte ihr, sie solle nähertreten, und fragte sie nach ihrem Anliegen.

Zuerst suchte sie nach Worten; aber bald war die Verlegenheit

gewichen, und dann schilderte sie mir in klarer Sprache ihr Unglück:

Sie war die Frau eines Schuhmachers und lebte mit ihm in glücklicher Ehe, soweit die Armut und eine kleine, nur von Zeit zu Zeit bei dem Mann auftretende Schwäche für Alkohol das zuließen. Geschlagen habe sie ihn nie, wenn er angetrunken nach Hause gekommen sei; nur durfte er dann zur Strafe 14 Tage lang keinen Pfennig im Beutel haben.

Da kam wieder einmal Kirchweih. An diesem Tage besuchte er immer seine im Heimatdorf verheiratete Schwester, während sie bei den zwei Kindern zu Hause blieb. Sie gab ihm das Fahrgeld und eine Mark zum Verzehren. Als er fortging, gab sie ihm auch noch gute Ermahnungen mit auf den Weg, warnte ihn vor seinem Feind im Dorf, einem Geschwisterkind von ihm, und legte ihm ans Herz, ja noch auf den Abend zurückzukommen und nicht beim Schwager zu übernachten, was er an der Kirchweih das eine oder andere Mal schon getan hatte. Aber er kam nachts doch nicht zurück. Am andern Morgen bekam sie ein Telegramm von ihrem Schwager im Dorf, sie solle sofort kommen. Sie reiste voller böser Ahnungen mit dem nächsten Zug und fand ihren Mann in der Wohnung des Schwagers bewußtlos im Bett liegen. Man hatte ihn frühmorgens unten im Hausgang in einer Blutlache gefunden und ihn dann, ohne daß er ein Lebenszeichen gegeben hätte, die Stiege hinaufgetragen und ins Bett gelegt. Der herbeigeholte Arzt stellte einen Schädelbruch fest. Nachmittags starb der Mann, ohne die Augen noch einmal geöffnet zu haben.

Der Arzt, die Verwandten und die Hausleute im unteren Stock waren der Ansicht, daß der Verstorbene nachts betrunken ins Haus des Schwagers gekommen, die steile Holztreppe herabgestürzt sei und sich auf dem Steinboden den Schädel eingeschlagen habe. Sie allerdings, die Frau, war der festen Überzeugung, daß ihr Mann geprügelt und von den Missetätern bewußtlos in den Hausgang geworfen worden sei. Von dem Sturz hatten die Hausleute nichts gehört, und in dem Wirtshaus, wo ihr Mann am Abend vorher gesessen, hatte auch tatsächlich eine Schlägerei stattgefunden. Der Schuhmacher hatte dort seinen alten Feind getroffen und mit ihm wegen alter Erbschaftsgeschichten angefangen zu streiten. Es war

zu Tätlichkeiten gekommen, wobei der schwächliche Schuhmacher von seinem Widersacher, einem baumlangen Hünen, zum Gaudium der übrigen Gäste mit dem Kopf zwischen die Knie genommen und mit den Fäusten bearbeitet worden war. Der Wirt hatte den Mißhandelten schließlich losgerissen, ihn halb ohnmächtig vor die Tür geführt und ihm das nochmalige Betreten der Wirtschaft verboten. Von dem Augenblick an, wo der Geprügelte vor die Tür gestellt worden war, bis zum Moment, wo man ihn am andern Morgen im Hausgang des Schwagers bewußtlos fand, wußte niemand etwas über den Schuhmacher zu sagen. Diese Lücke füllte die Frau mit geschickten und scharfsinnigen Vermutungen aus, die alle darauf hinausliefen, daß das Geschwisterkind ihres Mannes diesem gefolgt sein und ihn nochmals schwer geschlagen haben müsse. Um den Verdacht zu erwecken, daß er die Treppe herabgestürzt sei, habe der Täter ihn dann in den Hausgang gelegt. Kurz, der Kranzer-Willem — so hieß ihres Mannes Vetter — war der Mörder ihres Mannes.

Sie machte auch eine derartige Anzeige bei der Staatsanwaltschaft. Eine Untersuchung wurde eingeleitet. Aber der Untersuchungsrichter bekam die Überzeugung, daß der Schuhmacher tatsächlich berauscht beim Nachhausegehen von der Treppe herabgestürzt war. Der Kranzer-Willem erhielt nur eine Anklage auf Körperverletzung wegen der Prügel, die er dem Schuhmacher im Wirtshaus gegeben und wurde zu 30 Mark Geldstrafe verurteilt. Die Frau erhielt bei der Gerichtsverhandlung acht Tage Gefängnis, weil sie dem Richter nach Verlesung des Urteils in einem Wutanfall zugeschrien hatte, er sei vom Kranzer-Willem bestochen.

Im Gefängnis und in der Einsamkeit wurde die Überzeugung, daß ihr Mann erschlagen worden sei, bei dem armen Weib immer fester. Teils aus Tatsachen, teils aus eigenen Annahmen wob sie mit dem Scharfsinn des von einer fixen Idee befallenen Menschen eine logische Beweiskette für die Schuld des Kranzer-Willem. Nach ihrer Entlassung begann sie mit ihren Besuchen bei den Richtern und Anwälten. Sie wurde bald nirgends mehr angehört, und die armen Leute aus ihrer Umgebung lachten über die „verruckte Schuhmachern".

Und nun war sie zu mir gekommen und hatte mir ihr Unglück erzählt. Ihr häßliches, dreieckiges Gesicht mit der breiten Stirn, dem kleinen Kinn und den hervorstehenden Backenknochen wurde fast von einem Hauch der Schönheit übergossen, als sie mit inniger, von Hoffnungen durchzitterter Stimme und mit großen, bittenden Augen sagte:

„Da muß doch was z'mache sein; 's gäb' jo kein Gerechtigkeit mehr sunsch. Sie hent doch sicher au no was z'sage zu dene Sache!"

Ich konnte mich dem Eindruck ihrer Worte nicht entziehen, obwohl ich sie für eine Querulantin hielt. Ich versprach ihr, den Fall näher zu untersuchen, und bat sie, in drei Tagen wiederzukommen.

Was ich in den drei Tagen über sie und ihren Fall erfuhr, war nicht geeignet, mich davon zu überzeugen, daß die Frau mit ihren Vermutungen recht habe. Aber die Art, wie sie ihren Kampf führte, sie, ein einziges armes Arbeiterweib, gegen eine Mauer von Richtern, Anwälten und mitleidlosen, harten Mitmenschen, flößte mir tiefe Achtung vor ihr ein. Sie arbeitete nur so viel, um mit ihren zwei Kindern notdürftig leben zu können, ernährte sich von Kaffee und Kartoffeln und verwendete die übrige Zeit darauf, den Kranzer-Willem zu überführen. Sie verfolgte die unscheinbarsten Spuren, die sie entdeckte.

So sagte ich denn, als das unglückliche Weib nach drei Tagen wiederkam, ihr meine Ansicht, daß wohl schwerlich etwas zu machen sein werde, daß sie aber einmal in meinem Haushalt als Monatsfrau arbeiten solle; ich könne sie dann eher und leichter nach den Einzelheiten fragen. Vielleicht lasse sich doch etwas tun. Sie sah mich mit einem Blick voll Wehmut und Überlegenheit an, dankte mir in einfachen Worten und sagte:

„Jo, jo, der Herr wird ebe au z'erscht sehn wolle, ob i vielleicht nit verrickt bin."

Ich redete ihr das aus, aber in Wahrheit hatte sie meine Absicht erraten. Sie kam denn auch täglich und arbeitete in meinem Hause. Ihre Anstrengungen, sich nicht von ihrem Zwangsgedanken beherrschen zu lassen, waren deutlich sichtbar. Einmal konnte sie sich doch nicht überwinden. Sie kam zu mir ins Zimmer und weinte

bittere Tränen. Alle Welt sei gegen sie; die Leute wichen ihr aus; niemand gäbe ihr mehr Auskunft, wenn sie etwas herausbringen wolle, und sie sei halt doch gewiß, daß der Kranzer-Willem ihren guten armen Mann ums Leben gebracht habe; sie wisse es einfach.

„Do weiß ich's", schrie sie auf einmal aufgeregt und deutete mit der Hand auf ihre dürre, schmale Brust.

Eines Tages geschah etwas Unerwartetes.

Sie putzte Fenster neben meinem Arbeitszimmer. Da hörte ich plötzlich einen markdurchdringenden Schrei und dann wüstes Schimpfen und Toben. Als ich die Tür öffnete, sah ich unsere Monatsfrau am offenen Fenster stehen, starr aufgerichtet und mit ausgestrecktem, bewegungslosem Arm. Die Augen traten ihr aus den Höhlen. Aus dem Mund aber schoß eine Flut von Verwünschungen hinab auf die Straße.

„Mörder, vermaledeiter, wart', di verwisch i noch! Lumpehund, verfluchter, wart', d'r Teifel holt di bald! D'r ewig Herrgott im Himmel soll di strofe, du Mörder, du elendiger Mörder!"

Unten aber auf der Straße stand, wie festgebannt, ein Mann neben einem beladenen Steinwagen. Er hatte die Pferde anhalten lassen und starrte nun mit bleichem, angsterfülltem Gesicht die dunkle Furiengestalt an dem offenen Fenster an und sagte kein Wort.

„So, jetzt geh, Mörder!" schrie sie von oben herab. Da nahm er das um den Vorsprung einer Wagenecke gelegte Leitseil in die Hand, fuhr sich, wie um sich aufzuwecken, mit der Hand über die Stirn, rief den Pferden „Hü" zu und ging neben dem Wagen her weiter. Nach einigen Schritten sah es aus, als wollte er sich umdrehen und etwas sagen; aber es schien, daß er sich doch anders besann. Nach einigen Sekunden war er um die Ecke verschwunden.

Jetzt erst sah mich die Frau. Sie war totenbleich. Als sie einige Augenblicke vor mir gestanden, sagte sie ganz ruhig mit zitternder Stimme:

„So, jetzt putz i noch die Fenster fertig, und dann geh' i. So e Person, wo so's Skandal macht im e fremde Haus, könne Sie jo nit brauche!"

Dann war sie wieder still. Aber auf einmal trat sie einen Schritt näher und sagte rasch mit flüsternder Stimme:

„Hent Sie'n net g'sehe, d'r Kranzer-Willem? Er ist's g'wese. Hent Sie sein G'sicht g'sehe?"

Ich hatte es gesehen, sein Gesicht, und dieses Gesicht, das mir in meinem ganzen Leben unvergeßlich bleiben wird, hat mir gezeigt, wie ein Mörder aussieht, wenn man ihn ahnungslos mit der Wahrheit überfällt.

Die Frau ließ sich trotz meiner und meiner Frau Aufforderung nicht bewegen, bei uns weiterzuarbeiten. So eine Person könne man in einem anständigen Haus nicht brauchen, antwortete sie immer wieder; außerdem hätte sie jetzt anderes zu tun. Ich erfuhr bald, was das war. Das Benehmen des Kranzer-Willem während ihrer Attacke auf ihn hatte ihr den Weg gezeigt, wie sie ihn überführen könne. Überall paßte sie ihm jetzt auf, wenn er mit Steinfuhren vom Dorf durch die Stadt kam. Und auf offener Straße überfiel sie ihn dann mit ihren Verwünschungen und furchtbaren Anklagen. Einigemal steckte man sie auf ein paar Tage ein. Aber sie gab nicht nach.

Eines Tages kam sie eilig zu mir, um mir mitzuteilen, der Kranzer-Willem fange an zu saufen. Jeden Tag habe er einen Rausch, und noch nie habe er sie wegen Beleidigung verklagt. Was ich dazu sage?

Dann setzte sie ihren Kampf fort. Die Kinder in der Stadt fanden großen Gefallen an der Sache und johlten wie ein Höllenchor, wenn der Kranzer-Willem seiner Widersacherin unter die Hände kam.

Nach einem Monat stand in der Zeitung die Nachricht, daß der Fuhrmann Wilhelm Kranzer aus St., der sich seit einiger Zeit dem Trunke ergeben habe, im Walde erhängt aufgefunden worden sei.

Der Kranzer-Willem hatte nachgegeben, und die „Querulantin" hatte gesiegt. Mit knapper Not entging sie dem Irrenhaus.

In dem neu eingeleiteten Gerichtsverfahren konnte nicht festgestellt werden, wie der Schuhmacher ums Leben gekommen war. Aber daß der Kranzer-Willem der Mörder war, ging aus der Aussage der Frau des Kranzer-Willem hervor, der am Tage des Selbstmordes im Rausch seiner Frau das Geständnis ablegte,

daß er seinen Vetter, den Schuhmacher, ums Leben gebracht, weil er einmal Ruhe vor ihm und seinen fortwährenden Klagen wegen der alten Erbschaftsgeschichte haben wollte.

Die Zezel

Es liegt ein Dorf in der oberbadischen Rheinebene, das mit dem Duft seiner stattlichen Misthaufen eine allgemeine Behäbigkeit ausatmet. Die Bauern mit den glattrasierten Gesichtern sehen ohne sonderlichen Respekt auf die sich selten zeigenden Städter. Und wenn einmal ein Reisender mit seinem Musterköfferchen von einem Krämerladen zum andern geht, dann laufen die Gänse mit langen Hälsen dem Eindringling fauchend nach. Die Menschen, das Vieh, die Häuser, die Felder und sogar der dicke, kurze Kirchturm in diesem Dorf sprechen nur eine Sprache: Wir haben's! Das äußere Kennzeichen dieses glücklichen Zustandes ist der größere Maßstab, sozusagen die größere Taille von allem, was im Dorfe lebt und webt. Die Schweine haben größere Schinken, die Bäcker backen größere Wecken, und wenn die Bauern in den Wirtshäusern ihren Lederbeutel zum Bezahlen auf den Tisch nehmen, so stehen dieselben; so solid ist ihr metallener Untergrund. Die Scheuerntore haben so mächtige Flügel, daß man sich beim Zumachen mit aller Macht dagegenstemmen muß; die Pferde in den Ställen sind starker Normännerschlag, und die Frauen haben jenen Gang, den Homer so schön „schwerwandelnd" nennt. Es liegt in diesem Gang etwas so wohlhabend Gesichertes, jedem hämischen Angriff boshafter Hungerleider, deren es natürlich auch einige im Dorfe gab, Standhaltendes, daß es eine unerläßliche Bedingung war, daß die Frauen der reichen Familien diesen Gang hatten. Die Voraussetzung hierzu war natürlich eine bestimmte, den Familienwohlstand versinnbildlichende Gewichtsmasse des Körpers.

Leider hatte die Natur dem Mädchen, welches der Sohn des Bürgermeisters zu seiner Künftigen erwählt hatte, diese schwerwiegenden Reize versagt, worüber sich der Alois nicht wenig grämte. Eigentlich befand er sich in einem kleinen Irrtum bei seiner Stellung bei dieser Liebeswahl. In Wirklichkeit hatte die

„rahne" Cäcilie, wie sie wegen ihrer im Widerspruch zur Dorftradition stehenden Schlankheit genannt wurde, ihrerseits den Alois erwählt und schon von lange her auf vielerlei heimlichen, der Weiblichkeit des Dorfes auch nicht unbekannten Wegen in seinem Herzen die Liebe erweckt, ohne daß der gute Alois das bemerkte. Er gab sich vielmehr in allen Treuen dem schönen Gedanken hin, der eigentliche Beherrscher der Situation zu sein.

Die Zezel war ein gutgewachsenes, wohlproportioniertes Mädchen, nur mit einer kurzen Nase und einem kleinen, immer etwas eingezogenen Mund. Auf ihrem Gesicht gab es selbst für die größten Physiognomiker absolut nichts zu lesen. Sie trug ihre Gedanken in sich. In ihrem blauen Rock mit dem breiten roten Streifen am Saum und in dem braunen Mieder hätte sie in jedem anderen Dorfe als die begehrenswerteste Jungfrau gegolten, um so mehr, als sie elterlicherseits etwas hinter sich hatte. Aber jenes Plus an Rundung, welches in den Augen der Männer dieses Riedorfes der Frau erst den richtigen Wert verleiht, besaß sie nicht. Obwohl sie dem Alois, der ihr dieserhalb öfters seiner Meinung nach äußerst zartgefühlte Vorhaltungen machte, hätte entgegenhalten können, daß er selbst in bezug auf Schönheit und Kraft sehr zu wünschen übriglasse, tat sie das doch nicht und schwieg, wenn ihr Erwählter abends am Gartenhag sie fragte, ob es ihr denn am Appetit fehle, daß sie immer noch aussehe, als habe sie zu Hause nichts zu essen. Höchstens sagte sie, das würde dann schon nach der Hochzeit kommen, welche Andeutung der Alois mit einem liebevollen Grinsen seines spitzigen Gesichts mit dem düftigen Schnurrbärtchen aufnahm. Er war eben schon einer nach der neuen Mode, was sich nicht nur daran zeigte, daß er ein mageres Mädchen heiraten wollte, sondern auch daran, daß er sich nicht mehr wie die alten Bauern ganz rasieren ließ.

Indessen stieß der Alois, der die unerwünschte Figur seiner Liebsten mit seiner Familienehre und seinem Gewissen schon in Einklang gebracht hätte, doch auf erheblichen Widerstand bei seiner Mutter, einer ungemein umfangreichen Frau mit einem roten Gesicht und einem imponierenden Augenpaar. Sie eröffnete ihrem Sohne, daß sie gegen die Zezel sonst nichts einzuwenden habe; nur besitze dieselbe nicht die Figur, die sie als die erste Voraussetzung

für ihre künftige Schwiegertochter betrachten müsse. Der Alois teilte als gehorsamer Sohn diese peinliche Kunde der Zezel mit. Diese schaute ihn mit ihrem unaussprechlich nichtssagenden Gesicht eine Weile an, während der sie erkannte, daß jetzt etwas geschehen müsse. Sie erklärte dem Alois ganz kalt, sie wisse überhaupt nicht, was er von ihr wolle. Was sie habe, das trage sie einfach nicht so zur Schau und fügte dem die halb beleidigte, halb zärtlich geäußerte Versicherung zu, sie sei eben „hählingen", d. h. heimlicherweise fett. Zum Überfluß erbot sie sich, am anderen Morgen sich auf der öffentlichen Wage bei der Krone wägen zu lassen. Denn nur aufs Gewicht käme es an, alles andere habe keinen Wert. Ihr Vater ließe sowieso morgen früh dort einen Ochsen wägen, den er verkauft habe.

Befriedigt ging der Alois nach Hause. Daß die Zezel sich auf der großen Heu- und Viehwage ihr Gewicht wollte bestätigen lassen, benahm ihm jeden Zweifel über den wirklichen Kernbestand ihres jungfräulichen Körpers.

Am anderen Morgen hatte die Frau Bürgermeister zufälligerweise etwas in der Krone zu tun, und das Geschäft war zufälligerweise gerade erledigt, als der Knecht von Zezels Vater mit einem Ochsen und die Zezel zufälligerweise hintendrein die Dorfstraße herabkamen. Es stand gerade noch ein Heuwagen auf der Wage. Als dieser weggeführt war, kam der Ochse darauf. Da trat die Bürgermeisterin gerade zufällig aus der Krone. Die Zezel grüßte, und die Bürgermeisterin dankte, wohlwollend zwar, aber doch mit der bei einer so hohen Frau verständlichen Zurückhaltung. Der Apparat im Häuschen zeigte zwölfeinhalb Zentner an, worüber der Wägmeister dem Ochsen seine Anerkennung aussprach.

Die Zezel schob zwanzig Pfennige Wäggeld auf das Schalterbrett am Häuschen. Eigentlich kostete es nur zehn, aber sie sagte dem Wägmeister durch das Fenster, er solle sie für die anderen zehn auch gerade wägen. So leichthin stellte die Frau Bürgermeister die gelegentliche Frage, ob die Wage auch bei kleinerem Gewicht genau sei. „Aufs Lot!" antwortete der Wägemeister, der auf seinen Apparat sehr stolz war. Die Zezel trat auf das mit breiten Eisenstreifen quer beschlagene Wagebrett, auf dem bequem drei Paare hätten tanzen können. Der Wägemeister schob das

Hemmungsgewicht zurück, und der Zeiger spielte. „Hundertsiebenundvierzig Pfund und ein halbes!" rief er zum Fensterlein heraus. „Dank schön!" sagte die Zezel und grüßte die Frau Bürgermeister, weil sie bald wieder daheim sein müsse. Die Bürgermeisterin erwiderte den Gruß, diesmal wesentlich huldvoller als das erstemal. Der Alois kam gerade langen Schritts die Dorfstraße herauf, als die Zezel schon wieder weg war. Auf ihrem ausdruckslosen Gesicht lag ein Hauch von verletzter Unschuld, die aber doch so edel ist, Gleiches nicht mit Gleichem vergelten zu wollen. Zu Hause angekommen, ging sie zuerst in ihre Kammer, zog sich aus und befreite sich dann ruhig von etwa zwanzig Pfund Eisen, das sie in Form von Draht und Gewichten unter ihrem an den Hüften dick wattierten Rocke befestigt hatte. Den Ausschlag hatte aber offenbar der Kern eines Bügeleisens gegeben, den sie in der Tasche trug.

Nach einem Vierteljahr war die Hochzeit. Die Eltern des Alois und die gesamte Aristokratie des Dorfes hatten sich bei der Tatsache beruhigt, daß die Zezel ihren Hauptbestand eben heimlicherweise an sich trage. Am Tage nach der Hochzeit stellte der Alois tiefsinnige Betrachtungen über das ihm unerklärliche Mißverhältnis zwischen Körpergewicht und Körperumfang an. In kurzer Zeit erwies es sich, daß die Zezel eine vorzügliche und hervorragend energische Gattin und Kraft für das ganze Hauswesen war. Schon nach sechs Wochen wagte es der Alois nicht mehr, seinen Philosophien über Körperumfang und Körpergewicht lauten Ausdruck zu verleihen. Nach drei Jahren räumte die alte Bürgermeisterin vor der energischen Schwiegertochter das Feld und zog zu ihrem Mann, der als Bürgermeister abdankte, ins Leibgeding. Die strategische Begabung der Zezel erschien bald in immer hellerem Lichte. Sie herrschte unbeschränkt. Zuerst in der Familie, dann in der ganzen Verwandtschaft und schließlich im ganzen Dorfe. Eines schönen Tages war ihr Mann, der Alois, Bürgermeister. Wie das gekommen war, wußte eigentlich niemand. Nebenher gebar sie dem Alois neun gesunde Kinder und versah die wichtigsten Amtsgeschäfte. Wenn aber die Bauern ihren neuen Bürgermeister fragten, ob die Zezel ihm jetzt schwer genug sei, dann antwortete er mit dem resignierten Lächeln eines Mannes, der nach einem unerwarteten Gang der Dinge doch noch auf seine Kosten gekommen war.

Die Dressur

Der junge Eckhofbauer Sekundus Fortwängler saß im Herrgottswinkel der Stube, stieß mächtige Rauchwolken aus dem Mund und überlas noch einmal die Postkarte, die er soeben an das Kaiserliche Postamt in Dobelbach geschrieben. Eigentlich war es nur eine Posthilfsstelle, aber der ganze Inhalt der Karte wurde wuchtiger, wenn er an ein Kaiserliches Postamt gerichtet war. Auf der Rückseite der Postkarte standen aber die scheinbar harmlosen Worte geschrieben:

„Ich ersuche mir von jetzt ab die Zeutung Hochwacht zu schiggen und das Geld bei mir einzuzügen.

Hochachtent
Sekund Fortwängler
Hofbesitzer."

Die Rauchwolken wurden kleiner. Er nahm den Zigarrenstummel — denn er rauchte, seitdem er Hofbauer geworden, nur noch Zigarren — aus dem Mund, legte ihn auf die Tischdecke, zog einen kleinen, blechgefaßten Handspiegel aus der Hosentasche und betrachtete dann wohlgefällig sein frisches, dickes, dummes Gesicht mit den drei Dutzend Härlein auf der Oberlippe und den gekräuselten, wohlgescheitelten Haaren.

Zum Donner, den wollte er schon dressieren, den Bettelbub, sagte er sich.

Dann machte er ein Fenster auf, lehnte seinen schweren Oberkörper hinaus und pfiff auf zwei Fingern, daß die Katze wie verrückt von der Hausbank herabsprang und die Wiesen hinabjagte. Bald erschien ein schmächtiges Menschlein, der Hirtenbub, dem der Eckhofbauer die Karte übergab mit dem Auftrag, sofort hinunter ans Eckwirtshaus zu laufen und sie dort in den Briefkasten zu werfen. „Aber nit dernebe, sunsch schpuckt's!" rief er dem erschrockenen Hirtenbübli nach.

Derjenige, den der junge Bauer dressieren wollte, war aber der Briefträger Landolin Schweigmatter, sein Nebenbuhler im Kampf um das Mareili, das schwarzbraune Wäldermaidli drunten im Sternen von Dobelbach. Auf die hatte Sekund schon

zu Lebzeiten des Vaters ein Auge geworfen. Als aber der alte Eckhofbauer plötzlich über Nacht gestorben war, wurde für den Erben die Frage einer Frau brennend. Dem Mareili jedoch schien die Sache weniger eilig, und schließlich hatte man es dem Sekund gesteckt, daß das Mareili es mit dem Postle, dem Landolin, habe. Es wäre schon g'spaßig, meinten seine Gewährsleute, wenn er mit einem armen Teufel von Briefträger nit fertig werden tät.

Die Nebenbuhler waren Schulkameraden gewesen, aber sie waren schon damals nicht sonderlich gut miteinander gestanden. Der lustige, arme Landolin, der immer in der ersten Bank der oberste war, hatte dem Sohn des reichen Eckhofbauern manchen Possen gespielt. Jetzt kam ihm der Kerl auch beim Heiraten dazwischen. Mit dem wollte er ganz anders abrechnen! Von Dobelbach bis auf den Eckhof waren es geschlagene zwei Stunden; hinab kam man in anderthalb Stunden. Diese dreieinhalb Stunden mußte der Landolin jetzt täglich laufen, um ihm, dem Eckhofbauer, seine Zeitung schön auf den Tisch in der Stube zu legen. Anklopfen mußte er, dann wollte er ganz bequem: Herein! rufen, aber nicht Guten Tag und nicht Adieu sagen, und dann durfte der Landolin, ohne einen Schnaps zu bekommen, wieder hinabspazieren... Sonst kam es alle vierzehn Tage oder drei Wochen einmal vor, daß der Briefträger da herauf mußte auf die Eck, um dem Bauern oder für das eine Viertelstunde tiefer liegende Wirtshaus etwas zu bringen. Aber jetzt? Alle Tag, wie der Weck am Laden, wollte der Sekund seine Zeitung. Und wenn er drunten im Sternen ankehren und nach dem Mareili sehen wollte, würde er es gerade so einrichten, daß er drunten in Dobelbach ankam, wenn der Landolin seinen Botengang nach der Eck antreten mußte. Grün und gelb sollte er werden vor Ärger.

Wer aber grün und gelb wurde, war nicht der Landolin, sondern der Sekund. Und das kam folgendermaßen:

Anfangs hatte sich der junge Eckhofbauer eines unstreitigen Erfolges zu erfreuen. Sein Gegner machte alle Anstrengungen, um sich den sauren Gang das eine oder andere Mal zu ersparen; aber sofort beschwerte sich der Sekund bei der Postbehörde, und der Landolin mußte seinen täglichen „Bußgang", wie die Anhänger des Eckhofbauern das nannten, wieder antreten. Bisweilen begegneten

sich die Feinde auch allein im Walde, der Landolin beim Aufstieg und der Sekund beim Abstieg, und wenn dem Briefträger nicht die Ermahnungen des Mareili, es um Gottes willen zu keinem Unglück kommen zu lassen, wie kühlende Umschläge auf dem brennenden Herzen gelegen hätten, dann hätte er schon lange einmal die Brieftasche an einen dürren Tannenast gehängt und in der Schweigsamkeit des Waldes dem blöd lächelnden Protzen seine Ansicht in blauen Malen auf die Haut geschrieben. Aber es ging nicht. Das Mareili würde schon alles ins richtige Gleis bringen. Das war sein Stab und Stecken in den bitteren Stunden.

Und das Mareili begann nun seinerseits die Dressur. Sie hatte ihren Kopf und wollte den Landolin heiraten und sonst keinen. Den Kopf aber hatte sie von ihrem Vater, und dieser dachte nicht daran, sein einziges Kind mit der schönen Wirtschaft einem Briefträger zur Frau zu geben. Der alte Sternenwirt war ein richtiger Wälder mit allen seinen wurzelzäh eingewachsenen Vorurteilen. Nur eine Eigenschaft der Wälder war ihm zuwider, obwohl er ein Wirt war: daß sie so gern eins über den Durst tranken. „A nüchterner Steinklopfer isch zwänzigmal meh wert als ä versoffene Hofbur" — das war einer seiner Lieblingsaussprüche, und auf ihn gründete das Mareili seinen Plan. Oft hatte es stundenlang in schlaflosen Nächten mit sich gekämpft und die Mutter Gottes gefragt, ob's nicht eine schwere Sünde sei, was sie vorhatte, und schließlich hatte die Mutter Gottes das Mareili wissen lassen, daß das nicht so schlimm sei, wenn es für den Landolin geschehe.

Der Landolin befand sich gar nicht wohl. Er wurde sehr kurz gehalten, und schließlich fielen auch die kurzen, heimlichen Zusammenkünfte am hinteren Gartenhag aus. Desto häufiger sah er untertags den Sekund im „Sternen" am Tisch beim Büfett sitzen, und das Mareili schien keineswegs schlechtgelaunt. Ja, die Weibervölker! Wer aus denen gescheit wird! Der Glaube fing in dem Geprüften an zu wanken. Die „Bußgänge" auf den Eckhof zehrten an ihm, denn während der ganzen verfluchten dreieinhalb Stunden gingen seine Gedanken im Kreis wie die Katze um den heißen Brei. Und in dem heißen Brei saßen das Mareili und der junge Eckhofbauer und befanden sich offenbar sehr wohl darin.

Das Pfeifen, Singen, Maulorgelspielen und Tischtrommeln, kurz, die vielen heiteren Künste, die der Landolin mit Geschick pflegte, und die ihm die Gunst der kleinen Kinder und großen Mädchen eingetragen, verstummten nach und nach in ihm. Er wurde leutscheu, und auf den Höfen und in den Wirtshäusern erzählte man sich, der Eckhofbauer und das Sternenmareili seien versprochen.

Zuerst hatte sich der Sternenwirt gefreut, als er sah, wie oft der junge Eckhofbauer bei ihm einkehrte und wie seine Tochter freundlich zu ihm war. Er rieb sich vor Vergnügen die weiße Krause seines Halsbartes und fuhr dann einmal über das andere übers Gesicht, ob es vielleicht nicht einer frischen Rasur benötigte. Als er aber bemerkte, wie sich die Sitzungen des Sekund immer mehr ausdehnten und dieser schließlich nie mehr fortging, ohne zwar ziemlich Geld in der Wirtskasse, aber auch die Sicherheit seiner Beine zurückgelassen zu haben, wurde er nachdenklich.

Mit seinen Listen brachte das Mareili es schließlich dahin, daß der Sekund, der nach der Anweisung seiner vermeintlichen Zukünftigen sich beim Sternenwirt durch starkes Zechen in Ansehen zu bringen suchte, einmal im Zustand starker Benebelung den Alten im Stall aufsuchte und in aller Form, soweit ihm das noch möglich war, um die Hand der Spitzbübin anhielt. Schwerer konnte er den Sternenwirt nicht beleidigen. Einem solchen Lumpen seine Tochter, sein Mareili? Als einzige Antwort feuerte er den Brautwerber zum Stalle hinaus.

Noch drei Monate trug der Landolin dem Sekund die Zeitung täglich auf die Eck hinauf. Es war Winter geworden und der Weg nicht besser. Aber jetzt machte es ihm Spaß. Im letzten Blatt, das er ihm brachte, stand unter den Aufgebotenen:

Landolin Schweigmatter, Briefträger,
und
Marie Riesle, Tochter des Sternenwirts Riesle.
Beide in Dobelbach.

Das Mareili hatte gesiegt. „Lieber ä nüchterne Briefträger als ä versoffene Hofbur" — hatte sie mit einer Variante beim letzten Disput gegen ihren Vater zitiert. Der Eckhofbauer aber erzählt nicht mehr, was er früher so gerne tat, wie er den Landolin dressiert habe.

Wie ich zu Schiller durchdrang

Schiller und ich sind erst sehr spät zusammengekommen. Ein eigener Unstern verhinderte mich in meinen jungen Jahren fortwährend daran, diesen großen Dichter so zu verehren, wie ich es ihm eigentlich schuldig war. Denn jedesmal, wenn ich auf dem allerbesten Wege war, ihm nahezukommen, tauchte aus dem Schoße des Schicksals irgendeine dumme, verfluchte Geschichte auf, die mit Schiller eigentlich gar nichts zu tun hatte, und aus war's wieder für einige Zeit mit dem geplanten Schillerenthusiasmus.

Den ersten Eindruck von Friedrich Schiller bekam ich als zehnjähriger Bub. Meine Mutter hatte in einer Versteigerung zwei kleine Wandkonsolen oder „Etaschörli", wie man das in alemannischem Französisch nannte, erstanden. Ich nagelte sie im Besuchszimmer an die Wand. Nun sollte noch etwas darauf kommen. Mein Vater brachte denn auch eines schönen Tages eine Gipsbüste, sorgfältig in Papier gepackt, mit nach Hause. Sie glich dem Porträt eines Herrschaftskutschers, hatte aber Wilhelm I. vorzustellen. Das war nämlich der Mann nach meines Vaters Geschmack, was dieser noch dadurch zum Ausdruck brachte, daß er aus Bärlappmoos seinem Helden einen kleinen Kranz auf den Gipskopf setzte. Meine Mutter teilte die politische Gesinnung meines Vaters ganz und gar nicht. Sie hatte Wilhelm I. als „Kartätschenprinz" in ihrem Heimatdorf unter einer großen Linde eine Ansprache an die Bauern über die Freischärler halten hören, und das hatte bei meiner schon damals als Mädchen recht republikanisch gesinnten Mutter genügt, um dem Preußenprinzen allen Respekt zu verweigern. Gewissermaßen als Protest gegen die Liebhaberei des Vaters, mit dem sie sonst in sehr glücklicher Ehe lebte, kaufte sie am gleichen Tage eine Büste Friedrich Schillers, mit der sie die zweite Konsole schmückte. Dieser Kopf mit den langen Locken und dem feinen, kühnen Gesicht machte Eindruck auf mich. Das sei ein großer Dichter gewesen, den man verehren müsse, wenn er auch ein „Schwob" gewesen sei, sagte mir die Mutter.

Mein Respekt vor Schiller wurde aber durch ein kleines Ereignis zerstört. Wir hatten einen Bekannten, einen Hannoveraner.

Der kam einmal zu Besuch, als mein Vater auf seinem Dienstbureau war. Als er die Büste Wilhelms I. erblickte, kam er in eine völlige Raserei über diesen Feind seines hannöverischen Vaterlandes, der seinem König die Krone gestohlen habe. Und in seiner Wut riß er den kleinen Kranz von der Büste Wilhelms I. und setzte ihn mit den Worten: „Hier, dem gehört ein Kranz!", Schiller auf das Haupt. Er tat dies aber mit einer so energischen Handbewegung, daß die Gipsbüste umfiel und sich an dem Rande der Konsole die Nase aus dem Gesicht schlug. Mir, der ich als Jüngster unter meinen Geschwistern für solche Sachen angeblich viel Geschick hatte, wurde der Auftrag, Schiller wieder zu einer rechtschaffenen Nase zu verhelfen. So sehr mich dieser Auftrag ehrte, so schlecht führte ich ihn trotz aller Bemühungen aus. Es war etwas Jammervolles, dieser Schiller mit meiner Nase. Ich wurde ausgelacht, gehänselt, geneckt und geschimpft. Mein Ärger richtete sich schließlich nur noch auf die Gipsbüste, auf „diesen dummen Schiller", dem ich eine feine gebogene Nase machen sollte, während meine recht massiv und kartoffelhaft ausgefallen war. Kurz, ich lehnte es mehrere Jahre lang ab, Schillersche Gedichte auswendig zu lernen, weil ich jedesmal wieder mit der alten Geschichte von Schillers verunglückter Nase geuzt wurde.

Die Flegeljahre stellten sich bei mir ein, während die jüngste meiner älteren Schwestern als „höhere Tochter" sich in der Schule mit der „Jungfrau von Orleans" zu beschäftigen hatte. Sie lernte viel daraus auswendig und eines Tages sollte ich sie abhören. Ich setzte mich mit dem Buche auf einen Stuhl, und meine Schwester legte los: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften"; sie deklamierte aber so rührselig und begleitete die Verse mit so übertriebenen schauspielerischen Gebärden, fiel auf die Knie und weinte auch wirklich vor Trennungsschmerz von den geliebten Triften, daß mir ganz übel wurde. Ich suchte das Weite, aber nicht, ohne mich vorher durch einen Blick auf den Umschlag des Buches davon überzeugt zu haben, von wem das dumme Zeug eigentlich war, mit dem mich meine Schwester so in Verzweiflung trieb: natürlich, von Schiller!

Bald nachher entdeckte ich jedoch, daß Schiller auch „vernünftigere" Sachen geschrieben haben müsse. Diese Entdeckung machte

ich an der Ecke des Gasthauses „Zum deutschen Kaiser" in meinem Vaterstädtchen. Im Saale dieses Gasthauses erschütterte nämlich alle Jahre vom Oktober bis Weihnachten dreimal in der Woche eine Schauspielertruppe die Nerven des Bürgertums durch Lust-, Schau- und Trauerspiele. An der Ecke war nun ein Plakat angeschlagen, und darauf stand zu lesen, daß am Abend des folgenden Tages „Die Räuber" oder „In den böhmischen Wäldern" von Friedrich von Schiller aufgeführt würde. Titel und Personenverzeichnis schienen mir vielversprechend. Hinter einzelnen Personen des Stückes, zum Beispiel hinter Spiegelberg und Roller, standen drei geheimnisvolle Sterne und nicht Namen der Schauspieler. Ein hinzukommender Obertertianer instruierte mich, daß diese Rollen mit drei Sternen „von Hiesigen" gespielt würden. Er kenne sogar einen, der mitspiele. Mein Interesse entbrannte. Da mußte ich unbedingt hinein. Räuber und dazu noch von „Hiesigen" gespielt, das gab's nicht alle Tage.

Als dann der Vorhang in dem kleinen, schlechtbeleuchteten Saale aufging, um mir die Herrlichkeiten Schillerschen Räuberlebens zu enthüllen, saß ich mit meiner Schwester in der ersten Reihe des zweiten Platzes, wofür wir an der Kasse sechzig Pfennig pro Person erlegt hatten. Die Vorstellung selbst zu beschreiben, das vermöchte nur ein humoristisches Genie wie Mark Twain. Die Räuberbande wurde von vier Personen dargestellt. „Hiesige" waren keine dabei. Das war eine gemeine Lüge. In der Wirtshausszene des ersten Aktes fiel dem Schenkmädchen der Rock von der Taille, und es entpuppte sich zur allgemeinen Entrüstung des Publikums als ein behostes, männliches Individuum. Geschossen wurde überhaupt nicht, was mich ganz besonders empörte; die vier Räuber ließen nur bisweilen ihre Gewehrhähne knacken. Als der alte Moor angeblich starb und er sich im Schreck über den angeblichen Tod seines Karl in den Lehnstuhl fallen ließ, krachte diesem Möbel ein Bein ab, und der sterbende Alte hatte unfreiwilligerweise seinen letzten Atemzug auf den Brettern zu tun, was von den Zuschauern mit heiterer Genugtuung begrüßt wurde, denn er spielte so schlecht, daß auch die Kunstliebhaber meiner Vaterstadt es merkten. Das Hauptunglück kam aber erst. Zwischen dem dritten und vierten Akte nämlich dauerte die Pause ungewöhnlich

lange. Man hörte aufgeregtes Hin- und Herspringen hinter dem Vorhang. Endlich trat der Räuber heraus und verkündete mit Bedauern, daß leider die Frau Direktor, welche die Rolle der Amalie spielte und die mir für eine Grafentochter viel zu beleibt vorgekommen war, unwohl geworden sei, daß aber das Stück trotzdem zu Ende gespielt werde. Man möchte sich nur etwas gedulden. Die Krankheit, von der am gleichen Abend die Frau Direktor genas, hatte, wie ich später erfuhr, die Gestalt eines Knäbleins. Fertig gespielt wurde das Stück einfach durch den Selbstmord Franz Moors im brennenden Schlosse, welcher Brand durch Abbrennen von bengalischem Feuer inszeniert wurde. Den Jammer der kleinen Schmierenschauspielerei konnte mein junges Gehirn damals nicht auf seine wahren Ursachen zurückführen. Ich lud alle Schuld auf — Schiller ab, von dem ich nun weiter entfernt war als je.

Was noch fehlte, um ihn mir zu verekeln, das besorgte getreulich der Gymnasiumsprofessor, unter dessen geistiger Führung wir in Untersekunda den „Tell" lasen. Die Geographie des Vierwaldstätter Sees spielte dabei die Hauptrolle, sowie die sogenannten „poetischen Lizenzen", vermittels deren Schiller sich grammatikalische Freiheiten beim Dichten erlauben konnte, für die wir im Aufsatz jedoch regelmäßig unseren Fünfer bekamen.

Aber es tagt immer einmal. Allerdings einmal noch trat mir das Schicksal entgegen, als ich es wieder mit Schiller versuchte, aber diesmal wurde das Hindernis zu Boden geschlagen, freilich mit schweren Opfern.

Ich war Unterprimaner und — liebte. Ich und ein Freund einerseits, zwei Schwestern andererseits. Wer ein Gemütsmensch ist, weiß, daß in diesen wenigen schlichten Worten der siebente Himmel liegt. Die „Meininger", die seinerzeit berühmte Truppe des Herzogs von Meiningen, gastierten in dem benachbarten Straßburg. Ein Onkel meines Freundes war ein Studiengenosse von Karl Weiser, dem damaligen Charakterdarsteller der Meininger. Auf dieser etwas schwankenden Grundlage bauten wir unseren Plan auf. Dieser alte Freund Weisers sollte uns für uns, unsere Holdinnen und deren Mutter feine Plätze zu billigen Preisen besorgen. „O ja, das kostet nur ein paar Zeilen an den Karl",

versicherte treuherzig der gute Onkel. Wir reisten. Es war schon mehr eine Himmel- als eine Eisenbahnfahrt. Da ich wieder soviel Schick für solche Sachen hatte, sollte ich bei Weiser die reservierten Karten abholen. Er wohnte im „Roten Haus", und ich traf ihn auf spiegelglattem Parkett im Speisesaal des Hotels inmitten einer eleganten, schwatzenden Schauspielergesellschaft. Das war nun mein Milieu nicht. Ich mochte ein verzweifelt dummes Gesicht gemacht haben, denn Weiser war bald mit mir fertig. „Ja, geschrieben hat er mir wohl, der Onkel," meinte er jovial, „aber wissen Sie, lieber junger Mann, um solche Dinge kann ich mich halt schon nicht kümmern. Also einen Gruß, ich muß aber jetzt wirklich fort." — Die Blamage vor unseren Angebeteten war uns sicher. Ich rannte an die Theaterkasse und erfuhr dort, daß gerade noch fünf Plätze in der Fremdenloge zu je vier Mark zu haben seien, sonst nichts. Vier Mark, also zwanzig Mark. Dabei hatten wir keine Plätze zu allerhöchstens zwei Mark in Aussicht gestellt. Mir schwindelte. Mein Freund wankte. Aber jetzt galt es eine Tat. Was vermag die Liebe nicht? Jeder von uns hatte gerade zehn Mark. Die wurden der Liebe geweiht und — Schiller. Vier Mark fünfzig Pfennig für drei Plätze erstattete die Frau Mutter uns zurück. Aber die Vorstellung, in der ich von der Fremdenloge aus den „Wilhelm Tell" spielen sah, war das größte Ereignis meiner Schuljugend. Der Bann war gelöst; die Nase an der Gipsbüste vergessen. Ich war endlich zu Schiller durchgedrungen.

Daheim

Als Hans Thoma nach seiner ersten italienischen Reise wieder in Sachsenhausen beim Apfelwein saß, überfiel ihn ein schweres Heimweh nach dem geliebten Lande der Kunst. Alles schien ihm langweilig und nüchtern, und die Zwetschgenbäume in dem Sachsenhäuser Wirtsgarten fand er zum Entsetzen unmalerisch. Da senkte sich langsam der Abend herab, die untergehende Sonne hing Goldnetze in die Zwetschgenbäume und der glühende Abendhimmel übergoß alles, was so nüchtern schien,

mit seinem Glanz. So entdeckte Thoma wieder die Schönheit der deutschen Zwetschgenbäume und der deutschen Landschaft.

Gerade so ist mir's gegangen, als ich nach langen Fahrten im Süden und dann in der Schweizer Hochgebirgswelt wieder in den stillen, dunklen Schwarzwald kam. Der erste Tag war flau und voller Ernüchterung. Am zweiten Morgen verschwanden die farbigen Bilder der Erinnerung, ein kühles Frühlüftchen umspielte mir das Gesicht und erfrischte wie ein Stahlbad die Nerven; der herbe Harzduft der Tannen wehte mir wie eine kräftige Brise in die Nase; drunten schlängelte die helle Straße des Tals sich in zierlichen Windungen durch die Berge. Als drüben überm Höllental die ruhigen Linien der bewaldeten Berge sich in welligen horizontalen Linien übereinander erhoben, immer in ein feineres Blau sich abschattierend, da trank sich mein Auge wieder langsam voll an der großen schlichten Schönheit meines Waldes. Hier oben ist eben mehr als Italien und Schweiz, hier oben sind *wir selber* und können es sein.

Nicht nur die Sonne spinnt Goldnetze in die Sachsenhäuser Zwetschgenbäume und die Feldbergtannen, auch wir selber tun es. Die Schönheit der Natur ist nicht nur etwas Objektives, allen Menschen gleich Sichtbares und Zugängliches, sie ist auch subjektiver Färbung unterworfen. Zola drückt das in dem Satz aus: „L'art, c'est la nature vue par un tempérament."

Wir verlegen in unsere Umgebung und in die Natur Gemütswerte und empfangen sie wieder zurück von ihr. Ein altes Stück Möbel, das von den Zweckmäßigkeitslinien des modernen Kunstgewerbes nichts an sich hat, kann uns lieber und teurer sein als das schönste Stück von Olbrich. Wir haben etwas mit ihm zusammen *erlebt*, und besonders, wenn das etwas Schönes war, so ruht unser Auge mit Wohlgefallen auf ihm. So beseelen wir auch die Natur, die uns vertraut ist, und verweben ihr Äußeres mit unseren inneren Erlebnissen und Stimmungen. Das, was man *Heimatgefühl* nennt, beruht ganz auf diesem Beseelen der Natur durch den Menschen. Deshalb hat meine Mutter, die das Schicksal in die Stadt führte, in ihrem Heimatdorf begraben sein wollen; deshalb fühle ich mich so wohl im Schwarzwald, weil ich da meine schönsten Stunden verlebte.

Und dann noch eins! Es war in Stans. Ich kam, überwältigt von großen Eindrücken, vom Titlis zurück und kehrte in der „Krone" ein; in der „Krone" gerade deshalb, weil eine Tafel an dem Gasthaus mitteilte, daß Goethe auf seiner zweiten Schweizer Reise im Jahre 1787 hier gewohnt habe und ich Spuren von ihm zu finden hoffte. Im Speisesaal lagen Goethes Werke, und ich schlug die tagebuchartigen Notizen und Briefe aus der zweiten Schweizer Reise auf. Da las ich gerade über seine Schweizer Eindrücke das von Stans geschriebene Wort: „Bei meiner leichten Art, mir die Dinge anzueignen, werde ich reich, ohne mich beladen zu fühlen." Da liegt's: „ohne mich beladen zu fühlen." Wir, die wir nicht das Sonnenauge und nicht die Seelengröße Goethes haben und dazu noch in einer Zeit leben, wo wir uns durch einen tollen Lärm und ein wirres Durcheinander von Tausenden aufgeregter, nur im Flug etwas zusammenhaschender Fremden durcharbeiten müssen, bevor wir allein mit der Natur der Alpenwelt sind, wir werden ja leicht mühselig und beladen. Das ist hier im Schwarzwald zum Glück noch anders; wenigstens im hohen Schwarzwald. Hier sind wir daheim; und selbst wenn wir Fremdlinge sind, können wir uns doch daheim fühlen. Es sind keine die Nerven stark in Bewegung setzende Eindrücke, denen wir hier begegnen, keine geräuschvolle Fremdenindustrie, keine die Seele erschütternde Landschaft. Kraftvolle Ruhe und stille Sicherheit ist's, was der Schwarzwald bietet. Wer offene Augen und Ohren hat, der verliert sich in den Alpen; wer ein Innenleben hat, findet sich hier wieder. Von den Alpen muß man sich daheim erholen; hier erholt man sich vom Leben — vom Leben der Städte.

An einem Nachmittag war ich wieder einmal über den Feldberger Felsweg nach dem Baldenwecker Buck gegangen. Schon lag ein goldbrauner Hauch über den dichten Farnwäldern, die in weichem, dichtem Gewirr sich bis hinab an den dunklen Feldsee ziehen. Die letzten tiefgelben Arnikasterne und die letzten violetten Blütenbüschel des hohen Alpenmilchlattich wiegten sich im herben, köstlichen Bergwind. Durch raschfliehende Wolken sandte die Sonne Lichtschauer drunten über das Land der grünen Wiesen und der blauen Berge. Das Auge ruhte auf den baum- und strauchlosen

Weide- und Heideflächen des Baldenwecker und des Seebucks. Die Heidelbeerſtauden, mit denen die Felſen gepolſtert ſind, ſpielen ſchon ins Rötliche. Das iſt das Köſtliche hier oben, daß die Augen ausruhen können auf den ruhigen weiten Flächen und den wandernden Wolken, die an der nach allen Seiten offenen Himmelskuppel eine ewig wechſelnde Bewegung hervorbringen.

Da glänzte etwas Helles durch die Tannen: blühende Silberdiſteln. Die weißen Blütenſonnen mit den ſilbernen Strahlen im krauſen, ſtacheligen Blättergewirr ſitzend, ſahen mich fragend an. „Sind wir nicht auch ſchön? Schöner ſogar als das Edelweiß der Schweiz? Und wenn man uns mitnimmt, ſtechen wir zwar, aber wir bleiben auch treuer. Man braucht uns nicht in Büchern zu preſſen, bis wir ausſehen wie zerquetſchte Sterne. Wir bleiben kleine lebendige Sonnen ein ganzes Jahr lang und noch länger. Komm, nimm uns mit!" Da ſagte ich: „Schimpft mir die Edelweiß nicht, die zarten, ihr Schwarzwälder Rauhbautze; es iſt nicht wahr, daß ihr ſchöner ſeid als die Edelblumen der Alpen — aber lieber hab' ich euch! — Denn ihr paßt beſſer zu mir!"

Dann fing ich an zu ſchneiden. Mehr als ein roter Blutstropfen fiel auf die Silberblüten, und als ich mit der ſchönen, ſtacheligen Laſt in den Händen heimkam, da ſang gerade ein bergfahrender Männerchor mit friſchen, klaren Stimmen das alte Lied:

„O Schwarzwald, o Heimat, wie biſt du ſo ſchön!"

Der Muttergotteslenzli

In hohen Schneewehen verſteckt lag der alte Chriſtelishof am Feldberg. Wie zwei Flügel hingen die beiden gewaltigen Dachſeiten über dem Unterbau. Unter dem weitvorſpringenden Giebel ſahen die kleinen Fenſter wie fröhliche Augen heraus. Vor dem Haus auf einem Holzſchlitten ſaß im flimmernden Märzſonnenſchein der Lenz (Lorenz) und ließ blaue Rauchwölkchen in die weißleuchtende Schneelandſchaft ſteigen. Es war ihm ſo warm geworden, daß er den Kittel ausgezogen und die Hemdärmel hinaufgeſtreift hatte. An den dürren, ſehnigen Armen, die

aus den weißen Ärmeln des Sonntaghemdes herausschauten, hingen ein paar ungeheure Hände, richtige Schaffhände. Die Beine hatte er weit von sich gestreckt. Noch hellerer Sonnenschein als auf der weiten Schneefläche lag auf dem kleinen, faltigen Gesicht. Alle paar Minuten fuhr sich der Lenzli mit dem Handrücken am Hals und am Kinn herum, um die Glätte seiner Haut zu prüfen. Er hatte sich nämlich den dunklen Bart abrasiert. Jedes Jahr, von Allerheiligen an, ließ er den der Wärme halber stehen. Am Sonntag vor Ostern aber, am Palmsonntag, hieb er sich den graumelierten Bartwald zuerst mit der Schere ab und vollendete dann das Verschönerungswerk mit dem Rasiermesser. Nur das kurze struppige Schnauzbärtchen ließ er stehen und eine stolze Mücke unter der Unterlippe. Und wenn der Lenzli verstohlenerweise sich in seinem kleinen Taschenspiegel betrachtete, so war er mit dem Resultat seiner Frühlingsrasur durchaus nicht unzufrieden.

Der Lenzli war als zwanzigjähriger Bursche aus dem Hotzenwald auf den Christelishof gekommen und hatte dort beim alten Christelisbauern um Arbeit angehalten. Lang war er wie eine Hopfenstange und dürr, daß es den alten Christelisbauern erbarmte. Zuerst behielt man ihn auf acht Tage zum Holzmachen, dann hieß man ihn noch bleiben, bis das Heuet vorbei war, und als ihm der Bauer gegen den Herbst hin sagte, er könne auch den Winter dableiben, da war der junge arme Kerl mit dem dummfröhlichen Gesicht gar nicht erstaunt und meinte, er hätte es sich auch schon gedacht. So waren aus den anfänglichen acht Tagen zum Holzmachen schließlich zehn Jahre geworden, und kein Mensch auf dem Christelishof hätte es je für möglich gehalten, daß der Lenzli noch andere Pläne im Kopfe habe.

Das war aber ein großer Irrtum. Der Lenzli tat zwar seine Arbeit wie kein anderer, langsam und sicher. Aber er wollte mehr als immer Knecht sein auf dem Christelishof. Die Sehnsucht nach Schönerem war in sein Herz gekommen, und sein Kopf war wißbegierig. Aus dem Kalender konnte er nichts mehr lernen. Da entdeckte er aber andere Wissensquellen. Wenn er mit dem Vieh auf der Weide war, suchte er sorgfältig die Zeitungsfetzen zusammen, in die wandernde Touristen ihr Essen gewickelt und mit denen sie dann die grüne Weide verunziert hatten Alle diese bedruckten

Fetzen strich er auf dem Oberschenkel zurecht und vertiefte sich dann in ihr Studium. So buchstabierte er auf einem Stein seine Zeitungen und rief dazwischen seinen Viechern mahnende Worte zu.

Durch dieses Studium kam er darauf, daß es außer dem Feldberg und dem Hotzenwald noch eine andere Welt gab, die er nicht kannte. Er stellte sich etwas ganz Wundersames darunter vor. Diese Welt mußte er kennenlernen. Zehn Jahre arbeitete er und ließ seinen Lohn beim Christelisbauern stehen und bettelte sich zusammen, was er außer Essen und Trinken brauchte. Erst am zehnten Bündelistag, den er auf dem Christelishof erlebt hatte, dem Tag nach Weihnachten, kam er nach dem Mittagessen feierlich in die Stube, trat vor den Hofbauern und sagte: „Ich möcht abrechnen, Christelisbur."

Was ihm in den Kopf gefahren sei, fragte der Bauer. Der Lenzli war aber ganz kurz angebunden und ließ alle Versuche, ihn zum Bleiben zu bewegen, an sich abgleiten mit dem stillen Lächeln eines Menschen, der weiß, was er weiß. Am anderen Tag ging er.

Sein Geld trug er in einer Schweinsblase wohlverwahrt an einem Lederriemen auf dem Herzen. Er wollte in der Stadt nun einmal ein gutes Leben haben und quartierte sich deshalb in der Herberge ein. Als sich aber dort eine Jungfrau fand, die einen Angriff auf des Lenzlis dreißigjähriges Herz machte, stieß sie auf die geldgespickte Schweinsblase, die ihren Gefallen am Lenzli noch um ein Erhebliches vermehrte. Sie war eine fünfundzwanzigjährige wilde Maid, die mit blauen Kattunschürzen hausierte. Ihr schwarzer Krauskopf und ihr kleiner, rundlicher Körper waren ganz nach dem Geschmack des langen Lenz, und sie verstand es so gut, dem Lenz die größere Einträglichkeit ihres Geschäfts zu schildern, wenn er den Inhalt seiner Schweinsblase mit dem ihres Geldbeutels vereinigte, daß der Lenzli, überwältigt von den Aussichten der neuentdeckten Welt, einschlug.

Nach einem Monat waren die zwei ein Paar, standesamtlich eingeschrieben und kirchlich getraut. Nach drei Monaten schmückten des Lenzlis Wangen öfters blutige Schrammen. Nach fünf Monaten war er zu der Einsicht gekommen, daß er bei weitem nicht der einzige Mann seiner Frau war, und nach sechs Monaten saß er

wegen schwerer Körperverletzung im Gefängnis. Er hatte in aller Stille einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang in Gemeinschaft mit einem derben Eichenbengel unter dem Ehebett gelauert und dann den ersten Eindringling mitsamt seiner Frau derartig an seine eigenen Vorrechte erinnert, daß bei dieser Gelegenheit seines Nebenbuhlers Schädel einen schweren Sprung erhielt. In der einsamen Zelle kam der an die Berge und die Freiheit gewöhnte Knecht vom Verstand und mußte in einem Irrenhaus von den falschen Vorstellungen geheilt werden, die er sich von der Stadt und ihrer Herrlichkeit gemacht hatte.

Die Leute vom Christelishof waren gerade beim Heuen, als sie oben von der Eck her einen langen, dürren Kerl mit einem Bündel am Stecken dem Hof zuschreiten sahen. Er warf sein Bündel ohne Umstände in einen Winkel im Futtergang und fing an, da es gerade Zeit dazu war, den Kühen Heu aufzustecken. Dann wusch er die Eimer zum Melken und saß schon unter einer Kuh, als der Bauer zur Stalltür hereinguckte. So rasch wie der Lenzli vor anderthalb Jahren den Dienst verlassen hatte, so rasch war er wieder in seiner alten Stelle. „Gelt, hasch 's Heimweh überkommen?" fragte der Bauer, und der Lenzli antwortete: „Jo, Ihr könnt recht habe, Christelisbur."

Damit war der Dienstvertrag wieder geschlossen.

Der Lenzli tat nun seine Arbeit wieder wie früher, aber er war doch ein anderer geworden. Oft war er für einige Tage verschwunden. Dann fanden sie ihn gewöhnlich irgendwo im Heu liegen, aus dem er seine langen Füße streckte, sonst hätten sie ihn wohl gar nicht entdeckt. An solchen Tagen litt er an schwerem Kopfweh und heulte oft stundenlang wie ein Kind. Dann war es wieder gut für sechs bis acht Wochen. Von den Weibsleuten wollte er nie mehr reden. Nur mit einer einzigen vertrug er sich. Das war die alte Marei, eine sechzigjährige Kräutersammlerin, die ein paarmal im Jahre kam und die ihm stundenlang zuhörte, wenn er von der Politik oder vom Himmel reden mußte. Denn über diese beiden Dinge dachte er jetzt immer mehr nach, besonders über den Himmel. Dann bekam er so den Kopf davon voll, daß er darüber „diskutieren" mußte. Und weil die alte Marei ihm nicht nur zuhörte, sondern seine seltsamen Ansichten über Politik und

den Himmel teilte, deshalb war sie das einzige Weibsbild auf der Welt, das er noch leiden mochte. Nur in einem Punkte wollte die Marei sich mit dem Lenzli nicht einigen. Das betraf die allerheiligste Jungfrau Maria, von der der Lenzli jedesmal behauptete, sie sei ihm im Traum erschienen und hätte ihm gesagt, sie wolle ihn heiraten, weil es ihm die Weibervölker auf der Erde so bös gemacht hätten. Die Marei hielt das für die Wirkung von bösem Geblüt und schenkte dem Lenzli von ihrem Kräutertee, von dem er recht fleißig Gebrauch machen solle.

Der Lenzli war aber seiner Sache ganz sicher. Über seinem Bett nagelte er ein schönes farbiges Bild der Jungfrau Maria an die Wand. Goldrote Haare hatte sie und blaue Augen. Eines Tages aber kam der Lenzli noch feierlicher als damals, wo er den Dienst gekündigt hatte, zum Bauern mit der Mitteilung, er wolle jetzt heiraten. Der Bauer mit seinem schneeweißen Halsbart und seinem glattrasierten Gesicht hatte eine Weltsfreude an des Lenzlis neuestem Plan. „Drunten die Magd auf dem Lehenhof", sagte der Lenzli. Der alte Hofbauer kannte sie. Es war ein merkwürdiges, stilles Mädchen mit rötlichen Haaren und blauen Augen. Wie er denn dazu komme, gerade die heiraten zu wollen, fragte der Bauer. Da trat der Lenzli an den Bauern heran und sagte mit leiser Stimme, die Jungfrau Maria sei vom Himmel gekommen und habe nur so zum Schein, damit es die Leute nicht merkten, wer sie sei, eine Stelle auf dem Lehenhof angenommen.

Da schickte der Christelisbauer den Knecht aber hinaus zur Arbeit. Das war ihm nun doch ein wenig zu stark.

Nach einigen Wochen war das Mädchen auf dem Lehenhof verschwunden; zuerst war der Lenzli erstaunt, als sie ihm drunten sagten, die Magd sei in eine andere Stelle gegangen. Aber auf einmal lächelte er wieder fein. Er wußte das besser. Sie hatte ihm nur Courage zum Aushalten machen wollen und war nun wieder in den Himmel gegangen, wo sie jetzt auf ihn wartete. Und er wollte auch warten.

Seitdem lächelt der Lenzli bei der Arbeit und beim Rasten immer vor sich hin. Ist er frisch rasiert und raucht er noch eine Pfeife dazu, dann ist sein Glück vollständig. Jedes Jahr aber, wenn er in der Karwoche hinab ins Dörfle geht und beichtet,

bringt er dem Pfarrer ein glänzendes Zehnmarkstück für Kerzen am Altar der allerheiligsten Jungfrau. Dieses Goldstück hat er auch diesmal während des Nachmittags auf seinem Schenkel blank gerieben, bis es glänzt wie frisch aus der Münze. Und jetzt sitzt er noch draußen vor dem Haus und hat gar nicht gespürt, daß es langsam kalt geworden ist. Der Seebuck mit seinen Schnee- und Eiswänden steht vor einem glänzenden Abendhimmel. In dem bernsteingelben Luftmeer schwimmen goldgeränderte Rosawolken. Dem Lenzli ist seine Pfeife ausgegangen. Regungslos schaut er hinauf gegen den Himmel. Was er sieht, das verrät sein Gesicht. Er erblickt sie, die auf ihn wartet. Da brüllt im Stall eine Kuh. Ein langgezogenes hungriges Muh. Das weckt den Lenzli auf. Fast erschrocken über seine Vergeßlichkeit ist er mit drei Sätzen im Futtergang und steckt den Kühen Heu auf; etwas mehr als sonst, als wollte er seine Vergeßlichkeit wieder gutmachen. Dann fängt er an zu melken. Die weiße Milch schäumt im Melkkübel, aber der Lenzli denkt immer noch an die heilige Jungfrau im Himmel, die ihm dazu verholfen hat, daß er mit den bösen Weibsbildern auf dieser Welt fertig wurde.

Die Welt

Die Welt lag offen vor mir. Obwohl sie mir fremd war, vermutete ich doch keine Rätsel hinter ihr. Das Hundertfrankenbillett, das ich in der Tasche trug, schien mir genügend Sicherheit für alles, was da kommen könnte. Die Reise ging an den Vierwaldstätter See. Da ich gerade neunzehn Jahre alt war, so schien es mir, daß es keine überwältigenderen Aussichten geben konnte als die meinen. Der Schnitt meiner Kleider war zwar kleinstädtisch, und an Kragen und Manschetten hatte ich vor der Abreise sauber die Fransen abgeschnitten, aber ich ging mit der ganzen Unbefangenheit meiner Jugend in das elegante Hotel in Vitznau. An dessen Besitzer, einen entfernten Verwandten, hatte ich einen Empfehlungsbrief. Als ich vor dem alten, freundlichen Herrn, mit meinem bescheidenen Köfferchen in der Rechten und meinem alten Violinkasten in der Linken, stand, musterte er

mich mit nachsichtigem Wohlwollen, hieß mich willkommen und ließ mich gleich durch ein Mädchen in ein kleines Zimmerchen in einem Nebenbau bringen. Vierzehn Tage sollte ich sein Gast sein und, wie sie mir zu Hause gesagt hatten, die Welt kennenlernen.

Ach, es war mir zunächst gar nicht wohl in der Welt. Meine Kenntnisse in Griechisch, Latein und deutscher Literatur wollten mir gar nichts nützen, wenn ich an der großen Tafel beim Mittagessen Tischgespräche mit den Nachbarn anzuknüpfen versuchte. So ließ ich die Welt und warf mich dem See in die blauen Arme. Ich badete, ruderte oder strich die halben Sommernächte an seinen bergumränderten Ufern umher.

Eines Nachmittags hörte ich im Salon des Hotels Geigenspiel. Ich ging hinein, setzte mich still in eine Ecke und hörte zu. Ein hochgewachsener, elegant gekleideter Mann spielte die ungarischen Tänze von Brahms, und eine Dame begleitete ihn auf dem Flügel. Mitten im Spiel sprang dem Geiger die G-Saite. Er suchte in seinem Kasten nach einer anderen, fand aber keine. Da rannte ich rasch in mein Zimmer, nahm von meiner Geige die G-Saite ab und war in einigen Sätzen wieder die Treppe herunter. Als ich dem Künstler die Saite anbot, nahm er sie nachlässig dankend an, als ob sich das von selbst verstünde. Dafür traf mich aber aus den großen, blaugrünen Augen seiner Partnerin ein tiefer Blick. Was in diesem Blicke lag, darüber konnte ich mir nicht sofort klar werden. Ich weiß nur, daß ich dachte: „Himmeldonnerwetter!"

Das Spiel der beiden fing wieder an, und ich setzte mich in meine Ecke, um über diesen Blick aus den strahlenden, blaugrünen Augen nachzudenken. Ich hatte mich auf dem Gymnasium in der Liebe keines sonderlichen Glückes erfreuen können. Und da sitzt nun auf einmal diese junge Dame am Klavier und sieht mich an, wie mich noch nie eine Frau angesehen hat!

Es litt mich nicht mehr in dem nach staubigen Samtmöbeln riechenden Salon. Ich mußte hinaus an die Luft und setzte mich auf eine Bank am See, wo ich lange unbeweglich ins Wasser starrte. Während ich dem Rätsel auf den Grund zu kommen versuchte, nahte sich unerwartet die Lösung. Ich hörte eine angenehme Stimme hinter mir, die mit einer mir besonders lieblich dünkenden Mischung von Deutsch und Englisch die Frage an mich richtete:

„Oh, Sie sind weggegangen? Sie hören nicht gerne unsere Musik. Und Sie sind selbst Musiker?"

Ich bedauerte in starken Ausdrücken, ich liebte zwar die Musik ganz kolossal, sei aber nur Dilettant und spiele nicht besonders gut.

Warum ich dann doch weggegangen sei, forschte die schöne Frau — und sie war sehr schön — weiter und sah mich, während ich in der Verlegenheit irgend etwas Dummes herstotterte, unglaublich überlegen und doch zugleich unendlich freundlich an. Ich war bezaubert. Nicht nur von ihrem Gesicht, auch von ihrer ganzen Gestalt, und von ihren Bewegungen ging etwas Musikalisches aus. Sie mochte etwa dreißig Jahre alt sein, hatte eine Last von goldrotem Haar auf dem Kopf und trug ein leichtes dunkelbraunes seidenes Kleid. Es war mir in ihrer Nähe seltsam wohl zumute. Nur ein etwas eingedrückter Nasenrücken und sehr weite Nüstern, ich kann nicht Nasenflügel sagen, machten mich irgendwie doch wieder unruhig.

Woher ich sei und was ich hier täte, frug sie so leichthin, ohne sich sehr für meine Antwort zu interessieren. Dagegen erzählte sie mir sehr bald ungefragt vieles aus ihrem Leben; vor allem, daß sie von ihrem Mann geschieden, sehr reich, aber leider auch sehr unglücklich sei. Tränen rollten dabei über ihr Gesicht, und in meinem jungen Herzen loderte ein leiser Haß auf gegen den Halunken, der sie so unglücklich gemacht hatte.

Als sie zurück ins Hotel ging und mir vorher noch versichert hatte, ich müsse ein guter Mensch sein, dämmerte in mir eine Ahnung auf, daß ich sie vielleicht wieder glücklich machen könnte.

In den folgenden Tagen lud sie mich häufig zu Spaziergängen und Spazierfahrten ein, und wenn sie mir dabei einmal über die Hand strich, so überrieselten mich Wonneschauer. Und doch war alles so unschuldsvoll, daß ich meine Gefühle sehr wohl unter der Rubrik des Platonischen hätte unterbringen können, das mir damals als die einzig wahre Form der Liebe erschien.

Eines Nachts brannte bei einem Föhnsturm eines der Nachbardörfer fast ganz ab. Meine rasch gewonnene Freundin veranstaltete ein Konzert zugunsten der Abgebrannten in dem großen Saal des Hotels. Ihr Partner, der sie begleitet hatte, war abgereist, und so trug ich, um etwas Abwechslung in das Programm zu bringen,

einige Gedichte vor. Nach dem Konzert lud sie mich zu einem Souper ein. Wir speisten allein zusammen in einer kleinen Saalecke, und ich fühlte mich sehr. Es war wirklich interessant, die Welt kennenzulernen. Von Zeit zu Zeit kam wie durch einen Zufall ihre weiche, warme Hand auf die meine zu liegen, und dann kam bei mir wieder jenes seltsame Wohlgefühl, dem ich mich ruhig überließ, ohne an eine Gegengabe zu denken.

Als ich aufstand, um zu Bett zu gehen, bat sie mich, ich möchte sie bis zu ihrem Zimmer begleiten.

„Bis", sagte sie. Aber während sie das Wort aussprach, schoß ein Blick aus ihren Augen, der dieses „bis" sozusagen auslöschte. Aber alles das wurde mir erst später klar. Mit den Bruchstücken der guten Lebensart, die mir ein alter Tanzlehrer gegen zwanzig Mark Honorar während meiner Primanerzeit beigebracht hatte, begleitete ich sie die Treppe hinauf bis an ihr Zimmer. Dort blieb ich stehen, um gute Nacht zu sagen. Da sah sie mich zuerst verwundert und dann lächelnd an. Ich fühlte, daß ich verwirrt wurde. Da traf mich der glühendste aller ihrer Strahlenblicke. Alle meine Widerstandskraft sank zusammen. Von meinen Gefühlen hingerissen, gab ich ihr einen Kuß auf den Mund, um dann wie ein Übeltäter davonzustürzen.

Als ich die Treppe hinabraste, hörte ich hinter mir nur noch ein silberhelles, verächtliches Lachen: „Poor. boy".

Diese Nacht schlief ich nicht. Ich warf mich aufs Bett und starrte an die Decke; dann legte ich mich unters Fenster und sah dem silbernen Zucken der Wellen im Mondschein zu. Eine schöne Frau liebte mich, und ich hatte sie geküßt. Das füllte mein ganzes Denken aus. Ein seliges Wogen in meiner Brust und ein süßes Wirbeln im Kopf ließen mich zu weiteren Gedanken nicht kommen. Der Morgen dämmerte, und als der Mond wie eine rote matte Scheibe hinter dem Pilatus niederging, schlief ich angekleidet ein.

Als ich erwachte, hatte ich das Bewußtsein, in ein anderes, höheres Leben eingetreten zu sein. Etwas Ungeheures war diese Nacht mit mir vorgegangen, und stolze Ahnungen weiteten mir die Brust.

Am Vormittag traf ich die schöne Frau im Garten, aber sie grüßte mich nur kühl und nachlässig, so wie mir der Künstler mit

der Lockenperücke gedankt hatte, als ich ihm die G-Saite gegeben. Am anderen Morgen reiste sie ab und nahm, als ich mich an der Landungsbrücke zum Abschied aufstellte, kaum Notiz von mir.

Ich weiß nicht, wie lange ich gebraucht habe, um mich darein zu finden, daß das die Welt war, die ich kennenlernen sollte.

Ein unanständiger Kerl

Die Gesellschaft, fast ausschließlich Studenten, drängte sich um die Gartenpforte auf die dunkle Straße. Sie konnten kaum abwarten, bis das hinter ihnen liegende vornehme Wohnhaus mit den noch erleuchteten Räumen außer Hörweite war, um ihrer großen Entrüstung Ausdruck zu verleihen. „Unanständiger Kerl!" — „Dämlicher Patron!" — „Ordinärer Mensch!" — in den verschiedenen Stärkegraden machten die jungen Männer sich Luft, während einer von ihnen sich still und rasch von ihnen trennte und allein seiner Wege ging.

Es war Gesellschaft bei dem Professor gewesen, einem sehr klugen Manne, dessen Vorlesungen über Nationalökonomie nicht nur von Studenten der Staatswissenschaften, sondern auch von Studierenden anderer Fakultäten besucht wurden. Auch sonst war der Professor bei den Studenten sehr beliebt. Alle Monate hatte er für besonders Eingeladene „Abend". Heute war dieser „Abend" gewesen. Auf der Einladungskarte hatte unten gedruckt gestanden: „Gesellschaftsanzug".

Etwa zwanzig junge Menschen hatten sich im vorgeschriebenen Habit eingefunden und überboten sich gegenseitig in korrekter Haltung und Langeweile. Die Gattin des Professors, eine Künstlerin und Millionärstochter, amüsierte sich während des Soupers insgeheim an den vergeblichen Anstrengungen dieser künftigen Leuchten der Wissenschaft, eine vernünftige Unterhaltung zu führen. Ihr Mann hatte ihr immer gesagt, daß er heute die geistige Creme der Studentenschaft einlade; aber sie fand die Creme doch sehr fad. Bisweilen war wohl einmal ein interessanter junger Mann dazwischen, mit dem es sich geistreich plaudern ließ, aber die meisten kamen doch, aus lauter Besorgnis, einmal für einen Augenblick

die vollkommene Korrektheit zu verlieren, überhaupt nicht in das normale Stadium des vernünftigen Menschen.

Nur einer der jungen Leute hatte der Frau Professor heute abend Interesse einzuflößen vermocht. Es war ein junger Mediziner, ein Amerikaner, wie ihr Mann ihr erzählt hatte. Er saß weit weg von ihr am anderen Ende der Tafel neben ihrem Mann, mit dem er in ein tiefes Gespräch versunken war.

Er war der einzige Eingeladene, der den Gesellschaftsanzug und die weiße Binde auf der Einladungskarte offenbar übersehen hatte; denn er trug ein einfaches, dunkles Jackett und schien, obwohl er von den Miteingeladenen schon verschiedentlich peinlich gemustert worden war, sich des Unterschieds nicht bewußt zu sein. Groß und breitschultrig, hatte er, trotz seiner 24 Jahre, doch das Gesicht eines kaum Zwanzigjährigen. Eine Sonne von Freundlichkeit strahlte aus den kleinen, blauen, etwas schief gestellten Augen. Das frische, energische Gesicht verriet den in den Abenteuern der Liebe und des Weines durchaus Unerfahrenen, und über seiner wohlgebauten Stirn sträubten sich die rotblonden Haare nach allen Richtungen, wobei der Versuch, sie durch Wasser und Bürste zu einem gesitteten Benehmen zu zwingen, nicht zu verkennen war. Da er sich trotz seiner Ungezwungenheit sehr bescheiden benahm, fand die Frau Professor, er müsse ein „reiner Tor", so eine Art Parzival sein. Und für Parzivalnaturen interessierte sich die künstlerisch veranlagte Frau.

Das Souper war beendet. Man ging in den Salon. Die Frau Professor, die sonst an den „Abenden" sich in diesem Augenblicke stets verabschiedete, blieb diesmal noch bei der Gesellschaft, um den Herren etwas auf dem Klavier vorzuspielen. Als sie einige Chopinsche Mazurken gespielt und die unbeholfenen und leeren Komplimente der Gäste dafür an sich hatte abgleiten lassen, ging sie nach der Richtung, wo sich um ihren Mann und den jungen Amerikaner eine Gruppe gebildet hatte. Auch hier wurden die Komplimente ob des reizenden Spieles der gnädigen Frau wiederholt. Nur der Amerikaner sagte nichts.

„Nun, Herr Schöpflin, Ihnen hat wohl die Musik nicht gefallen?" wandte die Frau sich direkt an den jungen Mann.

Der Angeredete wurde zuerst etwas verlegen, sah dann mit

geradem Blick die Fragerin treuherzig an und sagte in ziemlich gutem Deutsch:

„Nein, Frau Professor, ich liebe die Musik nicht. Na, ich verstehe überhaupt nicht viel von Musik. Aber wenn ich zum Beispiel am Sonntag einen Spaziergang mache und ich höre abends in den Dörfern die Mädchen vor den Häusern singen, das höre ich gern."

Die Frau Professor lächelte nachsichtig. Er war wirklich der reine Tor, den sie in ihm vermutete. Die Umgebung aber schüttelte die Köpfe über diese Taktlosigkeit. Die Vernünftigeren lachten.

„Sie sind Deutschamerikaner, wenn ich fragen darf?" forschte die Frau Professor.

„Jawohl, Frau Professor", antwortete der Gefragte freundlich, aber ohne Wert auf die Sache zu legen. „Meine Großeltern waren Schwarzwälder Bauern."

„Also Bauernblut!" sagte die Gastgeberin und sah bewundernd den gesunden, starken, jungen Mann an. „Das ist was wert in unserer nervösen Zeit", setzte sie lächelnd hinzu.

Das Gespräch kam auf die Nervosität. Die anwesenden Staatswissenschaftler, die nicht über Medizin sprechen konnten, suchten Weisheiten aus ihrer Fakultät an den Mann zu bringen. Schließlich brachte der Professor, der sehr gern die Gespräche der jungen Leute nach seinen Absichten leitete, die Sprache auf die Zusammenhänge zwischen politischer Ökonomie und Medizin, zwischen Lebenshaltung und Gesundheit.

Ein dicker Student mit einem tiefen Renommierschmiß über der Backe bestritt überhaupt einen derartigen Zusammenhang zwischen Medizin und Staatswissenschaften.

„Oh," antwortete der junge Mediziner freundlich aber bestimmt, „Sie sollten das nicht sagen. Es gibt nicht nur solche Zusammenhänge, sondern auf diesen zwei Gebieten hängt fast alles zusammen."

Der Dicke sah den jungen Amerikaner etwas verächtlich an und stieß in bissigen Tönen die Antwort heraus: „Wissen Sie was, verehrter Herr, da sind Sie auf dem besten Wege, Sozialist zu werden!"

Das Gespräch wurde interessant. Der Professor lehnte sich ins

Sofa zurück, um die Debatte still zu verfolgen, die Frau Professor setzte sich in einen Sessel, und die Gruppe wurde immer größer.

„Ich will Ihnen etwas erzählen", sagte der Mediziner nach einer kurzen Pause, während der er mit zusammengepreßtem Mund und fast ganz geschlossenen Augen sich einige Sekunden lang gesammelt hatte. „Ein Erlebnis will ich Ihnen erzählen", wiederholte er. Und eindringlich, in kurzen, einfachen Sätzen, oft hastig, und dann wieder, wie um die Erregung zu meistern, mit leiser Stimme erzählte er:

„Ich bin nämlich die letzten Tage in der Frauenklinik beschäftigt gewesen. Vier Tage und vier Nächte. Habe dort geschlafen und gegessen. Sie wissen, bei Entbindungen, da muß man immer am Platz sein."

Einer der Zuhörer hustete nervös und sah auf die Frau Professor, was sie für ein Gesicht ziehen würde. Sie horchte aber ruhig zu. Ein anderer Zuhörer sagte still zu seinem Nachbar: „Verrücktes Huhn!"

Derjenige, der für ein verrücktes Huhn erklärt worden war, fuhr fort: „Zwei Frauen hatte ich. Sie lagen gerade nebeneinander, Nummer 14 und 15. Die eine, eine Arbeitersfrau, hatte schon dreimal geboren. Aber sie hatte ein zu schmales Becken. Das kommt nämlich von Rachitis, die sie als Kind bekam, weil ihre Mutter sie nicht selbst gestillt hatte und sie als Kind mangelhaft ernährt war. Zwei Kinder hatte sie tot geboren, das dritte mußte perforiert, das heißt im Mutterleib getötet werden, damit die Entbindung stattfinden konnte. Auch dieses Mal mußte die Perforation gemacht werden. Oh, ich sage Ihnen, es ist schrecklich."

Er hielt einen Augenblick inne in der Erinnerung an die furchtbare Szene und ohne eine Ahnung von der steigenden Unbehaglichkeit zu haben, die sich seiner Zuhörer bemächtigte. Dann fuhr er fort:

„Well! Also Nummer 14 kann nicht gebären, weil sie ein Kind armer Eltern ist. Nummer 15 war ein Mädchen, ein Bauernmädchen, das in die Stadt gekommen war. Sie war gesund und bekam Zwillinge. Oh, sehr gut ging es mit ihr. Milch im Überfluß. Aber sie kann ihre Kinder nicht nähren. Warum? Sie darf

damit nicht anfangen, weil sie, wenn sie wieder arbeiten kann, in die Fabrik muß. Eine Mutter kann aber nicht so mittendrin aufhören zu stillen. Das hätte böse Folgen. Aber wenn sie es nicht anfängt, dann vertrocknen die Milchkanäle ohne Schaden. Also: sie kann, obwohl sie körperlich sehr gut daran ist, ihre Kinder nicht selbst stillen, weil sie in die Fabrik muß. Bei Nummer 14 handelt es sich um den vollständigsten Folgezustand der ökonomischen Lage der Frau, bei Nummer 15 um die Folgen der ökonomischen Lage, die die Kinder zu spüren bekommen werden.

Sie werden zugeben, daß der Zusammenhang zwischen Volkswirtschaft und Medizin hier auf der Hand liegt. Und ich sage Ihnen, Milchverhältnisse ff, wie unser Professor sagte, hatte das Mädchen mit den Zwillingen. Und trotzdem!"

Er schloß ganz kurz.

Der Professor hatte mit seiner Frau verschiedentlich Blicke gewechselt. Die Studenten waren empört. So etwas in Gegenwart einer gebildeten Dame! Man antwortete dem jungen Manne nicht, dem jedes Verständnis für die seltsame Isolierung fehlte. Nur der Professor sagte gewissermaßen aus Höflichkeit:

„Gewiß, Herr Schöpflin, aber Sie dürfen solche Fälle nicht verallgemeinern."

Die Stimmung in der Gesellschaft sank. Man brach früher auf als sonst. Keiner der Studenten verabschiedete sich von dem unanständigen Kerl, der allein nach Hause ging und auf dem Heimweg sich langsam der Ursachen seiner Kaltstellung bewußt wurde. Die Studenten gingen, nachdem sie sich über diesen unglaublichen Menschen genügend geäußert, ins Café und von dort in den Stadtteil, wo man sich nach dem öden Abend, der durch diesen unanständigen Patron ganz verdorben worden war, wenigstens noch fidel mit Weibern amüsieren konnte.

Die Frau Professor aber sagte zu ihrem Gemahl, bevor sie zu Bett ging: „Weißt du, er ist ja ein guter und wirklich gescheiter junger Mensch. Aber die Lage war doch zu peinlich. Lade ihn, bitte, nicht mehr ein."

Und der Professor der Nationalökonomie, der im stillen eine kleine Bewunderung für den jungen Mediziner nicht unterdrücken konnte, versprach das seiner Frau.

Wo die guten Menschen wohnen

Auf dem Rathausplatz in Bremen saßen die Obstverkäuferinnen in dicke Tücher gewickelt, um sich gegen den dichten Herbstnebel und die Morgenkälte zu schützen. Es war noch früh am Tag, und die alten Weiber hinter den Obstständen schienen zu schlafen. Plötzlich fuhr eine von ihnen mit dem Kopf herum und schrie: „Wat wilt du, Jung?"

Ein kleiner, etwa elfjähriger Knabe, der sich zwischen den Ständen durchgeschlichen hatte, blieb auf diesen Anruf stehen und sah das Marktweib erschrocken an. Aus seinem blassen, mageren Gesicht sahen die Augen unruhig hinter verschwollenen, triefenden Augenlidern hervor. Zerrissene, schmutzige Kleider umhüllten die kleine Gestalt. Nur eine kleine graue Mütze und hübsche Knopfstiefel stimmten nicht ganz zu dem elenden Äußeren des Knaben. Mit der linken Hand hielt er einen über den Rücken hängenden Sack.

Bewegungslos blieb der Knabe stehen und sah die dicke Obstfrau mißtrauisch an, ohne ein Wort zu sagen. In ihr aber regte sich langsam das Mitleid mit dem Jammergestältchen, und in einem etwas freundlicheren Ton sagte sie: „Na, wat wilt du denn, min Jung?"

Wieder keine Antwort. Aber das Böse verschwand langsam aus den grauen Zügen des Knaben, und seine Augen nahmen einen mitleiderregenden Ausdruck an.

„Na, so antworte doch!" ermutigte ihn die Obstfrau; diesmal sprach sie hochdeutsch. Aber der Junge blieb stumm. Er verstand nicht, was die Obstfrau fragte. Aber die Alte verstand ihn, als er, müde den freien Arm erhebend, mit kläglicher Miene auf den Obsttisch deutete.

„Bist wohl hungrig, armer Jung; na, det seh ick."

Sorgfältig las sie von den Pfirsichen die angefaulten heraus und gab ihm drei Stück. Dann las sie von den Trauben die abgefallenen Beeren zusammen und gab sie ihm auch. Gierig schob sich der Knabe die Beeren in den Mund, wickelte die Pfirsiche sorgsam in ein am Boden liegendes Stück Zeitungspapier, steckte

sie in den Sack und entfernte sich rasch, ohne die Alte noch einmal anzusehen.

Ängstlich nach allen Seiten sich umguckend, ging er über den Marktplatz. Plötzlich schlug er eine andere Richtung ein. Er hatte einen der sauber uniformierten Bremer Polizisten erblickt und machte nun einen großen Bogen. Und dieser Bogen führte ihn gerade vor den steinernen Roland. Häuser oder Kirchen oder Denkmäler hatten für den Knaben keine Anziehungskraft. Er sah das alles nicht. Aber vor dem Roland, diesem wie aus der Erde gewachsenen fünf Meter hohen Mann mit dem erhobenen Schwert und dem freundlichen Gesicht, blieb er verwundert stehen. Lange sahen sich die beiden an, der Roland und das weltverlassene Judenkind. Mit seinen verschwollenen Augen blinzelte es an dem Steinriesen hinauf und fand es sehr gut, daß man diesem eine so starke steinerne Lehne hinter den Rücken gebaut. Denn vom langen Stehen werden sicher auch Riesen müde.

Aus diesen Betrachtungen wurde der Kleine geweckt durch einen Polizisten, der ihn, ohne ein Wort zu reden, durch Ziehen aufforderte, mitzukommen. Das war ihm offenbar schon oft passiert. Denn nachdem der erste Schreck über die Überraschung geschwunden, folgte er gleichgültig dem Polizisten auf die Wache. Die Leute auf dem Wachtlokal waren abgehärtet gegen das Elend, aber als sie diesen vor Müdigkeit fast zusammenbrechenden Knaben sahen, schüttelten sie die Köpfe. Der Polizist, der den Jungen eingebracht hatte, teilte einem schnauzbärtigen Wachtmeister mit, daß der Junge diesen Morgen auf dem Rathausplatz umherirrend gefunden worden sei. Als der kleine Häftling merkte, daß von ihm die Rede war, zog er ein an einer Schnur um den Hals befestigtes Bündelchen Papier unter dem Hemd hervor und wickelte es sorgfältig auf, wie wenn sich ein Schatz darin befände. Aus den mehrfachen Umhüllungen von Zeitungspapier fiel dann ein schmutziges, gefaltetes Stück Briefpapier. Dies machte er auf und reichte es mit wichtiger Miene dem Wachtmeister. Auf dem Zettel aber stand:

„Dises Kind haißt Isaack, hat kain
Eltern, will raißen nach Amehriga.
Ist höflichst Gott empfolen und
alle gute Lait."

Der alte Wachtmeister räusperte sich wütend. Das tat er immer, wenn er mit einem schweren Fall von menschlichem Elend zu tun hatte. Damit suchte er das Herz, das sich regen wollte, an die Amtspflicht zu erinnern. Er begann das Verhör. Aber aus dem Jungen war mit Hilfe eines Dolmetschers nur herauszubringen, daß er in Russisch-Polen zu Hause war, daß er mit jemand, den er nicht kannte, zu Fuß bis Hildesheim gekommen war, und daß ihm diese Person in Hildesheim den Zettel geschrieben und ihn dann verlassen hatte. Ob er eine Mutter hatte und ob der Mann sein Vater war, wußte er nicht. Den Namen seiner Heimatstadt wußte er auch nicht.

Zunächst wurde der kleine Pilgrim in das Arrestlokal gebracht, wo er zu essen bekam. Er aß die Suppe gierig, das Brot aber steckte er in seinen Sack. Dann schlief er auf einer Pritsche ein. Er träumte vom Roland mit dem freundlichen steinernen Gesicht. Der Roland verteidigte ihn mit seinem Schwert gegen den Polizisten und rief diesem auf polnisch zu: „Laß doch den armen kleinen Isaak gehen, der will doch nach Amerika." Da kam die dicke Obstfrau gelaufen und sagte dem Polizisten, der Isaak habe ihr Obst gestohlen; man solle ihm nur einmal den Sack aufmachen. Da müsse es drin sein. Da erschrak der kleine Isaak furchtbar. Denn er hatte zwar kein Obst gestohlen, aber in dem Sack hatte er etwas, was niemand sehen durfte. Er wollte mit dem Sack fortlaufen, konnte aber nicht. Er war in der Erde festgewachsen wie der steinerne Roland. Mit einem furchtbaren Schrei wachte er auf und war unbeschreiblich glücklich, als er neben der Pritsche seinen Sack hängen sah.

Da drehte sich ein Schlüssel in der Tür, und ein Polizist, diesmal ein anderer, winkte ihm. Er nahm seinen Sack auf den Rücken und war sehr erstaunt, daß der Polizist mit ihm zum Gebäude heraus und durch die Straßen ging, bis an den Bahnhof. Dort wurde er in einen Eisenbahnwagen gesteckt, in dem sich kleine vergitterte Fenster befanden. In eine dieser Zellen wurde er eingeschlossen. Manchmal war er schon eingesperrt gewesen, seitdem er fortgegangen war nach Amerika; aber in einem so kleinen Zimmer hatten sie ihn noch nie eingeschlossen. Auf einmal blitzte ein Gedanke in ihm auf. Vielleicht würden sie ihn jetzt bis nach

Amerika mit der Eisenbahn fahren lassen. Dann würde er einen kleinen Handel mit Streichhölzern anfangen und ein reicher Mann werden. Oder er würde vielleicht die Doluschkos sehen, die daheim immer so gut zu ihm waren und ihm oft zu essen gegeben hatten. Vielleicht würde sein Stiefvater, dem er durchgebrannt war, auch kommen. Aber das wäre ihm nicht lieb. Denn der hatte ihn so oft geprügelt.

Der Zug rollte, und die Mittagssonne schien zu dem vergitterten Fenster herein. Die dumme Sonne! Sie tat ihm weh, seitdem er kranke Augen hatte. Er liebte mehr das schlechte Wetter als das schöne. Wenn er einmal reich wäre, würde er sich eine große blaue Brille kaufen. Das heilt die bösen Augen.

Die Räder machten rom-dere-dom, rom-dere-dom, und der kleine Isaak schlief wieder ein, halb liegend, halb sitzend. Denn ausstrecken konnte er sich nicht in der kleinen Zelle.

Als er wieder geweckt wurde, glaubte er sicher, in Amerika zu sein. Er wollte sich umsehen, brachte aber die Augen nicht auf. Sie waren fest verklebt. Angstlich tastend suchte er nach dem Sack. Er fand ihn bald in dem kleinen Raum.

„Na, man 'raus, Junge!" rief der Wärter des Gefangenenwagens. Aber Isaak rührte sich nicht. Er suchte mit den Fingern seine Augenlider zu öffnen. Aber es ging nicht. Der Wärter bemerkte schließlich, daß der Knabe nicht sah, trug ihn samt seinem Sack heraus und stellte ihn neben einen Trupp aneinandergeschlossener Gefangener vor den Wagen. Dann fühlte Isaak, wie ihn eine große Hand an seiner Rechten faßte, und nun ging's vorwärts.

Er war in Hildesheim. Dahin hatten ihn die Bremer Behörden geschickt, um mit seiner Hilfe dort den Vater, den er verlassen, ausfindig zu machen.

Aber von alledem wußte Isaak nichts. Er war ganz sicher, in Amerika zu sein, wo die guten Menschen wohnten. Deswegen gingen doch alle die Leute aus seiner Heimat nach Amerika.

Es war schon Abend, als die Gefangenentruppe im Gefängnishof ankam. Aber Isaak blieb nicht dort. Man führte ihn wieder fort. Diesmal allein. Seine Augen schmerzten ihn immer mehr. Er jammerte still vor sich hin. Sein Begleiter, ein Gefangenen-

wärter, sagte: „Sei man still, armes Kerlchen, das wird sich bald geben.“ Isaak hörte nur an dem Ton der Stimme, daß der Mann etwas Gutes sagte. Er war ganz sicher in Amerika, dachte er.

In ein Spital wurde er geführt. Der Arzt rührte den schmutzigen Knaben nicht an und sagte nur: „Ägyptische Augenkrankheit. Aber zuerst ins Bad. Und ordentlich bürsten!“

Nun spürte Isaak, wie man ihm den Sack wegnehmen wollte. Er hielt ihn krampfhaft fest. Aber man riß ihm den Sack weg. Da schrie er laut auf und schlug um sich. Es half nichts. Man entkleidete ihn vollständig und brachte ihn in ein Bad. Zuerst glaubte er, man wolle ihn ertränken, denn er war nie in einem Bad gewesen. Er wehrte sich zuerst mit allen Kräften; aber schließlich fand er es doch ganz angenehm, so in dem warmen Wasser zu liegen und gebürstet zu werden, und er wurde nach und nach ruhig.

Dann trocknete man ihn ab und trug ihn einige Treppen hinauf in ein Zimmer, wo er Kinderstimmen hörte, zog ihm ein frisches Hemd an und legte ihn in ein Bett, in ein wirkliches Bett. Oh, er war ganz sicher in Amerika, wo die guten Menschen wohnen. Dann kam man und legte warme Aufschläge auf seine Augen. Bald konnte er ein Auge öffnen und sah nun, so sehr ihn das Licht einer Lampe auch schmerzte, daß er in einem großen Zimmer mit weißen Wänden und Bildern an der Wand im Bett lag. Und vier andere Betten standen noch im Zimmer, und in den Betten lagen Kinder, die gewiß auch kranke Augen hatten. Und vornehme Herren und Frauen mit weißen Hauben gingen still durch das Zimmer und sprachen mit den Kindern und brachten ihnen zu essen. Auch ihm brachte man zu essen. Sehr gutes Essen.

Da dachte er auf einmal an seinen Sack und erschrak.

Den Sack aber leerte man eben im Empfangszimmer des Spitals aus. Da kamen zum Vorschein: Zwei Strümpfe, ein zerrissenes Hemd, ein Teekessel, drei Pfirsiche, ein Stück Brot, zwei Heringe und — ein toter kleiner Hund.

Der letztere Gegenstand war die Ursache der ständigen Sorge Isaaks. Er hatte den Hund vor Bremen an sich gelockt und erwürgt. Er hätte sich so gerne einmal eine Fleischspeise gemacht.

Der entsetzliche Inhalt des Sackes und die Kleider Isaaks

wurden verbrannt, und man besorgte dem armen Knaben einen neuen Anzug. Diesen mußte er früher anziehen, als er und der Spitalarzt gedacht. Denn am folgenden Tag kam von der Behörde die Order, der Knabe sei zu entlassen und über die russische Grenze abzuschieben, da keine Behörde die Pflicht habe, für ihn als Ausländer zu sorgen.

Als er von einem Polizisten abgeholt wurde, gaben ihm die Krankenschwestern noch ein Bündelchen Eßwaren mit. Bevor er das Zimmer, in dem es ihm so herrlich erschien, verließ, sah er sich noch einmal blinzelnd all die Herrlichkeiten und besonders die Bilder an der Wand an.

Das eine stellte Christus dar, zu dem sich eine Menge Kinder drängten. Und darunter stand: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." Auf dem anderen Bilde näherte sich Christus einer Schar zerlumpter Gestalten, und darunter stand: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausweisen."

Mit einem bösen Blick folgte Isaak endlich dem Polizisten. Das war noch nicht Amerika, wo die guten Menschen wohnten.

Das Meisterstück

Hoch über dem Rhein steigt still und stark der gotische Münsterbau der alten Stadt zum Himmel, die seit Jahrhunderten den Franzosen als der Schlüssel zu den deutschen Gauen und umgekehrt den Alemannen als die Pforte ins welsche Land gegolten hatte.

Im Schatten der Kathedrale von Breisach, und wie geborgen im Schutze des mächtigen Baues, lagen gerade einander gegenüber die beiden Häuser, darin die beiden ihr stilles, frohes Kinderdasein lebten.

Das Haus des berühmten Steinmetzen und Baumeisters zeigte schon in der Fassade den stolzen, dem Prunk nicht abgeneigten Sinn des klugen, herrschsüchtigen Mannes. Das Vaterhaus Enochs verriet die bescheidene Behaglichkeit, die ein Zunfthandwerker des Mittelalters sich schon erlauben durfte.

Es war am Weihnachtsmorgen des Jahres 1489, als vom

Münsterturm herab der letzte Schlag der vierten Stunde über den Rhein hinüber verhallte und der tiefe Gesang und die summenden Klänge der Glocken sich in die dunkle Luft der weißen Winternacht verloren. Da wurden an den beiden Häusern gleichzeitig die schweren Fensterläden aufgestoßen, und während die leichte Last des in der Nacht auf die Gesimse gefallenen Schnees dumpf auf die Straße polterte, sahen aus dem Schein der mäßig beleuchteten Zimmer zwei Kinderköpfe auf die Straße heraus. Man konnte in der Dunkelheit ihre Gesichter nicht erkennen und hörte nur die Stimme des Mädchens, die, wie das silberne, über das Gedröhne der dumpfen, großen Glocken lachende Glöckchen im Münsterturm, zum Kameraden hinüberrief: „Hast du viel bekommen gestern nacht zum heiligen Christ?" Statt jeder Antwort sprang der schlanke Junge, der sechzehn Jahre und zwei Jahre älter als die Gespielin sein mochte, mit einem kühnen Satz zu dem nicht hohen Fenster hinaus, schob dem Mädchen ein viereckiges Holzkästchen in die Hände und rettete sich wieder, ohne ein Wort zu verlieren, zurück ins Vaterhaus.

Kaum war er hinter den rasch zugezogenen Läden wieder verschwunden, da stand neben dem glücklich beschenkten Kind ein Mann mit strengem, glatt rasiertem Gesicht und einem Samtbarett auf dem mächtigen Haupt. Er zog seine kleine Tochter mit mehr Härte, als er sonst seinem einzigen Kinde gegenüber anwendete, am Arm vom Fenster. Zugleich entdeckte er im Schein des aus dem Zimmer flutenden Lichtes im Schnee die verräterischen Fußtapfen und in den Händen seines vor Angst nach all dem kurzen Glück wie gelähmten Kindes das kunstvoll geschnitzte Kästchen. Eine Blutwelle stieg dem schon stark ergrauten Manne in den Kopf; aber die hochroten Wangen und das erschreckte Gesicht Evas brachten ihn zur Besinnung. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er die reich geschnitzte Schachtel, setzte sich auf einen der großen Lederstühle vor dem Tisch, über dem an einem Hirschgeweih neun Ollampen brannten, und betrachtete mit so viel sachlichem Interesse, als ob die neue Entdeckung der ihm widerwärtigen Vertrautheit seines Kindes mit dem Sohn seines Feindes ihn nichts anginge, den Holzkasten. Daß die Arbeit ihm gefiel, das hätte Eva auch an den Zügen ihres Vaters gesehen, wenn

diesem nicht im Ton verhaltener Bewunderung das Wort entfahren wäre: „Ein Teufelskerl!"

Als Evas Vater mit der sorglichen Neugierde des Künstlers die Schachtel öffnete, fiel eine ganze Welt von kleinen Figuren heraus, die aus Lindenholz geschnitzt und leicht bemalt waren. Es brauchte keine lange Überlegung, um zu erkennen, was das schöne Schnitzzeug darstellte.

Der Dombaumeister stellte eine nach der anderen von den kleinen Figuren auf, und während weniger Minuten erstand vor den Augen des entzückten Mädchens auf dem mit Kuchen und Geschenken überladenen Weihnachtstisch das ganze Paradies. Da streckten Palmen ihre langen Fächer in die Luft; da ruhten Löwen unter seltsamen Bäumen und Kamele schritten mit der geduldigen Würde ihrer Häßlichkeit dahin, während kleine Hunde ihnen nachbellten. Wölfe und Bären lagen vertraut mit Schafen und Ziegen zusammen, und in der Mitte unter dem Baum des Lebens standen Adam und Eva und hielten sich traulich und treulich an der Hand. Die Schlange war noch nicht da, und Gott Vater schritt in seinem langen Mantel hinter großen Büschen dahin, die ganze Schöpfung wohlgefällig betrachtend.

Der Dombaumeister sah sein Kind an, und seine großen, keine Demut kennenden Augen wurden mild und gütig in dem sanften Licht, das die kleine Mädchenseele durch hellblaue makellose Sterne ausstrahlte.

Jetzt wußte er es: der Bub da drüben würde einst ein großer Meister sein! Aber — Behaim stand mit einem heftigen Ruck auf — sein Kind sollte er doch nicht haben!

„Meinetwegen kannst du es behalten", sagte er zu seinem Töchterchen, das, schon geputzt zum Kirchgang und mit der rotsamtnen Mütze auf dem aschblonden Haar, wie in einem seligen Bann vor dem geschnitzten Paradies des Enoch stand. Um es aber nicht ganz ohne Bitterkeit abgehen zu lassen, fügte der Dombaumeister hinzu: „Für einen Holzschnitzerbuben ist das Zeug ja nicht übel gemacht."

Dieser Zusatz drang aber kaum ins Ohr und noch viel weniger ins Herz seines Kindes, das den Vater besser kannte, als er es selber wußte.

Es war ein merkwürdiges Leben in den beiden feindlichen Häusern. Beide Männer hatten schon die Vierzig überschritten, als sie in den Stand der Ehe traten. Auf weiten Reisen zu den großen Meistern ihrer Zeit, in Nürnberg, in Holland und in Italien waren sie, ohne es zu merken, langsam alte Junggesellen geworden. Und die beiden jungen Bürgerstöchter, die sie lange Jahre nach der Heimkehr in die Vaterstadt zu Gattinnen erkoren, hatten keinen leichten Stand. Nicht nur, weil die Männer mit ihren künstlerischen Neigungen sich doch manchmal außerhalb der Bahnen des Bürgertums der Stadt bewegten, auch, weil beide Männer ihre alten Haushälterinnen bei sich behielten. Das waren zwei seltsame runzlige Jungfrauen, die unter ihrem absonderlichen Äußeren goldene Herzen bargen, aber ihre Herrschsucht als verwöhnte Schaffnerinnen nicht so von heut auf morgen wegen einer „neuen Frau im Haus" ablegen konnten. Da war's, als hätte der nahe Tod von Basel ein Einsehen mit den beiden unerfahrenen, jugendfrischen Ehegefährtinnen der weitgewanderten, schon dem Herbst ihres Lebens entgegengehenden Männer gehabt. Beide jungen Frauen standen kaum ein Jahr nach der Hochzeit aus den schweren hohen Himmelbetten, in denen sie ihren Erstlingen das Leben gaben, nicht mehr auf.

So war's gekommen, daß weder Enoch noch Eva ihre Mütter je gekannt hatten. Als seltsam verwöhnte Halbwaisen wuchsen sie heran unter der herzlichen und eifersüchtigen Pflege der beiden Alten, die ihr ganzes Leben und ihr nicht zum Blühen gekommenes Muttergefühl nun wie einen verspäteten Segen ihren Schützlingen zugute kommen ließen. Denn beide Männer waren schon nach den ersten Tagen ihrer neuen Vereinsamung mit sich darüber einig geworden, daß sie das Schicksal nicht noch einmal herausfordern wollten.

So geschah es ganz von selbst, daß Agathe — so hieß die Schaffnerin des Dombaumeisters — und Kreszenz — das war der Name der Bildhauersmagd — das Regiment in den vereinsamten Häusern noch fester in die Hand bekamen, als vor der Verheiratung ihrer Herren. Dabei schlossen die zwei alten Jungfrauen eine desto innigere Freundschaft, je weniger gut sich das Auskommen und Zusammenarbeiten ihrer Herren gestaltete. Die

Agathe erreichte ihre Erfolge durch die Diplomatie der Milde, und dabei kam ihr zustatten, daß sie fast gänzlich taub war und von den häufigen Zornesausbrüchen des Meisters Behaim nichts hörte. Die Kreszenz aber war für Enochs Vater, den zu mystischen Sinnereien und innerlich reich veranlagten Menschen wie der Dombildhauer einer war, das richtige Element, das mit der ganzen Wucht ihrer rundlichen, großäugigen Person ein glückliches Gegengewicht zu der allzu großen Stille ins Haus brachte. Sie ließ in der Küche die Schüsseln klappern und rasselte mit den Schlüsseln, wenn es ihr mit irgend etwas zu langsam vorwärtsging; denn wie um ein Übermaß des Sprudelns zu verhindern, hatte ihr die Natur die Sprache versagt. Sie war stumm, und wenn sie durchaus etwas sagen mußte, so klang ihr hilfloses Stottern nicht eben lieblich.

Der Gipfelpunkt in der Freundschaft der beiden Dienerinnen aber war das gemeinsame Ziel.

Sie hatten es beschlossen: „Die Eva und der Enoch würden einmal als Braut und Bräutigam im Münster vor den Altar treten!“ Vor den Altar, der schon lange der Aufstellung im Münster harrte, und an dessen gotischen Säulen Enochs Vater in der Werkstatt immer noch nachdenklich herumschnitzte, ohne so recht zum Ziele zu kommen. Amrhein nahm es genau mit der Kunst und wollte nichts Halbes tun. Aber er schweifte mit seiner Seele in ganz anderen Regionen, während er an den Chorstühlen meißelte und für die Kirche einen reichen Innenschmuck schuf. Nicht ohne Grund stand er im Verdacht, zu den Wiedertäufern zu gehören, die von den Rechtgläubigen als des Satans Kinder angesehen wurden.

Noch immer sangen die Glocken die frohe Botschaft vom Frieden auf Erden in das weite Land, obwohl es sich schon überall in den deutschen Gauen regte von Krieg und Haß. Und alles um der Religion willen, und alles in Gottes Namen. Davon wußten aber die zwei Nachbarskinder noch nichts. Nachdem die beiden Väter in gemessener Entfernung hintereinander durch die kalte Nacht ins Münster geschritten waren, stampften Enoch und Eva neben den beiden alten Mägden durch den frisch gefallenen Schnee, gerade als ob sie sich nicht kennen würden. Denn darauf hielten

die beiden Hüterinnen, daß in ihrer Gegenwart die Befehle ihrer Herren geachtet wurden. Und wenn auch Enoch mit seinen bald sechzehn Jahren im geheimen rebellierte, daß er noch mit seiner Kindsmagd gehen mußte, wie die Buben seines Alters spotteten, so schritt er doch mit der stillen Ergebung derer, die im Innersten an sich und ihren Sieg glauben, neben dem alten guten Drachen her, das Herz voller Gedanken, was aus seinem Paradies geworden sei. Die kleinen Türmchen des Münsters hatten alle über Nacht weiße Pelze bekommen, und im Schein, der durch die farbigen Fenster auf den alten Kirchhof fiel, hingen die langen, dünnen Zweige von den Trauerweiden wie silberne Ketten. Je näher sie dem Dom kamen, desto gewaltiger brauste und dröhnte es in dem einen bis zur Kreuzblume vollendeten Turme, während der andere erst bis zur halben Höhe vollendet und mit beschneiten Brettern zugedeckt aussah, als schämte er sich vor dem größeren Bruder.

Im Innern des Münsters sah es trotz der tausend Lichter doch noch merkwürdig kahl aus. Die Altäre fehlten und vorn im Chor war nur das reiche Gestühl für die Domherren und Patrizier ganz fertig. Und auf dem ersten Sitz der hinteren Reihe saß stolz und würdig und mit Frömmigkeit auf dem Antlitz Evas Vater, und den mächtigen Gesang der alten Weihnachtslieder und die Klänge der Schalmeien übertönten die stummen Worte aus dem fest geschlossenen Mund des Dombaumeisters: „Alles das hab' ich geschaffen!"

Während er sich so selbst genoß, stand hinten in der dunklen Menge bei dem Holzkasten, in den die Glockenseile eingeschlossen wurden, seine kleine Tochter an der Hand der Agathe und sagte zu dem gerade neben ihr und vor der Kreszenz stehenden Enoch:

„Du, du siehst ja dem Adam gleich!"

Die beiden Hüterinnen legten ihre Gesichter in strenge Falten, aber das kümmerte diesmal die Eva nicht. Das Mädchen sandte dem Enoch aus ihren hellen Augen einen solchen demütigen Dankesblick entgegen, daß der junge, fast noch knabenhafte Künstler noch demütiger sein Haupt mit dem langen, rund im Nacken geschnittenen Haar neigte. Die Agathe fand, daß er in diesem Augenblick gerade aussah wie der heilige Sebastian, der mit

Pfeilen gespickt vom Dombildhauer in Sandstein gehauen auf der Vebutte des nächsten von den zwölf Pfeilern stand, die das Dach des Hauptschiffs trugen.

Wer die beiden jungen Menschen so nebeneinander im Halbdunkel gesehen hätte, wäre kaum auf den Gedanken gekommen, daß sie einmal gut zueinander passen würden als Mann und Weib. Die schlanke, aufgeschossene Gestalt Enochs, der in seinem schwarzen Samtanzug und mit den schon allzusehr durchgeistigten Zügen fast etwas Müdes hatte, wenn nicht eine verhaltene Kraft der Milde seinem ganzen Wesen etwas Unbeugsames gegeben hätte, schien zu weich für die kleine, in allen Fibern lebende Eva mit den gepufften Seidenärmeln. Die schlecht verborgene Schelmerei in den kleinen Löchlein ihrer Wangen und ihres Kinns verriet die kleine Teufelin. Wer dagegen den abseits ganz im Dunkel stehenden Valentin entdeckte, in der elastischen Kraft des in ritterlichen Künsten erfahrenen Junkers und Bürgermeisterssohns, der auf des Dombaumeisters Töchterlein verborgene Blicke warf, der entschied sich im stillen doch eher für diese zwei als Paar.

Ganz unbeobachtet aber, hinter allem Volk auf der Erhöhung einiger alter Kirchenbänke stehend, schaute der Meister Amrhein über die dichtgedrängte Menge hinweg mit weit geöffneten und doch sorgenvollen Augen nach dem Chor des Mittelschiffs, wo ein mit goldgestickten Decken behängter Tisch an Stelle seines immer noch nicht fertigen Kunstwerkes vorläufige Dienste tat. Dort an jenem Platz würde einmal das Schicksal seines Lebens entschieden werden.

Es hatte der Stifterin des Münsters, der alten halbverrückten Herzogin von Urach, die in der Burg des Schloßbergs von Freiburg wohnte, gefallen, sich an dem Meister Amrhein für seine geringe Willfährigkeit gegenüber ihr, der tollen Frau, die in den Jahren ihrer Blüte verheerend unter der männlichen Jugend des Breisgaus gewirkt, nach Kräften zu rächen. Mit seiner Ernennung zum Leiter der Innenarchitektur des Münsters hatte sie in die Stiftungsurkunde die Bedingung gesetzt, daß der Hochaltar um etliche Fuß höher sein müsse als das Dachgewölbe des Chors selber, und zwar unter der Androhung der Zurückziehung des reichen Legats.

Der Meister Amrhein war nicht, was man einen Praktikus heißt, und so suchte er durch Studieren in alten Folianten und durch scholastische Künsteleien in die heikle Stelle der Stifturkunde einen Sinn hineinzuklauben, der nicht darin lag.

Aber es wollte ihm nicht gelingen, und alle Pläne und Auslegungsversuche wies der ihm übergeordnete Dombaumeister, welcher der Herzogin Gunst genossen und jetzt noch wie einen Abglanz schöner Tage besaß, mit starken Randbemerkungen an den „Holzschnitzer" zurück.

Da kam dem geplagten Mystiker und lebensmüden Mann ein unerwarteter Gast zu Hilfe. Die Pest, die damals von Italien her bis nach Holland reiche Ernte machte, erlöste ihn von der Aufgabe, einen Altar zu bauen, der höher war als das Chor.

Enoch war gerade zweiundzwanzig Jahre alt geworden, als der schwarze Tod das stille Haus des Breisacher Künstlers noch stiller machte. Aber in diesen Zeiten hatte er wenig Muße zu untätiger Trauer, da die Erfüllung einer neuen schweren Aufgabe seine jungen Kräfte spannte wie einen Bogen, von dem ein Pfeil nach weiten Zielen fliegen sollte. Denn der Magistrat hatte den werdenden Mann zu des Vaters Nachfolger ernannt.

Der Verkehr zwischen den beiden feindlichen Häusern schien nun selbst für die nächsten Nachbarn noch weniger zu bestehen als früher. Die kleinen Brieflein auf Pergament oder die von einer nie erlöschenden Glut erzählenden Zeichnungen Enochs tauschten die beiden vertrauten Alten auf dem Markt oder an Orten aus, wo das Geheimnis gewahrt blieb. Nur die Sonne, der Mond und die Sterne waren Zeugen einer regen, täglichen Aussprache der beiden, um die geheime Liebe Evas und Enochs besorgten Alten. Wenn sie aus den Lücken der zwei Aufzugsgiebel miteinander „sprachen", so war das ein besonderes Schauspiel. Die taube Agathe und die stumme Kreszenz tauschten mit gegenseitig bewegtem Mienenspiel und einem nur für die arme Zunft der Tauben und Stummen verständlichen Gefuchtel der Arme und Hände die Tagesberichte über die Stimmungen ihrer Herren und die Liebessorgen ihrer Schützlinge aus. Diese stummen Gespräche erstreckten sich nicht nur auf das Äußere der beiden Haushaltungen; sie betrafen auch Seelenzustände und Gemütsbewegungen

bei den seltsamen Gevatterinnen, wie auch bei den jungen Liebenden. Besonders die lange Agathe hatte immer die eine Beschwerde gegen Enoch, der Liebhaber habe zu wenig Feuer und kriegerischen Sinn für ein so lebensprühendes Kind wie die Eva, er sei wohl fast gar ein Duckmäuser. Da kam sie aber schlecht an bei ihrer Partnerin, die der Freundin mitteilte, Enoch Amrhein und Mannesschwäche, das seien zwei ganz verschiedene Dinge. Es gäbe ein Wartenkönnen, das nichts sei als die ruhige Gewißheit des einstigen Sieges, und in Enochs Herz blühe die Sanftmut, die nicht auf magerem Boden gedeihe, sondern Kraft sei und schließlich doch über alles siege.

Wie es kam, daß gerade am Tage, bevor des Bürgermeisters Sohn um Evas Hand anhalten wollte, auf einmal der Enoch im schwarzsamtnen Staatsanzug mit dem gleichen Begehren vor Meister Behaim stand, das wußte der nicht. Nur an das eine erinnerte er sich noch später, daß er in einem Anfall von bösem Hohn dem Enoch gesagt hatte, wenn der Altar von der unteren Leiste bis zur Spitze der Kreuzblume ganze zehn englische Fuß mehr messe als die Höhe des Chors, dann sei er ein Bursch, dem er sein Kind nicht versagen wollte. Der Enoch hatte ihm nur mit einer unwiderstehlichen Gebärde die schmale Hand zum Einschlagen hingehalten, sich zwei Wochen Bedenkzeit erbeten, und der Meister Behaim hatte ihm lächelnd die ringbeschwerte Rechte gegeben und gesagt: „Natürlich gilt's! Ein Mann, ein Wort!"

Wie in einem trüben, dumpfen Traum wankte der Jüngling hinüber ins Vaterhaus und brach in der Werkstatt vor einem Tisch, auf dem er schluchzend beide Ellenbogen aufschlug, zusammen.

Jetzt war es aus!

Als er aus dem Haus gehen und in der stürmischen Frühlingsluft sein armes Herz vom größten Kummer reinblasen lassen wollte, stand die Kreszenz vor ihm und wollte alles wissen. Er hatte vor ihr keine Geheimnisse. Sie war seine Amme gewesen und war noch seine Mutter, seine Magd und seine Freundin. Und da sie außerdem in dem gefährlichen Ruf stand, hexen zu können, war er eigentlich gar nicht erstaunt, als sie ihm mit gebieterischer Wucht bedeutete, er solle einmal ruhig in der Werkstatt bleiben, bis sie wiederkomme.

Dann gab es ein Poltern auf den Stiegen und Auf- und Zuschließen von Kastentüren, und schließlich fuhr die schwere eiserne Haustür so kräftig ins Schloß, daß der Türklopfer mit dem Löwenkopf von selbst zweimal anschlug.

Die schlaue Alte kam schwitzend und keuchend nach kaum einer Stunde aus dem Rheinwald zurück und hat nichts getan, als vor den jungen Künstler einige schon aus der schwarzen Erde stehende, aber noch wie Bischofsstäbe zusammengerollte Farnkräuter hingelegt. Enoch sah die Blätter stumm an und stürzte dann in einem, zu seiner stillen Art gar nicht passenden Jubelschrei um den kurzen fetten Hals seiner Pflegemutter und drehte sie einige Male wie einen Kreisel im Ring herum, bis daß sie keuchend auf einen Stuhl fiel und aus runden, strafenden Augen den Pflegesohn ansah.

Vierzehn Tage nach der mißlungenen Werbung stellte Enoch den Hochaltar im Breisacher Münster auf. Und als die über zehn Schuh lange, aus Lindenholz geschnitzte Rankenrolle sich geschmeidig an der mittleren Säule des Chorschiffs emporschmiegte und schließlich hoch oben im freien Raum den Sieg heidnischer Demut — denn Enoch war auch als Ketzer verschrien wie sein Vater — über christlichen Pharisäerhochmut verkündigte, da kam auf Enochs Einladung der Dombaumeister zur Besichtigung des Werkes. Eva wußte schon durch die oberirdische Berichterstattung der Mägde von allem und war dem Vater nachgeschlichen. Da erlebte die hohe Stille des gotischen Doms den Zusammenbruch seines hochgemuten Schöpfers vor der stillen Überlegenheit seines jugendlichen Besiegers.

Im Herbst darauf an einem leuchtenden Septembertag wurde Eva Enochs Frau, und als vom vielen Schwelgen und Tanzen und bei der hellen wie der scheelen Freude der Gäste es langsam still werden wollte im Hochzeitshaus, da erschien auf einmal die Braut mit einem seltsam geschnitzten Kästchen und stellte vor den Hochzeitsgästen, so wie der Vater an jenem Weihnachtsabend es getan, das Paradies auf und fragte mit dem ganzen unschuldigen Glück ihrer Brautschaft in den Augen, zuerst auf den nackten Adam deutend und dann einen Blick auf den glücklich verschämten Enoch werfend:

„Sieht er ihm nicht wirklich gleich?" Und sie setzte hinzu: „Aber eins fehlt noch in deinem Paradies, Enoch! — Das Farnkraut!"

•

In der Nacht darauf hatte die Kreszenz, die ebenso wie das ganze Haus zum Übersinnlichen neigte, einen seltsamen Traum. Sie stand ganz allein hinten im Schiff des Breisacher Münsters und sah nur vorn am Hochaltar ihren Enoch und seine Eva. Da war's, wie wenn die Orgel anfinge zu spielen. Und doch klang's halb wie das Brausen im Rheinwald, als sie dem Enoch aus der Not half. Und auf einmal schwanden Pfeiler und Heilige, und das ganze Dach öffnete sich und zerfloß in Nichts. Ringsherum wuchs es auf wie von sturmdurchwehten Bäumen. Nur Enochs Altar blieb unversehrt in diesem heiligen Wald. Da auf einmal dröhnte die Orgel nicht mehr und der Wind hörte auf zu sausen.

Es war keine Kirche auf der ganzen Welt. Und in dieser Stille ohne Kirche rollte sich wie ein Wunder die herrlich demütige Rankenrolle am Hochaltar auf und stand gen Himmel wie ein riesiges makelloses Farnblatt.

Glaubt ihr nicht, daß das Meisterstück des neuen Menschen, von dem jetzt soviel geredet wird, das alte Meisterstück von Enochs zusammengerolltem Farnblatt am Hochaltar von Breisach wäre?

Die beiden Onkel

Zwischen den Vorbergen des Schwarzwaldes und dem Rhein liegen in einer fruchtbaren Gegend zwei Dörfer. Sie sind nur eine halbe Stunde voneinander entfernt, und ihre Bewohner mögen sich nicht leiden. Das eine Dorf, die Heimat meiner Mutter, hat einen hohen, spitzen Kirchturm, und die Bauern dort sehen fast alle dem Kirchturm gleich. Sie sind lang, hager und protestantisch. Es gibt nicht viele vermögende Leute unter ihnen, und deshalb gibt man ihnen in dem benachbarten Amtsstädtchen ungern auf Borg. Das andere Dorf, die Heimat meines Vaters, hat einen kurzen, viereckigen, dicken Kirchturm, der mit einem

kleinen possierlichen Dächlein bedeckt ist. Auch diesem Kirchturm gleichen die Dorfbewohner. Sie sind wohlgenährt und katholisch und stehen im Ruf, reich und sehr gewalttätig zu sein.

Oft muß ich an die beiden Dörfer denken und an ihre Leute.

Da ist zuerst der Vetter Franzmichel, der Onkel von väterlicher Seite her.

Er war eine weithin bekannte Persönlichkeit, als Gastwirt beliebt und als Pferdehändler gefürchtet. Sechs Schuh hoch und drei breit, mit einem Kopf, so rund und hart wie eine Kegelkugel. Die weißen Haare trug er immer ganz kurz geschoren und das rosige Gesicht glatt rasiert. Gerade und eckige Falten hatten dem Fett in seinem Gesicht alle Weichheit genommen, und für gewöhnlich war sein Ausdruck ernst und drohend. Er konnte aber auch eine freundliche Miene machen. Die bekam ich zu sehen, wenn ich als Schulknabe in dem alten gelben Omnibus von der Eisenbahnstation durch wogende Kornfelder bis an das Gasthaus zum Erbprinzen fuhr. Dort stand er mit den Händen in den Hosentaschen jedesmal unter der Türe, so breit, daß keine Katze neben ihm hätte durchschlüpfen können, und auf seinem Gesicht lag Sonnenschein.

„So, der Student isch au wider do!" — sagte er dann und streckte mir die Hand entgegen, in der die meinige verschwand. Wenn er mir dann Platz zum Eintreten gemacht hatte, dann entdeckte ich hinter ihm die Base Fränz, die zwar geradeso dick war wie er, aber um einen guten Kopf kleiner. Der mußte ich immer einen Kuß geben und dann prüften mich Vetter und Base mit kritischem Blick von oben nach unten auf mein leibliches Wohlbefinden. Jedesmal fanden sie, ich sei zu mager.

„Der Bub kriegt halt nichts Rechtmäßiges zu essen daheim", erklärte der Vetter Franzmichel, der eine tiefe Verachtung für die städtische Kost hatte. Darauf gab er seiner Frau einen Wink. Sie verschwand in der Küche. Er aber führte mich in das große Wirtszimmer mit der niedrigen Decke. Nach kurzer Zeit erschien die Base mit einer großen Kachel voll Speckeiern, und der Vetter brachte aus dem Büfett einen Liter Wein mit drei Gläsern. Die Base setzte sich rechts, der Vetter Franzmichel links von mir, und während sie mir fortwährend zusprachen, zu essen und zu trinken, da-

mit ich auch wie ein rechtmäßiger Mensch aussehe, mußte ich ihnen die Neuigkeiten von zu Hause erzählen.

Aber eins konnte Vetter Franzmichel nicht begreifen: daß ich keinen Wein mochte, und er hielt nie mit seiner Überzeugung zurück, daß ich nur deswegen ein so schwächliches Stadtbürschlein sei. Obwohl er sich mit ungezählten Gläsern Wein untertags stärkte, hatte er keineswegs das Gesicht eines Trinkers, und ich habe ihn nie betrunken oder auch nur angetrunken gesehen. „Der Wein hält den Menschen zusammen und macht ihm Courage" — das war seine Weisheit, die er mir oft predigte. Denn der Vetter ritt noch in seinen alten Tagen störrische Gäule zuschanden, und einmal habe ich gesehen, wie er einen wildgewordenen Stier allein einfing. Zwei Juden, die ihn beim Pferdehandel betrogen hatten, band er eines Abends an zwei Apfelbäume im Grasgarten und ließ sie dort über Nacht über ihre Sünden nachdenken.

Der Vetter war neunzig Jahre alt geworden und hätte noch sehr lange leben können. Aber er hatte sich einmal „den Magen verdorben". Das geschah bei Gelegenheit eines Gemeindefestes.

„Er het ä bissel viel trunke bi dem Fescht", erzählte mir ein Freund von ihm.

„Na, wieviel denn? Sicher vier, fünf Viertel?" fragte ich.

„Ich will's Ihne verrote: fünfundzwanzig Viertele het er getrunke!" meinte der Mann. Dann fuhr er fort: „Aber daran ist er nicht gestorben. Wir sind alle zwei kerzengrad heimgegangen, aber er muß sich doch den Magen mit dem kalten Wein verdorben haben. Seither hat er nichts mehr ertragen können und ist drei Monate nachher zur großen Armee abgereist."

Das war das Ende vom Vetter Franzmichel.

In seinem Testament waren hundert Mark für die Musikkapelle des Amtsstädtchens ausgesetzt, die ihm bei seiner Beerdigung das Lied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus" zu blasen habe und darauf „rechtmäßig" bewirtet werden sollte.

Der andere Onkel, aus dem Heimatdorf meiner Mutter, wo der hohe, spitzige Kirchturm steht, war für mich lange eine geheimnisvolle, sagenumwobene Gestalt. Ich habe ihn nie gesehen, und man hat mir als Kind seine Existenz immer zu verbergen gesucht.

Der Onkel Schang war ein Vagabund, daran ist nicht zu

zweifeln. Nach allem, was ich über ihn hörte, war er groß, hager, und aus dem rasierten Gesicht ragte die für seine Familie so bedeutungsvolle lange Nase. Er war bei der Geburt zwar nicht mit der Intelligenz, wohl aber mit der Willenskraft zu kurz gekommen. Es fehlte ihm die Lebensenergie, um sich durch ein resolutes Herumbeißen mit den übrigen Menschenwölfen seinen Platz zu sichern.

Onkel Schang war der Sohn eines „Krummholz", wie man die Wagner in der oberen Rheinebene nennt, und hatte selber dieses Handwerk gelernt. Als Geselle hatte er einmal in der Predigt großes Aufsehen dadurch erregt, daß er den Pfarrer unterbrach und ihm vorwarf, er verstehe nichts von der Bibel. Er ging schon mit siebzehn Jahren auf die Wanderschaft. Mit neunzehn Jahren kam er zum Militär und tat sich in der badischen Revolution hervor unter den aufständischen Karlsruher Dragonern. Als der Kartätschenprinz mit seinen Truppen ins Badische eingerückt war, entfloh er in die Schweiz und trat von dort eine lebenslängliche Wanderschaft an, von der er immer nur auf wenige Tage nach Hause kam. Er war ein ruheloses Blut und konnte es auch nicht durch seine Fußreisen von Frankreich nach der Türkei und von Italien nach Schweden kühlen.

Von Zeit zu Zeit aber ging im Heimatdorf unter den Weibern am Ziehbrunnen und unter den Männern in den Wirtschaften die Kunde, daß 's Krummholze Schang wieder heimgekommen sei. In diesen Tagen war abends zu dem abseits vor dem Dorfe stehenden Haus mit den großen Pappelbäumen großer Zulauf. Der Onkel Schang saß dann auf der Treppe vor dem Hause, und um ihn herum standen seine Schulkameraden und Schulkameradinnen, und an dem Zaun des Gartens lehnten die Leute und hörten zu, wie der Schang von seinen Fahrten durch die Welt erzählte.

Dann kamen einige Wochen, wo er in der Werkstatt des Bruders, der auch Krummholz war, hantierte, daß die Späne flogen. Und einmal stand ein Schaukelpferd da, einmal eine Wiege und einmal sogar ein hochlehniger Stuhl mit feingeschwungenen Leisten in der Lehne, wie er sie in Schweden gesehen. Und auf der Querleiste stand der seltsame Name: „Ulfilas, 1862".

Nach einigen Wochen aber wurde ihm auch das langweilig.

Er vertrug die Umgebung nicht mehr und hielt Vorträge in den Wirtshäusern. Bis zu diesem Augenblick hatte ihn niemand betrunken gesehen. Dann aber begann er mit einer wilden Sauferei, die regelmäßig damit endete, daß er eines schönen Morgens aus dem Dorfe verschwunden war. Nach einigen Monaten traf dann aus irgendeinem Winkel Europas ein Brief ein, in dem der Onkel Schang in Versen und Reimen seinen Landsleuten mitteilte, wie gut es ihm gehe und wie schön es sei, als freier Mensch durch die Welt zu wandern und kein Fidelehocker zu sein.

Das war sein Leben während sechzig Jahren.

Aber auch er wurde einmal müde, und da tat man den achtzigjährigen Heimgefundenen in eine Kreispflegeanstalt. Das hat er nicht lange ausgehalten. Er starb, als er nicht mehr anders konnte. Aber in dem schwedischen Lehnsessel, den er gebaut, dem „Ulfilas", schreibe ich meine Geschichten.

Es liegt im Holz.

Der Selbstmörder

Irgendwo in einer deutschen Ecke liegt eine kleine Stadt. Sie ist ein deutsches Seldwyla, und wenn einer den Beruf in sich fühlt, ein Gottfried Keller zu werden, dann soll er dorthin gehen. Er wird dort begabte Spießbürger, launige Lumpen und Originale aller Art ein gerüttelt Maß voll finden. Der Wein wächst in der Umgegend über die Maßen gut, mit der Arbeit nimmt es niemand sehr tragisch, und mit dem Sterben pressiert es keinem.

Und doch griff einer einmal zum Revolver. Das trug sich aber folgendermaßen zu:

Egidius Schneckenburger war seines Zeichens Maler, Dekorationsmaler, wie er selbst immer mit bescheidenem Stolz hervorhob. Denn für einen sogenannten Kunstmaler wollte er sich nicht ausgeben. Dazu war er zu aufrichtig. Aber zu den Anstreichern wollte er auch nicht gerechnet werden. Dafür rollte doch zu viel Künstlerblut in seinen Adern. Er war durch und durch Gemütsmensch und wie viele seiner Leidensgenossen dem Alkohol ergeben.

Deshalb hing er auch mit vierzig Jahren die Dekorationsmalerei an den Nagel und heiratete eine Witwe, die eine sehr einträgliche Handwerksburschenherberge ihr eigen nannte. Er saß so näher an der Quelle.

Die Witwe, eine kurze, runde Frau mit rotem Kopf und sehr unerschrocken dreinsehenden Augen, hatte gehofft, daß Egidius dazu beitragen werde, das Geschäft noch mehr zu heben. Er war ein Gesellschafter ersten Ranges, wenn er nicht an Melancholie litt. Das war nur der Fall, wenn er entweder gar nichts oder zuviel getrunken hatte. Sie hatte geglaubt, er würde durch seine Talente dazu beitragen, den Gästen den Abschied von ihrem Gelde leichter zu machen. Aber darin hatte sie sich getäuscht. Ihr Mann fühlte sich nicht im richtigen Milieu, wenn er zu Hause in seiner Handwerksburschenkneipe war. Auch fanden sich seine Freunde nicht so oft in der Wirtschaft ein, als er und seine Frau erwartet hatten. So suchte er denn seine Freunde in den früheren Stammlokalen auf, und so kam's, daß er zu Hause die Arbeit vernachlässigte und gewöhnlich spät abends betrunken heimkam. Die Frau sah bald, daß die Wirkung der Gardinenpredigten nicht lange vorhielt, griff zu energischeren Mitteln und prügelte den durch die Betrunkenheit wehrlos Gewordenen. Das nahm er ihr sehr übel, wenn er wieder nüchtern war und die Striemen auf seinem Körper spürte. Um seine Frau auch zu prügeln, dazu war er doch zu sehr Gemütsmensch. Trost fand er nur im Alkohol, der aber immer wieder die verhängnisvolle Wirkung hatte, daß er betrunken und bei seiner Ankunft zu Hause entweder mit dem Kehrbesen empfangen oder überhaupt nicht ins Schlafzimmer eingelassen wurde.

Es war kein Ausweg mehr aus diesem Elend. Und so beschloß er zu sterben. Mehrere Male teilte er seiner Frau den Plan mit, aber sie antwortete ihm nicht einmal darauf. Diese völlige Gleichgültigkeit seiner Gattin brachte ihn auf. Sich selbst das Leben nehmen, sagte er sich — das ist doch kein Spaß; und sie tut, als ob ihr das gleichgültig wäre. Der Rest von persönlichem Stolz, den der Alkohol ihm gelassen hatte, bäumte sich auf in ihm. Es mußte etwas geschehen, um ihr wieder den nötigen Respekt vor ihm, dem Ehemann, beizubringen.

Eines Abends, als er im Büfett der Wirtsstube neben einem

Schoppen Wein darüber nachgrübelte, welche Todesart er wählen wollte, kamen einige seiner Freunde, um ihn abzuholen, und zwar zu einem Hauptspaß, wie sie sagten. Er lehnte ab; das Leben sei ihm verleidet; er habe an nichts eine Freude mehr. Als er aber hörte, daß die Heilsarmee in einer Bierhalle eine Versammlung abhalte und daß dort ein Leutnant und eine Leutnantin sprechen würden, wurde er seinem Vorsatz untreu. Das wollte er noch mitmachen, sagte er, dann aber werde Schluß gemacht. Mit bösen Blicken folgte die Frau ihrem mit seinen Saufkumpanen davonziehenden Manne. Wenn er nur einmal ernst machte, dachte sie; dann wäre sie den versoffenen Strolch einmal los.

Der Leutnant und die Leutnantin der Heilsarmee hatten ihre Kräfte überschätzt, als sie es unternahmen, kurz vor Fasching die Bewohner des Städtchens zur Buße aufzurufen. Dazu war die Zeit ungeeignet. In diesem süddeutschen Seldwyla wurde der Weg zur Hölle erst nach dem Aschermittwoch mit guten Vorsätzen gepflastert. Nichtsdestoweniger war die Versammlung sehr gut besucht; aber die beiden Offiziere des Generals Booth deuteten die Ursachen dieses Andranges falsch. Ein Vorgefühl von ihrer irrtümlichen Auffassung bekamen sie, als kurz vor Beginn der Bußpredigt unter allgemeinem Ah und Bravo ein großer dicker Mensch mit glattrasiertem Gesicht und zwei sehr lustigen kleinen Äuglein sich mit einigen Begleitern zur Tür hereindrängte. Es war Egidius Schneckenburger mit seinen Kumpanen, und seine Ankunft gab der Versammlung eine Gewähr dafür, daß es ein vergnügter Abend werden würde.

Der Leutnant begann seine Ansprache mit der Bitte, sich während der Versammlung kein Bier zu bestellen und nicht zu rauchen, und teilte dann mit, daß er sprechen werde über den Text: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Als der blasse schmächtige Redner die Worte des Bibeltextes verlesen hatte, erhob sich die hinter ihm sitzende Leutnantin und rief mit einem dünnen hohen Stimmchen ein „Halleluja" in den Saal. Wie ein ängstliches Vögelchen über dem Wasser flatterte dieses Halleluja über der solchen frommen Jubelrufen gar nicht sehr zugänglichen Versammlung. Aber wie ein Echo kam eine piepsende Stimme aus der dichtgedrängten Menge

und antwortete mit einem zweiten Halleluja auf das erste. Es war Egidius Schneckenburger, der sein fettes Gesicht in heilige Falten legte und, die Augen aufwärts gerichtet, mit hoher Fistelstimme Halleluja sagte. Die ganze Versammlung brach in ein stürmisches Gelächter aus. Die beiden Sendboten der Heilsarmee schienen einen Augenblick verwirrt, hatten aber rasch die Fassung wiedergewonnen, und nachdem sich das Gelächter gelegt hatte, begann der Leutnant wieder. Er sprach von der Sündhaftigkeit der Welt, kam jedoch nicht weit. Denn der dicke Egidius hatte sich vorn neben die Rednertribüne gestellt und lauschte mit tiefernster, frommer Miene dem Redner. Der Anblick allein war schon von überwältigender Heiterkeit. Und wenn der fette Spaßmacher noch gar mit aufgeschlagenen Augendeckeln im Tone der Leutnantin dem Redner mit einem Halleluja sekundierte, so kannte der Jubel der Zuhörer keine Grenzen mehr. Der Leutnant kämpfte mit sinkenden Kräften den Kampf gegen seinen mit so wenigen, aber um so sicherern Mitteln arbeitenden Widersacher geduldig zu Ende und verließ mit traurigem Gesicht nach einer halben Stunde die Rednertribüne.

Egidius Schneckenburger hatte gesiegt. Er war der Gefeierte des Abends. Die Versammlung entwickelte sich schließlich zu einer regelrechten Karnevalssitzung. Narrenkappen wurden aus den Taschen geholt, Papierflöten ertönten, und lustige Spottlieder auf den Griesgram hallten durch den Saal. Das Trink- und Rauchverbot wurde nicht mehr beachtet, und Egidius hatte um Mitternacht einen schweren Rausch. Einen von jenen, in denen er melancholisch wurde. Er freute sich seines Sieges nicht mehr, sondern schämte sich seiner sogar und verließ auf einmal, stumpfsinnig und schweigsam, die lustige Gesellschaft.

Er schwankte nach Hause. Seine Frau hörte ihn die Treppe heraufkommen und schloß rasch die Tür des Schlafzimmers zu. Als ihr Mann Einlaß begehrte, rief sie ihm zu, er solle schlafen, wo er wolle; einen solchen Lumpen lasse sie nicht mehr zu sich kommen.

„Wenn du nicht auf — hup — aufmachst, — hup — schieß ich mich tot", sagte er wehmütig.

„Ja, totschießen", kam es aus dem Zimmer; „wenn du den Mut dazu hätt'st! Lumpazi, versoffener!"

Ach, er hatte nicht den Mut? Der Stolz erwachte in ihm und machte ihn etwas nüchtern. Er nicht den Mut? Er?

Er sah ein, daß jetzt etwas geschehen mußte. Er wollte diesem Weibsbild schon zeigen, wer er war. Er ging ins Wirtszimmer, machte Licht und holte in einer Schieblade des Büfetts seinen geladenen Revolver. Dann setzte er sich in eine Ecke hinter einen Tisch und betrachtete die Waffe.

Merkwürdig — ganz nüchtern wurde er auf einmal, wo es ans Sterben ging.

Er nicht den Mut? Ha!

Er hob den Revolver und setzte ihn an die Schläfe. Dann ließ er ihn wieder sinken.

Zum Teufel, sollte er sich dieses dummen Weibsbilds wegen totschießen? Das wär' doch eine große Viecherei, sonst nichts.

Aber er mußte ihr doch Respekt einjagen. Sie würde ihn ja auslachen und verachten wie einen Hund!

Lange besann er sich. Da verfiel er auf einen Ausweg. Er hob den Revolver wieder und feuerte einen Schuß in die Wand des Büfetts. Dann horchte er scharf. Sie würde jetzt gewiß kommen und befürchten, daß sie an seinem Tode schuldig sei. Wenn sie ihn lebend anträfe, würde sie aus Freude alles Vergangene vergessen; er würde die Sauferei aufstecken, wieder arbeiten, und alles würde wieder gut.

Aber nichts regte sich. Mit Kopf und Armen lag er vornübergebeugt auf dem Tisch und wartete. Sie kam nicht. Vielleicht hatte sie den Schuß nicht gehört. Er stand auf, machte die Tür der Wirtsstube auf, damit sie besser hören konnte, und feuerte einen zweiten Schuß ab. Den mußte sie gehört haben; aber sie kam doch nicht.

Jetzt wurde er wütend und schoß die letzten vier Patronen des Revolvers rasch hintereinander nach allen Richtungen unter die Tische ab, damit die Kugeln nicht zuviel Schaden anrichteten.

Aber sie kam nicht.

Und wegen eines solchen gefühllosen Lumpenmensches sollte er sich das Leben nehmen? — So fragte er sich, als er alle Patronen verschossen, und gefunden hatte, daß seine Frau nicht wert sei, daß man sich ihretwegen das Leben nähme. Er war sehr unglücklich verheiratet, sehr unglücklich.

Und um sich über sein Unglück zu trösten, schloß er im Büfett den Glasschrank auf, wo die Likörflaschen standen ...

Als am Morgen seine Frau in die Wirtsstube kam, war sie sehr enttäuscht. Ihr Mann lag nur sinnlos betrunken unter einem Tische und hatte keine einzige Wunde von den sechs Schüssen, die sie zu ihrer großen Beruhigung in der Nacht fallen gehört hatte.

Im Mai

Es könnte vielleicht jemand glauben, daß es auf der Welt eine schönere Stadt gäbe als meine Heimatstadt. Er befände sich in einem großen Irrtum. Sie ist ja bei weitem nicht mehr so schön wie früher. Sie bauen zuviel neue Häuser dort. Sie verschönern überall.

Aber meine Kindheit ist dort geblieben und wandelt still und scheu zwischen den Verschönerungen umher. Manchmal muß ich nach meiner Kindheit schauen, im Mai, wenn der Goldlack zwischen den Steinen der alten Stadtmauer blüht. Wenn wir uns dann finden, meine Kindheit und ich, dann gehen wir miteinander um die Stadtmauer herum, mit der wir immer auf gutem Fuß gestanden sind. Die alte Mauer erzählt uns. Und während sie erzählt, schluckt der Boden all die neuen Herrlichkeiten. Auf einmal ist alles wieder, wie es einst gewesen. Wir, meine Kindheit und ich, setzen uns zusammen auf ein Bänkchen an der Stadtmauer. Der Goldlack duftet in den Mauerritzen, oben, in den alten Fliederbüschen auf der verwitterten Mauerkante wühlt ein kleines Lüftchen in den vollen blauen Blütentrauben, und hinter der Mauer kichern junge Mädchenstimmen.

Das sind die „Pensionäre", die im Klostergarten spazierengehen.

Da sagt die alte Stadtmauer: „Weißt du noch?"

Und meine Kindheit, die in kurzen Höschen, sehr wichsbedürftigen Knopfstiefeln und einem großen Struwwelkopf neben mir sitzt, sagt auch: „Weißt du noch?"

Ich wußte es noch.

Das erste große Geheimnis meiner Jugend war dieses Kloster.

Wenn ich vom Fenster unserer Wohnstube über den Klosterplatz mit seinen zwei Linden hinübersah nach der grauen Mauer mit den vielen Fenstern, an denen immer grüne Vorhänge niedergelassen waren, dann mußte ich anfangen zu denken, wie groß das Kloster sei. Es war sehr schwer, das zu denken. Zuerst kam rechts die Kirche, dann eine Mauer, die Klostergartenmauer. Über sie neigte sich ein alter Birnbaum mit Pfaffenbirnen. Die waren sehr fein. Nur mußte man gut zielen, daß es beim Kaufmann gegenüber nicht ins Ladenfenster ging. Dann machte die Gartenmauer eine Ecke und zog sich eine halbe Ewigkeit lang auf verborgenen Umwegen hinter Häusern bis zur Stadtmauer hin. Dann kam wieder eine Ecke, von der aus es an der Stadtmauer entlang bis zu einer Stelle ging, wo oben im Mai ein roter Busch blühte. An dem roten Busch setzte die Klostermauer mit einer neuen Ecke wieder an die Stadtmauer an und schlich sich unsichtbar durch ein Gewühl von unbekannten Gärten und Häuschen, von denen man bloß den Rauch aus dem Grünen aufsteigen sah, bis zu einem kleinen dunklen Gäßchen, wo die Mauer wieder zum Vorschein kam. In seltsamen Krümmungen wand sie sich bis zum Klosterplatz zurück, wo die graue Wand mit den vielen Fenstern sich mit ihr vereinigte und alles, was im Kloster und im Klostergarten war, mit einer undurchdringlichen Wehr umschloß.

Es war ein Reich.

Nur auf zwei Wegen konnte man einen kurzen Blick ins Innere dieses verborgenen Reiches tun. Zwischen der Mauer mit den vielen Fenstern und der Kirche war ein Gang. Da schien die Sonne nie hinein. Es fröstelte einen, wenn man aus der Wärme des Klosterplatzes hineintrat, um am Ende des Ganges einer düsteren hohen Wand gegenüberzustehen. In die Wand war ein gelber Holzkasten eingebaut. Wenn man sich davorstellte und ein Vaterunser betete, dann drehte sich der Holzkasten. Die Hand einer Nonne kam heraus und streckte einem ein großes Stück Brot entgegen. Manches unfromme Vaterunser habe ich dort gebetet in der Hoffnung, mit dem Brote auch einen kleinen Einblick in das Innere des Klosters zu erhalten. Aber der Kasten drehte sich immer wieder herum, und ich stand allein vor der kellerkühlen Pforte.

Wenn es dunkelte und die Maikäfer um die Linden schwärmten,

herrschte ein großes Leben auf dem stillen Klosterplatz. Die Bürgermädchen und die alten Weiber gingen dann in die Maiandacht, dazwischen auch ein paar bucklige Männer und eine kleine Schar Gymnasiasten. Zwischen ihnen durch schlüpfte ich einmal in die Kirche.

Ein Duft von Fliederbüschen und Weihrauch erfüllte den kerzendurchglänzten Raum. Über die alten Holzbänke neigten sich hohe, junge Birken, die in großen Wasserkübeln standen. Das Chor war von dem Schiff durch ein hohes Eisengitter mit vielen vergoldeten Schnörkeln getrennt. In dem alten schweren Gestühl des Chores saßen zusammengebückt die Nonnen in schwarzen Kleidern. Oben an der Orgel präludierte eine Nonne leise. Die Andacht hatte noch nicht begonnen. Es schien mir, daß alles auf etwas wartete.

Auf einmal kamen sie, die „Pensionäre", zwei und zwei hintereinander, in weißen Kleidern mit Schleiern über dem Gesicht, den Kopf gebeugt und die Augen fromm niedergeschlagen.

Nur eine sah nicht vor sich hin. Sie blickte mit großen Augen unter dem Schleier vor nach der Ecke zwischen Gitter und Mauer, wo gerade ein junger Mensch im Dunkeln stand, einer von den Gymnasiasten. Er sah sie an und sie ihn und ging vorüber. Während sich die beiden so ansahen, wurde es mir auf einmal ganz seltsam zumute; zuerst, als ob ein Unglück geschehen wolle, und dann wieder, als ob sich da etwas ganz Ungeheures, Großes vollzogen hätte. Und es waren doch nur zwei, die sich angeschaut hatten.

Jeden Abend ging ich in die Maiandacht und erlebte staunend wieder dasselbe. Sie sah ihn an und er sie, und dann kam jenes unbeschreibliche Gefühl über mich. Ich bewunderte die zwei. Sie ist sicher seine Geliebte, sagte ich mir. Ich hatte das Wort schon einmal irgendwo gelesen. Und wieder erbebte mein Knabenkörper unter dem drohenden herrlichen Schauer.

Eines Abends kamen die Gymnasiasten nicht mehr in die Maiandacht. Es sei verboten worden, sagte man, und überall auf dem Klosterplatz steckten die älteren Leute die Köpfe zusammen und sprachen von einem unglaublichen Geschehnis. Eine „Pensionärin" war in der vorhergehenden Nacht von einem Studenten an einer Strickleiter über die Stadtmauer herabgelassen worden. Beide waren zusammen durchgebrannt, und man wußte nicht wohin.

Ich hörte alles und schwieg, stolz darauf, daß ich wußte, welche es waren. Und so, wie ich schon einmal mit Erfolg gebetet hatte, Gott möge an einem Tage, wo wir einen Ausflug machen wollten, nicht regnen lassen, so betete ich in der Nacht, daß er doch die zwei nicht erwischen lassen möge. Diesmal schien aber der liebe Gott anderer Ansicht gewesen zu sein als ich. Sie wurden erwischt. Sie kam in ein anderes Kloster, und er wurde „geschmissen".

Darauf beschloß ich, sobald ich einige Jahre älter sein würde, auch eine zu lieben, zu befreien und dann „geschmissen" zu werden.

Mehr konnte ich in jenem Mai, wo die erste Blütenahnung der Menschen durch mein Knabenherz wehte, nicht tun.

„Der Charakter"

So heißt nämlich unsere Katze. Es ist das ein ungewöhnlicher Name für Katzen. Dessen sind wir uns alle bewußt. Aber sie hat sich diesen Namen einfach erworben, errungen, erobert.

Das geschah aber folgendermaßen: Wir waren in das alte, schöne Haus auf dem Land gezogen, das mit seinem großen Garten wie ein verzaubertes Reich war, altmodisch, mit breiten Treppen und weiten Räumen, aber von einem seltsamen Duft des Behaglichen und Trauten erfüllt. Die alten Bäume mit den efeuumsponnenen Stämmen verbargen kleine, lauschige Gartenhäuschen, in denen seit Jahren die Spinnen Netz auf Netz zogen. Die Kinder hatten in dem alten Holzspeicher einen Marder entdeckt, und hinten in einer Gartenecke hatten Fasanen ihr Nest. In den verwachsenen, verwilderten Büschen und Hecken aber sprangen und sangen viele Vögel.

Als die Möbel gestellt, die Meinungsverschiedenheiten beim Bilderaufhängen geschlichtet und Ordnung und Ruhe im neuen Heim langsam eingezogen waren, meldete sich, gerade als ob sie nur den größten Wirrwarr hätte vorübergehen lassen wollen, eine große Katze mit fröhlichem Miauen und verbindlichem Schlängeln des Schwanzendes in der Küche. Sie war ungewöhnlich groß

und schön, grau und schwarz getigert und legte ein vornehmes, gemessenes Benehmen an den Tag.

Das sicherte ihr gleich die Gunst aller Hausgenossen. Nur das Küchenmädchen betrachtete sie mit einem mißtrauischen Blick aus ihren kleinen Augen und gab ihr, wie ich vom Garten aus bemerken konnte, gleich am ersten Tage einen heimlichen Fußtritt. Die Katze nahm ihn mit stoischer Überlegenheit hin, um sich darauf mit aufgestelltem Schwanz stolz aus der Nähe dieser ungebildeten Person zu entfernen.

Niemand dachte daran, daß die Katze uns mehr als einen Besuch machen wollte. Aber ihr Benehmen voll unbefangener Sicherheit und souveräner Ruhe ließ erkennen, daß sie uns eher als ihren Besuch zu betrachten schien, denn umgekehrt. In unsere Zweifel und Gespräche über das eigentliche Verhältnis zwischen uns und der Katze brachte diese am dritten Tage dadurch mehr Klarheit, daß sie in der Nacht in der Küche den Milchtopf umwarf und die Milch sauber von Tisch und Boden leckte. Ernst, der Tierfreund, erklärte, die Katze müsse dafür belohnt werden, daß sie nach dem Umwerfen des Topfes, das sicher nur ein Versehen von ihr gewesen sei, alles so sauber und rein gemacht. Aber die Mutter und die anderen Kinder stellten sich auf die Seite des Küchenmädchens, welches die Katze für ein falsches, freches Tier hielt. Nur ich behielt mir vorerst meine Meinung vor. Die andern aber versprachen dem neuen Gast alle möglichen Sorten von Prügeln, wenn sie ihn einmal erwischten, was aber nie der Fall war. Sobald die Katze Schwierigkeiten dieser Art witterte, zog sie sich, ohne sich zu übereilen, in einem leichten beschleunigten Paßgang zurück und verschwand in irgendeinem Loch, in dessen abgründige Tiefen nachher die Besenstiele und Bohnenstecken vergeblich hineinfuhren.

An dieser Verfolgung nahm ich selber schließlich auch teil, nachdem die Katze einem Kalbsschnitzel, das eigentlich für mich bestimmt war, ihre Aufmerksamkeit bis zum völligen Verschwinden des zarten Stückchen Fleisches gewidmet hatte. So etwas fand ich doch frivol und gab zuerst im stillen und dann auch laut den anderen recht in ihrer Meinung, daß die Katze aus dem Hause müsse.

Nur Ernst, der Naturforscher, hielt fest und lachte fröhlich, als

ihm der Beschluß der Familie betreffs der Katze mitgeteilt wurde. Das brächten wir niemals fertig, behauptete er.

Diese offenkundige Parteinahme für das heimtückische Tier stachelte uns alle anderen zum Widerstand auf, und was von diesem Tage an der diebischen Katze an Holzscheiten, Kohlenstücken, Küchenlöffeln und anderen als Wurfgeschosse verwendeten Gegenständen nachflog, ist nicht zu sagen. Am meisten aber empörte es uns alle, daß nach diesem deutlichen gemeinschaftlichen Mißtrauen, das wir der Katze entgegenbrachten, das freche Tier jeden Morgen wieder in der gleichen anbiedernden Zudringlichkeit, die wir früher für höflich vornehmes Wesen gehalten hatten, ihre Aufwartung machte. Sie war plötzlich immer wieder da, miaute diskret, bewegte lieblich und wohlerzogen die Schwanzspitze und nahm die zuvorkommendsten graziösesten Stellungen ein.

Die Mutter fand dieses Betragen schlechterdings charakterlos. Und da Charakterlosigkeit bei uns allen sehr verpönt ist, so begann man allgemein die Katze zu verachten. Das half aber wenig und machte nicht den geringsten Eindruck auf die Sünderin. Denn unterdessen war einmal allen Verabredungen entgegen nachts das Küchenfenster offen geblieben, und von einem halben Dutzend Bratwürste, die schön goldig gebraten den Mittagstisch zieren und uns alle hätten erfreuen sollen, lagen fünf in einem unwürdigen Zustand im Schmutz und Regen in einer Ecke des Hofes.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Jetzt mußte die Katze aus dem Haus. Das Küchenmädchen erklärte, das Nötige besorgen zu wollen; sie kenne das schon.

Man ließ dem Küchenmädchen freie Hand und der Gerechtigkeit freien Lauf. Mit List und einem Stück Fleisch lockte das Mädchen die Katze in die Küche, packte sie in einen Korb, machte den Deckel fest zu und trug sie nachts auf der Landstraße bis vor das nächste Dorf. Mitten auf einem Acker setzte sie die Katze aus und warf ihr als letzte Besiegelung ihres Hasses ein paar Erdschollen in die Finsternis nach.

Als sie von ihrer Strafmission zurückkam, meinte sie, sie hätte schon längst dafür gesorgt, daß das Lumpenvieh einmal für immer aus dem Hause käme, wenn man sie hätte gleich machen lassen. Die Mutter stimmte ihr zu und erklärte den Kindern, Katzen seien

überhaupt charakterlose Tiere, mit denen man sich ebensowenig von Anfang an einlassen dürfe wie mit charakterlosen Menschen. Bei dieser Tischrede der Mutter lächelte der Naturforscher wieder und erhielt dafür eine Ohrfeige. „Wegen Impertinenz", sagte die Geberin.

Am andern Morgen begrüßte uns die Katze wieder gelassen, freundlich entgegenkommend, als ob gar nichts geschehen wäre. Der Naturforscher, der gerade neben mir stand, sah mich mit einem ernsten, forschenden Blick an.

Ich bekenne, ich war erschüttert.

Verfolgt, getreten, geworfen, in einem Korb aus dem Hause getragen und mit einigen Schollen Erde davongejagt, kurzum, ganz niederträchtig behandelt — nahm die Katze uns doch nichts übel und war wie immer freundlich und zutraulich. Das war keine Charakterlosigkeit mehr, das grenzte an — Größe.

Der Naturforscher sah, was in mir vorging. Er trat ganz still an mich heran und sagte: „Ich will machen, daß die Katze nicht mehr stiehlt, wenn ihr sie nicht mehr davonjagen wollt."

„Mach' das!" sagte ich und ließ, ohne weiter zu fragen, wie er das machen wollte, diesmal *ihm* vertrauensvoll freie Hand.

Auf die andern wirkte das geräuschlose und selbstverständliche Wiedererscheinen der Katze ähnlich, wenn auch nicht so stark wie auf mich. Man schämte sich ein bißchen vor ihr, ohne sich es einzugestehen. Es war eine etwas unbehagliche Stimmung bei Tisch, welcher die Mutter dadurch eine Wendung zu geben versuchte, daß sie herablassend sagte:

„Nun, dann kann sie eben dableiben."

Alle fühlten, daß dieses „kann" nicht am Platze war und die Situation eigentlich verschob. Die Katze war *uns* über, nicht wir ihr. Das in den nächsten Wochen fortdauernde Spiel, als ob die Katze seit ihrer Rückkehr netter und anständiger geworden wäre, womit verborgen werden sollte, daß *wir* es waren, die eingelenkt hatten, alles das übersah die Katze nachsichtig und setzte ruhig ihre Politik der freundlichen Eroberung des Hauses und unserer Herzen weiter. Sie wußte, was sie wollte.

Mit dem Naturforscher stellte sie sich täglich besser. Sie lief ihm nach in Haus und Garten wie ein kleiner Hund, nur nicht so

in Demut ersterbend und sich wegwerfend wie diese Tiere, sondern selbstbewußt und voller Würde. Der Naturforscher hatte ihr nämlich das Stehlen abgewöhnt, und zwar in einer beschämend einfachen Weise: Er gab ihr zu fressen.

Oben auf dem Boden hatten die beiden ihr Lager, und ich kannte auch jetzt den Grund des zähen Kampfes, mit dem der Anwalt unserer Katze es täglich durchsetzte, anstatt des Mädchens selbst das Fleisch beim Metzger holen zu dürfen. Er tat, was der heilige Schuster Chrispinus getan, wenn er für die armen Leute Schuhe brauchte und kein Leder hatte: Was er nicht erbetteln konnte, stahl er.

So hatte die Katze das Stehlen selber nicht mehr nötig, und alles freute sich an ihrem glänzenden, weichen Fell, ihrem gerundeten Aussehen und ihrem gesitteten Benehmen. Sie versteht sogar die Tür aufzumachen, indem sie auf die Fallen springt. So geht sie auf weichen Pfoten in lässigem Schritt wie eine Herrin durch das ganze Haus, das sie früher allein bewohnt hat. Sie war ein Muster von Reinlichkeit, wurde täglich runder, und als der jüngste Bruder des Naturforschers einmal sagte, die Katze sei eigentlich ein Kater, weil man das an den schwarzen Streifen sehen könne, da spielte um den Mund des Kundigen wieder das „impertinente" Lächeln, das ihm schon so manche schwere Stunde im Leben bereitet.

Er wußte schon, was da bevorstand.

Eines schönen Tages nahm er mich beim Arm und führte mich auf den Boden. Da lag unter dem Dachbalken unsere Katze auf einem Lager von alten Lappen, und vier kleine Seidenbällchen, ein schwarzes, ein rotes, ein weißes und ein geflecktes, steckten ihre Näschen in das weiche Bauchfell der Alten und sogen.

Da holte ich die Mutter.

Und die Mutter holte die anderen Kinder.

Am Nachmittag hatte der Naturforscher von der Mutter, die bis dahin noch immer nicht ganz ihr Vorurteil überwunden hatte, einen alten Korb mit Heu bekommen und durfte die Katzenfamilie unter sein Bett stellen. Wer sich aber den kleinen Kätzchen von den Brüdern zu sehr nähern und sie quälen wollte, der bekam vom Naturforscher furchtbare Prügel.

So hatte sich unsere Katze langsam ihren Platz an der Sonne erobert. Klug, zäh und ohne entwürdigende Konzessionen.

Eines Abends, als es draußen stürmte und schneite, saßen wir im warmen Zimmer, die Mutter, der Naturforscher und ich. Die Katze lag auf ihrem Platz und schnurrte so behaglich, daß mir der Gedanke kam, wieder einmal etwas recht Sinniges, Warmes und Heiliges vorzulesen. Ich nahm einen Band von Wilhelm Raabe und las ein Stück aus seinen kleinstädtischen Nachdenklichkeiten. Gerade als ich die Stelle gelesen hatte, die ungefähr lautete:

„Bewunderung erregt in dieser Welt voll Geräusch und Lärm der Charakter, der still und ohne Aufsehen erregen zu wollen seinen Willen durchsetzt" — da sprang der Naturforscher auf und unterbrach mich: „Das hat doch unsere Pussi getan, und gerade deswegen ist sie nicht charakterlos, sondern ein Charakter."

Dagegen war nichts einzuwenden. Auch die Mutter beugte sich dem Spruch. Das war die Stunde, auf die der Naturforscher gewartet hatte, und seitdem heißt unsere Katze „Der Charakter".

Das Schweigen im Walde

Vor dem kleinen, im Schnee fast vergrabenen Gasthaus stand sie und wartete. Auf was? Sie wußte es nicht. Auf irgendeinen Menschen vielleicht, mit dem sie sich aussprechen konnte. Sehr klein, sehr zierlich, stand sie mit ihrem hübschen Gesicht und den beweglichen, klugen Augen unschlüssig vor dem Wirtshaus und wartete.

Da kam mit schweren Schritten ein Herr heraus. So Mitte der dreißig, schlank, sehnig, mit einem knochigen Gesicht, aus dem ein Paar große, klare, graue Augen sahen. Das war *ihr* Fall. Sie wußte, daß er ein vorzüglicher Schneeschuhläufer war und hielt es für gänzlich ausgeschlossen, daß er sie nicht anredete und zum Mitgehen aufforderte. Aber er grüßte sie nicht einmal, ging vorüber und legte sich mit der Ruhe des Sachverständigen seine Skier an, die vor dem Haus im Schnee standen.

Zuerst war sie ein wenig verdutzt. Da sie sich aber ihrer Wirkung bewußt war und keine Scheu kannte, so ging sie zum Angriff

über. Sie redete ihn an und frug ihn in einer rasch erdachten Lappalie um einen technischen Rat. Das war ihm offenbar schon oft passiert. Er sah sie mit einem kühlen Blicke an, während er etwas nachlässig antwortete. Aber unter ihrem frischen, frohen Blick heiterte sich sein Gesicht auf. Ehe er es bemerkt hatte, war ein Gespräch angeknüpft, und während er über sich selbst erstaunte, lud er sie zum Mitgehen ein. Nur bis zur nächsten Hütte würde er gehen, um dort etwas zu holen.

Auf dem Wege sprach er fast nichts und zeigte seiner Begleiterin nur kleine Vorteile und Kniffe im Steigen. Dabei fielen keine Worte.

Die Sonne brannte und der Schnee flimmerte. Sie gingen wie über eine diamantbestickte weiße Samtdecke, die leicht über die schönen Hänge und Kämme gelegt war. In einem Sattel zwischen zwei Höhen standen vereiste Krüppeltannen. Sie zierten die flache Mulde, wie phantastisches mattes Silberwerk eine hochpolierte Schale. Alles war so klar und starr, als ob die ganze Welt getriebene Silberarbeit wäre. Die Abfahrt nach der Mulde war eine Wonne. Der Schnee war so flaumweich und elastisch, daß die beiden den Boden unter den Skiern fast nicht spürten. Dann ging es durch ein Stück tiefverschneiten Wald wieder etwas aufwärts.

Jetzt konnte die kleine Begleiterin des stillen Skiläufers ihre Zunge nicht mehr im Zaume halten, und sie fing an begeistert zu werden. Die eiserstarrten Tannen verglich sie mit Pfeilern und Säulen und die überhängenden schneebelasteten Äste mit Torbogen zu einem stillen, herrlichen Winterfest, und immer wieder kam sie mit dem Bild, wie die vereisten Krüppeltannen die Schneeflächen verzierten, wie ganz modernes Silberwerk eine matte Fruchtschale. Sie berauschte sich an ihren eigenen Vergleichen und beschrieb in ganz feinen klugen Worten, wie sie bei der Abfahrt sich wie ein großer Vogel gefühlt, der sich mit ausgebreiteten Schwingen auf die Erde herabläßt und kurz vor dem Aufstoßen in einer leisen Kurve wieder aufwärts steigt.

Der Mann sagte kein Wort. Erst als sie in der Hütte saßen und Tee tranken, den er aus geschmolzenem Schneewasser in einem kleinen, dem Rucksack entnommenen Aluminiumapparat gebraut, schien er mit dem Schnee auch aufzutauen. Er strich seiner

Begleiterin aus einer Konservendose Butter auf das Brot, und als sie endlich ausgeschwatzt hatte, frug er sie auf einmal seelenruhig:

„Ist Ihnen jetzt nicht ganz öde?"

Sie mißverstand ihn und antwortete, die kleine Anstrengung habe sie nicht hungrig gemacht.

„Innerlich öde", replizierte er und lächelte etwas nachsichtig.

Sie haßte diese Art des freundlichen, aber überlegenen Lächelns, das sie bisher immer als ihre Domäne betrachtet hatte.

„Wie meinen Sie das?" fragte sie etwas verärgert.

Er blieb aber ganz kühl und sagte:

„Ich wollte Sie nur fragen, ob jetzt, nachdem Sie mir die Hälfte des Wegs in nicht ungeschickten Vergleichen Ihre Eindrücke mitgeteilt haben, in Ihnen nicht ganz unmerklich während des Redens das Gefühl innerer Unbehaglichkeit und Leere entstanden ist?"

Der ruhigen Präzision, mit der er sprach, hielt sie nicht stand. Nach einigem Nachdenken sagte sie:

„Das heißt, ich bin etwas ärgerlich."

Er fuhr fort: „Dann will ich Ihnen sagen weshalb, wenn Sie mir das nicht übelnehmen werden."

„Nicht im geringsten", antwortete sie, indem sie nun ihrerseits die Kühle spielte.

Er senkte den Kopf, stemmte die Ellenbogen auf die Knie, faltete die Hände und sprach dann, ohne sie anzusehen, vor sich hin:

„Sie haben mir das alles aus einem sogenannten Mitteilungsbedürfnis heraus gesagt, das heißt, um in mir die gleichen Empfindungen zu wecken, die Sie selbst hatten. Das zeigt, daß Sie ein künstlerisches Temperament sind. Aber es geschah auch, weil Sie mit Ihrer Beobachtungsgabe Eindruck auf mich machen wollten. Sie sind oft selbst erstaunt über die Gedanken und Empfindungen, die Ihnen beim Betrachten der Natur wie von selbst kommen, und das sollen nun andere auch sofort wissen. Das ist eine kleine Eitelkeit, welche Sie dazu verführt. Und wenn Sie rasch mit Worten formulieren wollen, was Sie erst dunkel ahnen, so kann das nur unvollkommen ausfallen. Ihr inneres besseres Ich fühlt das, und deshalb schämen — pardon, ich wollte sagen ärgern — Sie sich."

Sie kam sich vor wie ein Stück Geflügel, das von sicherer Hand elegant tranchiert wird. Sie wollte aufbrausen, aber als sie von der Seite sein klares, festes Gesicht sah, versagte ihr die Stimme.

Der Mann imponierte ihr.

Er aber fuhr weiter: „Es wäre doch nicht unmöglich, daß auch ich während der Fahrt meine Eindrücke gehabt, daß ich die Natur durch mein Temperament gesehen habe, wie Sie durch das Ihre? Und was wäre nun dabei herausgekommen, wenn ich zum Beispiel gesagt hätte: Nein, mein Fräulein, ich sehe das alles ganz anders? Die vereisten Tannen kommen mir gar nicht vor wie Silberzierat, sondern wie vor dem Winter fliehende und in der Kälte erstarrte Gnome?"

Er wartete auf Antwort, bekam aber keine. Und als er aufsah und von der Seite ihr frisches, frohes, kluges Gesicht, das plötzlich ganz bescheiden geworden, erblickte, da wurde ihm anders ums Herz. Jetzt imponierte sie ihm.

Mit einer wärmeren Stimme als bisher sagte er:

„Seien Sie nicht erzürnt, wenn ich Sie ernster nehme als die andern. Sie sind tief veranlagt und kennen Ihre eigene Tiefe nicht. Ich wollte Ihnen nur zeigen, was es heißt, Ehrfurcht vor der Natur zu haben. Und die Ehrfurcht vor ihr zeigt sich immer im Schweigen."

„Sie haben ganz recht," sagte sie stille vor sich hin, „ich habe die Lektion verdient."

Dann sah sie ihn bewundernd an.

Auf dem Heimweg war es ganz still.

Und in den Tagen darauf wurde es immer stiller zwischen den beiden. Aber jeden Tag gingen sie zusammen im Schweigen des Waldes. Und während sie ehrfürchtig schwiegen vor der Herrlichkeit der erstarrten Natur, fing die Herrlichkeit der Natur in ihren rotblütigen lebendigen Herzen an zu reden, zuerst leise, und dann immer lauter.

*

Das ist schon lange her.

Aber wenn sie, die Frau, jetzt als heiterer Wanderkamerad ihres ernsten Mannes auf einer ihrer vielen Fahrten über Berg und

Tal wieder einmal in die geschwätzige Begeisterung kommt, dann schlägt sie sich plötzlich mit schalkhaftem Ernst auf den Mund und erinnert an die Zeit, wo sie beide das Schweigen im Walde übten.

Der Schnauzerl, der alles zurechtgebracht

Drei Gäste saßen zusammen auf der Terrasse des Schwarzwaldhotels. Das gute Bier hatte sie zusammengebracht. Wie die Welt so klein sei und wie man sich doch immer wieder irgendwo treffe, darüber redeten sie. Jeder hatte auf seiner Ferienreise wieder Bekannte getroffen. Und einer von ihnen, der Vierziger, ein Mann mit kleinen, klugen Augen und einer Sokratesnase, sagte: „Aber so wie heute habe ich doch nie eine alte Bekanntschaft erneuert." Es ging über sein häßliches, aber freundliches Gesicht wie ein Schein von Jugendglück, als er das so sagte. Und die anderen zwei sagten fast gleichzeitig: „Na, da legen Sie mal los, Herr Oberschulrat!"

Der Oberschulrat tat einen Schluck, strich sich die Tropfen vom Bart und erzählte langsam und trocken:

„Eigentlich ist es die Geschichte von einem Hund, von einem Schnauzerl, der schließlich noch alles zurechtgebracht hat.

Als ich in der Obertertia des Gymnasiums war — es sind jetzt über dreißig Jahre her —, da hatten wir einen Poussierverein — —"

Die beiden anderen lachten und taten einen Schluck. Der Erzähler aber lächelte nur leise und fuhr dann trocken weiter:

„Jawohl, so eine Art Organisation zur Pflege der platonischen Liebe. Jeder erhielt durch Mehrheitsbeschluß eine der Schülerinnen der höheren Töchterschule als ‚Poussage' zugeteilt. Er hatte sich in sie zu verlieben und täglich mindestens eine Stunde vor ihrem Fenster zu ‚bummeln'. War einer durch Krankheit, oder wenn er in Ferien war, verhindert, seine Vereinspflicht zu erfüllen, so konnte er einen Stellvertreter ernennen."

Die beiden anderen lachten laut auf und einer von ihnen

meinte: „Ja, ist denn das so leicht gegangen, gab's da keine Eifersucht? Und war jeder mit seiner durch Vereinsbeschluß zugeteilten Holden zufrieden?"

„Vollständig", gab der Erzähler zur Antwort. „Von mir weiß ich's ganz gewiß, obwohl die mir Zugewiesene von der Schönheit weit entfernt war. Aber jetzt erst begreif ich's, warum. Wir poussierten nämlich gar nicht die Einzelperson, sondern in unseren fünfzehnjährigen Herzen malte sich das Ewigweibliche als Idealbild, das wir ohne jedes Besinnen auf jedes Mädchen übertrugen.

,... Du siehst mit diesem Trank im Leibe,
Helenen fast in jedem Weibe.'

Der Trank waren die unverdorbenen Pubertätsgefühle unserer fünfzehn Jahre."

Er tat wieder einen bedächtigen Schluck, wischte sich wieder den Bart und fuhr dann weiter:

„Ich hatte zwar kein ‚Schwein' bei meiner Poussage. Ich war ihr offenbar nicht schön genug. Kurz, sie ließ mich bei allen Gelegenheiten ‚abfahren', wie der Terminus technicus im Verein lautete. Ich war aber trotzdem glücklich und poussierte sie ruhig weiter, bis sie mir eines Tages sagen ließ, ich sollte einmal erst den Fünfer in der Mathematik wegschaffen, bevor ich poussieren wollte. Sie war nämlich die Tochter meines Mathematiklehrers. Das war zuviel und ich suchte Helenen in einer anderen höheren Tochter.

Ich wurde älter und entdeckte mit der Zeit, wie grundhäßlich meine erste Liebe gewesen war; aber das sind gescheite Weiber oft. Und gescheit war sie. Nun sind's so fünfundzwanzig Jahre her, daß ich sie nicht mehr gesehen. Und denken Sie, heute hab' ich sie wieder begegnet. Ich war mit meinem Apparat in den Wald gegangen, um Aufnahmen zu machen. Kommt mir da ein kleiner Schnauzerl entgegengesprungen mit einem frechen Gesicht; so frech, daß ich lachen mußte. Er bellte mich und meinen Apparat an. Es lag etwas Urkomisches in diesem unverschämten, gescheiten Schnauzerlgesicht. Ich hätte den Kerl gar zu gern geknipst und richtete den Apparat zu einer Momentaufnahme. Die kleine Bestie machte wie toll, als ich die Linse auf sie richtete. Plötzlich hörte

ich eine Stimme: ‚Schön brav, Schnauz, schön stillhalten!' Der Schnauzerl sah sich aufmerksam um in der Richtung, wo die Stimme herkam und — knips, hatte ich ihn im Kasten. — Da kam denn auch schon die Herrin des Hundes um die Waldecke:

‚Oh, Sie haben meinen Schnauz photographiert?'

Bevor meine Antwort gekommen war, wurde sie plötzlich ganz verlegen. Ich aber sagte: ‚Sollten wir uns nicht kennen, Fräulein?' —

Denn sie war noch Fräulein — alte Jungfrau, wie ich alter Junggesell.

‚Ich glaub' wohl, wir kennen uns,' meinte sie mit einem einfachen, lieben Lächeln auf ihrem alten Gesicht, — ‚obwohl wir uns nie gesprochen, soviel ich weiß.'

‚Ja, offiziell vorgestellt sind wir uns nicht, aber nötig wird's wohl nicht sein!'

Sie lächelte still vor sich hin. Dann gingen wir zusammen wie alte Bekannte durch den Wald, redeten von allem Möglichen, nur nicht von unseren — na, Jugendtorheiten, will ich's mal heißen, obwohl es mehr war. — Wenn ich so drüber nachdenke, so meine ich, ich hätte nie wieder einer Frau gegenüber so reine Empfindungen gehabt."

„Ja, ja" — fuhr er fort, nachdem er eine Weile ernst vor sich hingeschaut. — „Also zusammen spaziert sind wir durch den Wald wie alte Freunde, und der Schnauzerl, der uns doch einmal zusammengebracht nach dreißig Jahren, ist lustig und frech vor uns hergetanzt. Morgen reist sie ab von hier, die alte Jungfer, und denken Sie, ich alter Esel werd' fast sentimental, wenn ich daran denke. Es ist, als ob plötzlich ein Stück meiner reinsten Jugend, das ich unversehens wiedergefunden, mit ihr abreisen würde."

„Ja, ja" — sagten die beiden anderen freundlich und ernst und tranken den Rest.

Williwott und Wieduwitt

Alle Leute in der Stadt freuten sich, wenn es hieß, die Schweden kämen in diesem Winter wieder. Es ging so etwas Feierliches und Reines von der Mutter mit den sechs Söhnen und der einzigen Tochter aus. Wenn sie, alle hochgewachsen, mit hellen Haaren vom roten Gold bis zur Farbe des Flachses, mit geschultertem Ski oder mit Schlittschuhen durch die Straßen gingen, so grüßte alles, nicht untergeben und bedientenhaft, sondern mit jener frohen Achtung, hinter der ein großes Stück Liebe hervorschaut. Und wenn sie vorüber waren, dann erzählte wohl der oder jener Bürger beim „Bieri" den Jungen die Geschichte, wie der Martin Beha als junger Mensch nach Schweden zog und nach zehn Jahren mit der Tochter des großen Bergwerkbesitzers als Frau zurückkam, in dessen Diensten er gestanden hatte, und wie er als schwerreicher Mann mit fünfzig Jahren während eines Besuchs im Heimatstädtli starb, eine Witwe mit sechs Buben hinterlassend. Denn das Mädchen, welches im Alter gerade zwischen dem zweit- und drittältesten Knaben stand, war keine Tochter, sondern eine adoptierte Schwiegernichte, weil die Mutter doch etwas Hilfe im Kampf mit dem halben Dutzend Jungen nötig hatte.

Sie trugen alle sehr merkwürdige Namen, die jungen, hellen Burschen. Wenn einer von den Schwarzwälder Buben die Namen genau auswendig kannte, wie Gunnar, Fritjof, Björnsterne und so weiter, und wußte, welcher Name zu jedem der Sechs gehörte, dann stand er schon in einem gewissen Respekt. Aber die zwei seltsamsten Namen wußten sie gar nicht. Den Zweitältesten nannte die Mutter nur „Williwott" und die Tochter hieß „Wieduwitt". Das aber ist alemannisch und heißt soviel als: „Wie ich will" und „Wie du willst".

Es gab Leute in der Schwarzwälder Stadt, welche wieder an die Existenz von Engeln glaubten, wenn sie „das Maidli" — einen anderen Namen wußten sie nicht — mit ihrem leichten, frohen Schritt, ihrem nicht gerade schönen, aber strahlenden Gesicht, dessen Güte wie durch einen verborgenen Schmerz etwas leicht Wehmütiges hatte und ihrer Last von Flachszöpfen ihre Be-

sorgungen in den kleinen Kaufläden machen sah. Sie war selten allein. Fast immer begleitete sie Williwott, der einzige der sechs Brüder, der nicht schlank, sondern untersetzt war. Er hatte den Kopf voll goldroter Locken, die sich über der Stirn eigensinnig kräuselten. Er war es, welcher der Mutter am meisten Sorgen machte; und sie sagte es ihm oft genug. Und der Schwester, die unter den sechs Brüdern schon einen genügend schweren Stand hatte, machte er nicht weniger Kummer; aber sie sagte es nie. Sie hielt die „Bande", wie sie sie nannte, auf eine merkwürdige Art im Zaum. Sie gab überall nach, wirklich oder scheinbar, und wußte, daß es bei allem immer nur darauf ankam, wer es am längsten aushielt. Es war selten, daß sie auf die Dauer Geduld, Güte und Liebe scheffelweis den nimmersatten Brüdern hingab, ohne daß nach einiger Zeit nicht einer nach dem anderen zur Besinnung gekommen wäre und sich geschämt hätte. Die Buben und Wiedu-witt redeten alle vom Vater her, der in seinen besten Stunden immer schwarzwälderisch sprach, so gut alemannisch, daß sie ihre Streitigkeiten und Fehden am liebsten in dieser Sprache ausfochten. Wenn das „Wie du witt", alle lodernden Feuer dämpfend, sanft aber bestimmt aus der Schwester Mund kam, dann hatte sie gleich alle anderen Brüder gegen die Widerspenstigen auf ihrer Seite. Sie handhabte die drei Wörtchen wie einen kleinen Zauberstab und vollbrachte damit auch das Unerwartete. Nur bei Williwott gelang es selten.

„Will i wott!" — das war des Vaters eigenmächtiger Streitruf schon auf der Wälderschule gewesen, dann auf dem Technikum, später im schwedischen Kupferbergwerk. Und selbst als er, der Leiter des Riesenunternehmens, es mit einem widerspenstigen Konkurrenten oder mit Gegnern im Syndikat zu tun hatte, stampfte er inmitten seiner schwedischen Verwünschungen mit dem rechten Fuß auf den Boden, und dann kam das für alle, die ihn kannten, immer entscheidende „Will i wott!" Darunter hatte seine Frau oft genug zu leiden gehabt, und sie dachte nicht daran, daß nach des Vaters Tod ihr im Zweitältesten ein Erbe dieses Wortes, vor dem sie oft zitterte, erstehen würde.

Die Ärzte meinten, Williwott habe ein Herzleiden, wie auch der verstorbene Vater, und seine Wutanfälle kämen nur von die-

sem Übel. Aber Wieduwitt, die ihn mehr liebte als alle anderen fünf Brüder zusammen, glaubte nicht daran. Sie sah wohl, wie der nun achtzehnjährige Student der Bergakademie sich in ein System verrannt hatte, dessen rücksichtsloses Motto lautete: Die Kraft und die Macht über alles! — Da half kein Reden. Er mußte einmal irgend etwas erleben, was ihn mit der eigenen Waffe mitleidslos zu Boden schlug.

Das stand aber viel näher bevor, als Wieduwitt es ahnte.

Eines Tages, als über flimmerndem Neuschnee die Sonne aufging, erschien Williwott mit jener etwas prahlerischen Eile, die Wieduwitt, die geduldig und schlicht ihre innersten Regungen Verbergende, so unangenehm an ihm empfand, im Zimmer: „Anziehen! Mitgehen! Auf den Silberberg!" — Er sprach immer nur in Schlachtkommandos wie Napoleon I. Die Schwester überlegte sich's ruhig, wie sie mit ihren häuslichen Pflichten zurechtkäme und dann antwortete sie mit dem kleinen Wörtchen, dem Williwott immer unterlag, weil er sich als Sieger fühlen durfte — „Wie du witt", sagte sie.

Sie gingen. Es lag ein Pulverschnee, wie sie ihn seit langer Zeit nicht mehr genossen hatten. Williwott war sehr guter Dinge und die Schwester mußte über seine kraftgenialischen Späße mehr als einmal herzlich lachen.

So fing er denn an zu rennen und freute sich, als Wieduwitt nicht mehr gut nachkam. Drei Stunden lang machte sie die Hetze mit bis auf die Kuppe des Berges, der in einem steilen Abhang ins Tal abfiel. Williwott erwartete sie und fragte nur kurz, nachdem die Schwester sich am Rand des Hanges ein wenig ausgeruht hatte: „Da hinunter?" Sie meinte, es sei wohl ein bißchen steil. Aber als das Lächeln des allem gewachsenen Übermenschen um des Bruders schönen Mund mit den geschwungenen Lippenrändern spielte, da sagte sie wieder nur ihr stilles: „Wie du witt."

Diesmal bewunderte er sie. Donnerwetter, was war sie für ein mutiges Mädchen, und tat gar nicht so! Aber so etwas darf man die Menschen nicht merken lassen — fuhr es ihm rasch durch den Kopf, und schon sauste er, in raschen Schwüngen die Fahrt unterbrechend und die Schnelligkeit vermindernd, den steilen Hang hinab.

Schleife band sich an Schleife, und er war so entzückt von der Art, wie er diese schwierige und verrufene Halde spielend nahm, daß er gar nicht merkte, wie Wieduwitt auf scherbigen Harsch geriet, einbrach und länger liegenblieb als es nötig ist, wenn man sich nach einem Sturz nur zum Aufstehen sammeln will. Schließlich erhob sie sich doch und kam auch sicher, nur totenblaß, unten bei Williwott an. Er bemerkte die Blässe in ihrem Gesicht und meinte leicht schulmeisterlich: „Ja, ja, Williwott, die Angst!" Sie sei nur etwas müde, antwortete sie, und dann ließen sie sich hintereinander die Talsohle hinablaufen wie der Wind. Wieduwitt stöhnte manchmal leise vor sich hin und fuhr, wo es nur irgendwie ging, fast nur auf einem Brett, dem rechten, während sie den linken Fuß, leicht gehoben, schleifte. Einmal mußte sie sich doch setzen, weil sie vor Schmerzen fast ohnmächtig war. Aber sie spürte wohl, daß sie nicht mehr nach Hause kommen würde, wenn sie nicht weiterführe. „Na, die Courage verloren?" kraftmeierte Williwott zurück. „Willst du dich nicht etwas sputen?" — Er hörte das leise „Wie du witt" fast kaum. Endlich waren sie zu Hause. Wieduwitt sagte, sie müsse sich sicher eine Sehne gezerrt haben. Als sie in den Hausgang trat, fiel sie leblos um wie ein Stück Holz. Man trug sie hinauf. Der Arzt wurde gerufen, und während dieser ihren Fuß untersuchte, hörte Williwott, dessen Zimmer daneben lag, den Doktor sagen: „Aber, Fräulein, wie sind Sie denn noch die zwei Stunden bis hierher gekommen? Mit einem gebrochenen Fuß? Und noch mit einem gesplitterten Bruch?"

Sie antwortete nicht, legte nur den Finger auf den Mund und deutete warnend aufs Zimmer nebenan.

Dort schüttelte es aber einen zur Vernunft Gekommenen in unterdrücktem Schluchzen. Von dem Tag an wurde es mit Williwotts Wutanfällen und seiner Herzkrankheit besser, immer besser.

Sie war Siegerin geblieben mit ihrem kleinen stillen: Wie du witt!

Die Siegesfahne

Ihre kinderlose Ehe war eine fünfundfünfzigjährige Hölle gewesen. Achtzig Jahre war er alt geworden, und im nächsten Monat sollte sie achtzig werden. Ein zusammengebogenes Weiblein mit einem Gesicht wie ein Raubvogel. Nur ein humoristischer Zug um die Augen milderte die Schärfe des Ausdrucks. Der etwa fünfzehn Jahre jüngeren Schwester der Frau fehlte dieser humoristische Zug.

Da standen sie nun an seinem Totenbett, die Frau und die Schwester der Frau. Er hatte ausgehaucht. Soweit hatten sie also doch gewonnen, daß er zuerst starb und daß sie ihn beerben konnten.

Er lag ganz friedlich da. Man sah ihm nicht an, daß er sein Leben lang ein Geizhals und ein Querulant war, daß er noch vor einem Jahr alle Anstrengungen gemacht hatte, um seine Frau in ein Irrenhaus zu bekommen. Übrigens beruhten diese Bemühungen auf Gegenseitigkeit. Seine Frau hatte oft das gleiche für ihn erstrebt.

„Man sollt' es nicht meinen, daß der Mensch so 'n friedliches Gesicht machen kann, jetzt, wo er tot ist —" sagte die Frau.

„Na, wir woll'n mal das Testament abwarten, dann können wir ja sehen, wie weit es her ist mit der Friedfertigkeit —" antwortete bissig die Schwester.

Mit dem Testament verhielt es sich aber so:

Das Ehepaar hatte ein Vermögen von etwa hunderttausend Mark zusammengescharrt. Ein Teil davon war in dem Haus angelegt, dessen dritten Stock sie als „Rentiers" bewohnten. Gegenüber dem Hause wohnte ein Mann, der in vielen Dingen erfahren war, besonders im Antiquitätenfach. Daneben verstand er sich auf das Erteilen von juristischen Ratschlägen und auf Häuserspekulation; ein alter geriebener Schurke mit einem Wort. Dieser Mann hatte dem Verstorbenen oft gute Ratschläge gegeben und auch den, ihm das Vorkaufsrecht auf das Haus testamentarisch zu vermachen, „damit die verrückte Frau nicht schließlich noch Unsinn mit dem schönen Anwesen mache"! Der Verstorbene hatte das auch dem guten Freunde in die Hand versprochen. Als aber die

letzte Krankheit ihn aufs Bett warf, wurde er mürbe. Er war sonst nie in die Kirche gegangen. Jetzt aber nannte er seine Frau mit dem Vornamen, ließ den Notar holen und schließlich den Pfarrer. Dann starb er, versöhnt mit seiner Frau und der Kirche.

Die Nachricht vom Tode des alten „Rentiers" hatte sich rasch in der Straße verbreitet. Der Notar kam. In acht Tagen sollte das Testament eröffnet werden.

Was der Witwe aber sofort nach dem Tode ihres Mannes auffiel, war das freche Benehmen der Hausmieter ihr gegenüber. Die Milchfrau teilte ihr „nur aus Freundschaft und Anhänglichkeit" mit, in der ganzen Straße sage man, jetzt müsse sie hinaus aus dem Haus; der verstorbene Mann habe dem Althändler drüben das Kaufrecht auf das Haus vermacht. „Und denken Sie," — fügte die Milchfrau mit geheuchelter Teilnahme hinzu — „die bösen Leut' sagen alle, Sie hätten's nicht besser verdient." Sie schloß ihre Rede mit den betrübten Worten: „Ja, es ist bitter, so auf seine alten Tage noch aus dem eigenen Haus zu müssen!"

Das fuhr der Alten in die Beine und sie mußte sich ins Bett legen. Eine ganze Woche lag sie in Angst und Sorgen. „Ach, war das eine Bande in der Straße! Unter solchem Lumpengesindel muß unsereiner leben." — Solche Gedanken trösteten sie über ihr Unglück.

Endlich kam der Tag der Testamentseröffnung.

Mit Würde las der Notar den Inhalt vor. Von einem Vorkaufsrecht an den Rechtskonsulenten stand kein Wort in dem Vermächtnis. Ihr war alles vermacht, mit Ausnahme von eintausend Mark für die Kirche.

„Der gute Mann!" — seufzte erleichtert die Erbin. Und zur Schwester, die auch zur Testamentseröffnung gekommen war, sagte sie: „Siehst du, er ist doch kein so schlechter Kerl gewesen, wie wir gedacht haben." Dann brach sie in eine ihres Alters ganz unwürdige Lustigkeit aus. Sie lachte und kicherte nur in einem fort. Die Schwester wollte die frohe Botschaft sofort den Mietern unter die Nase reiben.

„Kein Wort sprichst du mit diesem Gesindel," — fuhr sie die Alte an — „kein Wort, sag' ich dir. Das machen wir viel feiner! Morgen ist Großherzogs Geburtstag. Du kaufst gleich nachher

eine große neue Fahne. Und dann kaufst du einen Kranz für oben an die Fahne, und zwei schöne Blumentöpfe auf das Fenstergesims. Denen will ich zeigen, wer der Sieger ist, dem Gesindel und dem Strolch da drüben!"

Am anderen Morgen sah der würdige Herr Rechtskonsulent zum Fenster hinaus. Da — was war das? Da hing eine neue Fahne aus der Wohnung der alten Witwe heraus, auf deren Haus er heute nacht im Traum schon zwanzigtausend Mark Profit gemacht hatte. Er war nüchtern genug, um dieses Zeichen nicht mißzuverstehen. Das war ihre Siegesfahne. Sie hatte gewonnen. Der Herr Rechtskonsulent schlug wütend das Fenster zu und sagte: „Ist halt immer ein verrückter, unzuverlässiger Mensch gewesen."

Die Mieter hatten kaum die neue Fahne bemerkt, als sie es wieder für gut befanden, höflich zu werden. Das tat ihr wohl, der Alten, daß sie jetzt in ihr die Herrin respektierten. Im Überschwang ihres Glückes saß sie am Fenster, um die Wirkung zu beobachten, welche der Festschmuck auf ihre auf der Straße vorübergehenden Feinde machen würde. Die meisten ihrer Widersacher taten, als sähen sie die schöne Fahne nicht, deren Farben stark von den abgeblaßten Lumpen der benachbarten Häuser abstachen; aber den Ärger konnten sie doch nicht verbergen.

Das freute die Alte unendlich; sie freute sich in eine vollständige Aufregung hinein. Gekocht wurde heute nicht. Aus einem Restaurant ließ sie sich zwei gute Diners kommen; für sich und die Schwester.

Als die letztere kam, fing sie an zu schelten wegen einer solchen Verschwendung. Schon beim Braten war der Streit so heftig, daß die glückliche Erbin nicht mehr essen konnte. Dann wurde sie auf einmal blaß und sank vom Stuhle herunter. Sie war tot. Die Aufregung über ihren Sieg hatte den dünnen Faden, der sie noch mit dem Leben verband, zerrissen.

Die Fahne aber wehte und wehte.

Sein Traum

Mit seiner alten Mutter hauste er zusammen in der Dachstube. Sie waren nicht nur Mutter und Sohn, sie waren einander mehr; nämlich Freunde. Er war ein Spätling gewesen und die über sechzigjährige Frau mit dem kaum sechzehnjährigen Jungen hatten viel zusammen erlebt. Nach und nach waren ihnen der Mann und Vater, die Kinder und Geschwister weggestorben. Alle an Schwindsucht. Nur sie waren geblieben und schlossen sich, wie zur Verteidigung gegen den unsichtbaren Feind, der fast jedes Jahr ein Glied der Familie geholt hatte, desto enger zusammen.

Und der Feind war gar nicht so unsichtbar, im Gegenteil. Aus der Dachstube der Mansarde konnte man ihn gut sehen, gerade gegenüber lag er wie ein furchtbares, menschenmarkverzehrendes Ungeheuer.

Der gewaltige Backsteinbau gegenüber war die Spinnerei. Von Mauern umschlossen lag das Fabrikungetüm da, wie gebändigt. Aber jeden Morgen tat es seinen weiten Rachen, das große Fabriktor auf, und dann verschwanden darin viele Hunderte Männer, Frauen und Kinder; den Tag über dampfte und qualmte es aus seinen Kaminen, ließ die Maschinen, seine eisernen Eingeweide, knurren und surren und spie dann abends die entkräfteten Menschen wieder aus. Alle von der Familie des bald sechzehnjährigen Karl Lang hatten dort, im Bauche des Ungeheuers, ihre Kraft gelassen, und auch er ging seit einem Jahr, seitdem er aus der Schule entlassen war, täglich dorthin.

Die Mutter, eine hochgewachsene, aber ganz vornüber gebeugte alte Frau, der die sechzig Jahre Not nicht allen Geist aus dem ernsten Gesicht genommen, stand an der Dachluke, deren eisengefaßte Glasscheibe sie ein wenig aufgelüpft hatte, und sah hinüber nach der Fabrik. Es war schon ganz Nacht und die hundert Augen des Ungeheuers glühten in der Dunkelheit. Da erschütterte ein furchtbarer Laut, wie der wilde Schrei eines Tieres, die Luft. Es war die große Dampfsirene der Fabrik. Bald darauf ging das große Tor auf, dem dunkle Menschenmassen entströmten. Die

Mutter schloß die Luke und sah nach dem Essen, das auf dem kleinen eisernen Ofen brodelte. Schritte waren jetzt auf der Treppe hörbar. Er war's. Ihr Karl.

Müde trat der junge Mensch ein, aber sein finsteres Gesicht hellte sich auf, als er die Mutter sah, die gute Mutter, die schon wieder das Essen bereitgestellt hatte. Er wünschte ihr in herzlichem Tone einen guten Abend und setzte sich dann mit seinen langen, etwas ungelenken Gliedern an den sauber gescheuerten Tannentisch, auf dem vor zwei weißen Tellern und zwei Tassen eine kleine Lampe stand. Ihr trüber Schein fiel auf das über die Jahre ernste Gesicht mit den blauen Augen und den strohgelben struppigen Haaren.

Die Mutter setzte das Essen auf den Tisch, Kartoffelsalat, schmalzbestrichenes Brot und Kaffee. Der Junge aß mit großem Appetit und strich sorgsam mit Brot den Teller aus. Die Mutter trank nur Kaffee und brach sich dazu kleine Stücke von einer Scheibe Schmalzbrot ab. Keine Worte wurden gewechselt, bis sie fertig waren mit Essen. Dann sagte der Junge plötzlich:

„Hab' wieder Krach gehabt mit dem Bäcker. Ich solle meine Schuhe besser abputzen und nicht für das Lumpengeld, das wir für die Mansarde zahlten, einen Wagen voll Dreck den Leuten im Haus auf die Treppe schleifen."

Die Mutter sah sorgenvoll in das Lampenlicht und meinte: „Es war gestern Termin für die Miete, und wir haben nicht bezahlt. Das läßt er uns fühlen, der rohe Kerl. Na, der wird nie genug bekommen. Laß ihn reden, Karl, und antworte ihm nicht."

Karl fuhr sich über die Stirn, lachte und sagte:

„Ach, ich denk' schon nicht mehr dran. Jetzt geht's wieder an die Arbeit. In einer Woche, Mutter, wird's bei uns fein aussehen; wie in einem Palast."

Sein Gesicht leuchtete vor Freude. Über die Züge der Mutter legte sich vorübergehend auch ein sanfter Schein. Sie lachte und sah ihren Karl lange und innig aus den sorgenvollen Augen an.

Dann erhob sich der Junge, ging hinaus vor die Türe und holte von einem an der Wand angeschlagenen Brett verschiedene Gegenstände herab. Gläser, mit Flüssigkeiten gefüllt, Drähte,

Zinkplatten, Schrauben. Nachdem er auf den Tisch ein Zeitungspapier gebreitet, stellte er alles darauf.

Das war sein Traum, der nun bald Wirklichkeit werden sollte. Sein Herz jubelte, wenn er daran dachte. Drei Monate waren es her, seit er den Entschluß gefaßt hatte, und jetzt war er dem Ziele nahe.

Im November war's gewesen, als er an einem trüben, nebeligen Abend durch eine der großen Geschäftsstraßen der Stadt ging. Er hatte nach Feierabend zu Hause bei der Mutter gesessen; geradeso wie heute, durch das Fenster der Dachluke hatten lange Streifen von dunklem Abendrot geschienen, die ungewöhnlich lange am nächtlichen Himmel geblieben waren. Die Lampe hatten sie nicht angesteckt, um das Petroleum zu sparen. Die Mutter hatte vom Nähen wieder einmal Augenschmerzen gehabt und wollte sich ausruhen. Da haben sie im Dunkeln zusammengesessen und hatten Lieder gesungen, schöne, traurige Lieder. Da hatte es ihn nicht mehr in der Mansarde gelitten. Eine unbezwingbare Sehnsucht hatte ihn überfallen, ein Drang, irgend etwas zu suchen. So war er aus der dunklen Vorstadt in die hellen Straßen der Stadt gekommen. Und als er aus den reichgeschmückten Ladenfenstern und von den mitten in der Straße aufgehängten elektrischen Bogenlampen die Fülle des Lichtes strömen sah und von Lichtwellen ganz überflutet war, da war ihm auf einmal der Gedanke gekommen, ob er nicht über ihren Tisch in der Mansarde so eine kleine Glühbirne anbringen und leuchten lassen könnte. Oh, wie das seiner Mutter Freude machen würde! Wie sie da wieder gut nähen könnte mit ihren kranken Augen! Und wie dann alles viel froher in der Mansarde wäre, als bei der trüben, kleinen Lampe. So viel konnte das ja nicht kosten. Er hatte einen Kameraden, der war bei einem Elektrotechniker in der Lehre, der hatte ihm schon viel über diese Dinge erzählt. Aber das Geld? Was er verdiente und was die Mutter von dem bißchen Nähen, das sie noch machen konnte, zusammenbrachte, reichte gerade zum Leben. Ach was! Er würde einfach die acht Pfennige, die er täglich zur Vesper für Brot und Käse oder Wurst ausgab, sparen und eine Zeitlang in der Vieruhrpause nichts essen. Fest prägte er den Entschluß sich ein und ging froh und glücklich nach Hause.

Drei Monate waren seither verflossen und jetzt standen schon

drei kleine Elemente vor ihm. Alte Töpfe hatte er als Behälter verwandt. Noch eins, und die Batterie war fertig. Die Leitung war schon gelegt. Liebevoll betrachtete er die Glühbirne. Sein Herz zitterte vor Vergnügen, wenn er die feinen Drähte in der Glasbirne ansah, die nun bald erglühen und helles Licht, prachtvolles elektrisches, wirklich elektrisches Licht in der Mansarde verbreiten würden. In acht Tagen hatte er das Geld zum letzten Element zusammen. Er träumte sich immer mehr in sein stolzes Glück hinein. Vielleicht würde er auch einmal Erfindungen machen. Edison, von dem er in einem kleinen Buch gelesen, das ihm sein Freund geschenkt, war ja auch ein ganz armer Junge gewesen. Und jetzt war er reich und berühmt. Liebe Zeit, wie würde da die Mutter glücklich werden! Was würde er ihr nicht alles kaufen!

Den ganzen Abend sinnierte er so und ging dann mit übervollem Herzen ins Bett, während die Mutter noch aufblieb und nähte. Immer weiter hielt sie die Arbeit von den Augen weg gegen die Lampe, um besser zu sehen. Aber schließlich ging es nicht mehr, da zog sie sich auch aus. Bevor sie aber die Lampe löschte und ihre alten müden Glieder auf der einfachen, aber sauberen Bettstatt zur Ruhe ausstreckte, blieb sie noch eine Zeitlang vor dem Lager ihres Sohnes stehen, der schon laut schnarchte. Ihr Gesicht mit den gefurchten, festen Zügen wurde mild und einige Male nickte sie mit dem Kopf und sagte still zu sich: „Ja, ja, ein guter Bub, der Karl!"

•

Drei Wochen später stand der Karl als Angeklagter vor dem Schöffengericht. „Wegen Hausfriedensbruchs und einfacher Körperverletzung" — las der Aktuar in der Anklageschrift vor. Aus derselben ging hervor, daß der Angeklagte, der Fabrikarbeiter Karl Lang, seinen Hauswirt, den Bäckermeister Hieronymus Fehsenbeck, in dessen Wohnung, beziehungsweise in dem zur Wohnung gehörenden Hausgang nach einem Wortwechsel angefallen und ihn im Gesicht mit Faustschlägen mehrfach verletzt habe. Der Angeklagte entschuldigte seine Tat damit, daß der Hauswirt nach einem mit der Mutter des Angeklagten wegen rückständiger Miete geführten Streits ein an der Wand auf dem Flur der von dem

Angeklagten und dessen Mutter bewohnten Mansarde angenageltes Brett mit einer darauf befindlichen elektrischen Batterie, weil nach Ansicht des Hauswirts widerrechtlich angebracht, heruntergerissen, zerschlagen und im Hof auf den Mist geworfen habe.

Der Hüterbub

Von Beckenried am Vierwaldstätter See nach Seelisberg zieht sich eines der schönsten Alpentälchen hin. Die steilen zerrissenen Grate gehen im Absturz recht bald in friedliche grüne Matten über, und diese senken sich von beiden Seiten herab, bis sie in sanfte Mulden auslaufen, in denen kleine Dörfer mit zierlichen Schweizerhäuschen verstreut liegen. Auf den Matten stehen unzählige kleine Käsespeicher, wo die großen, runden Käselaibe getrocknet werden.

Alles hier ist lieblich und freundlich, nur die Menschen nicht. Sie sind wegen ihrer unmäßigen Grobheit bekannt, von der ich auch eine kleine Kraftprobe zu genießen bekam. Standen da an einem Haag drei große Männer mit feisten, roten Gesichtern. Im Vorübergehen hörte ich einen laut zu den anderen sagen: „Des isch au wieder so ä verruckde Bergstiger." Ich drehte mich um und sah sie ruhig an. Da wandten sie ihre Köpfe zur Seite wie dumme Jungen, die einen Streich gespielt und es nun nicht sein wollen. Ich ging weiter und oben an der Kirche grüßte mich eine alte Frau freundlich und fragte mich, was die drei zu mir gesagt hätten; sicher etwas Grobes; das machten die mit allen Fremden so. Als ich der Alten gesagt, was mir die drei Grobiane nachgerufen, daß ich aber nur Bedauern hätte mit so ungezogenen erwachsenen Menschen, da war sie ganz erstaunt. „Numme das hent sie Ihne g'sait? Do sin Sie no guet wegcho." Und da erfuhr ich denn, daß der höflichste Gruß, den diese drei und auch andere „Mannen" aus dem Dorf den Fremden entbieten, gewöhnlich der sei: „Was wotsch du, verfluchte Donnerschaib?" Da war ich denn auch gerührt, so ausnahmsweise freundlich behandelt worden zu sein, sagte der Alten Adieu und schritt weiter. Aber mit dem Frohsinn war's doch vorbei. Ich kam in allerlei Gedanken, wie leicht sich

die Menschen das Leben machen könnten durch ein gutes Wort oder ein freundliches Gesicht, und wie selten sie das tun. In solche und immer mehr pessimistische Gedanken kam ich im Weiterwandern hinein. Dazu überzog sich der Himmel, und es fing an, ganz fein zu regnen.

Da auf einmal hellte sich mein Inneres auf wie eine dunkle Landschaft, in die plötzlich aus ziehenden Wolken Sonnenschein fällt. Vor mir her schwangen sich silberhelle Jauchzer und Jodler in die neblige Luft. So die richtigen Urner Jauchzer. Zuerst ein goldenreines hohes Ju! — das wie eine Schwalbe in die Höhe schoß, und dann ein tiefes lachendes Ha! — als sei das Vögelchen mit nassen Flügeln zur Erde gepatscht. Dann ein gellendes Herablachen der Töne vom Ju! bis zum Ha!, und schließlich ein Verschlingen und Durcheinanderschießen der Töne, daß mir das Herz im Leibe hüpfte. Ja, juo, juö, holdiö, diuhö — ju — ha! Frohsinn, Übermut, Glück war es, das die junge reine Stimme aus der einen kleinen Menschenbrust in die Lüfte sang. Nur ein Knabe, der den Stimmwechsel noch nicht durchgemacht hat, kann eine so silberne Kehle haben.

Ich schritt rascher vorwärts, bekam aber den Sänger immer noch nicht zu Gesicht. Endlich sah ich ein kleines Kerlchen mit einer Beuge Holz auf einem Rückkorb langen Schrittes auf der Straße dahinschreiten, immer noch jauchzend und jodelnd. Bevor ich ihn erreichen konnte, war er in ein Haus verschwunden. Gerade aber, als ich an dem Haus vorbeiging, kam er wieder ohne seine Last heraus und wollte im Galopp mit seinen schweren, eisenbeschlagenen Holzsandalen, die nur mit breiten Riemen an den nackten Füßen hingen, die Matten hinabspringen, da rief ich ihn zurück. Er war noch ein Kind mit einem feinen Gesicht und klaren, blauen Augen, die mich freundlich, aber mit einer überraschenden Entschiedenheit ansahen. Das Gewand bestand aus einem Hemd und einem paar Höschen, auf denen die Flicken den ursprünglichen Stoff längst aus dem Feld gedrängt hatten.

„Kannst du so schön jauchzen?"

„Ja, aber ich muß jetzt zuerst in das Haus dort, etwas ausrichten. Wenn aber der Herr ein bissel warten will, dann bin ich gleich wieder da."

Er sprach ein fast dialektfreies Hochdeutsch. Ich wartete und nach fünf Minuten sprang er wieder den Berg herauf, wie eine kleine Gemse.

„Also du kannst so schön jodeln? Wo hast du's gelernt?"

„Ich bin halt drum ein Tiroler, die können's noch besser als die Urner."

„Wie alt bist du?"

„Dreizehn Jahr vorbei, Herr."

„Warum bist du im Urnerland, wenn du ein Tiroler bist?"

„Mein Vater ist in einem Kupferbergwerk im Ötztal und meine Mutter ist gestorben, und wir waren zuviel Kinder. Da hab' ich halt fort müssen."

„Ja, wie bist du hierhergekommen?"

„Ei, zu Fuß."

„Wann?"

„Im Februar vor einem Jahr."

„Mitten im Winter?"

„Eh ja, Herr, es hat Schnee g'habt bis an die Fenster."

„Und jetzt, wo bist du?"

„In dem Haus, da heroben; die Leut' haben mich genommen zum Geißengaumen im Sommer. Und im Winter hilf i halt sonst mit und hilf den Kindern die Schulaufgaben machen."

„Wieviel hast du Lohn?"

„'s Essen und 's Schlafen. Das Gewand muß ich mir selber stellen."

„Verdienst du sonst nichts?"

„O ja, mit Edelweißverkaufen, und ich bin auch Bergführer."

Da mußte ich lachen, als ich den kleinen Kerl mit dem frischen, gescheiten Gesicht ansah; er merkte warum und sagte rasch:

„Ich meine halt, ich zeig' den Fremden den Weg, wo's nicht so gefährlich ist. Ein richtiger Bergführer bin ich noch nit. Wird aber schon kommen."

„Kannst du auch urnerisch sprechen?"

„Ja, aber Sie würden's nicht verstehen."

Da fing ich mit ihm an, Berndeutsch zu reden, und er antwortete in tadellosem Urnerisch.

„So, jetzt muß i aber wieder gehen," brach er plötzlich hoch-

deutsch ab, „ich muß noch dem kleinen Kind vom Bauern da heroben den Schoppen geben. Wenn Sie schöne Edelweiß wollen, ich habe noch."

„Ich will keine, ich hol' sie mir selber."

„Ja, das hab' ich mir schon gedacht. Aber wissen Sie, es gibt halt auch Herren, die haben so genägelte Schuh und einen Eispickel und gehen doch nicht zu Berg. Die kaufen mir dann die Edelweiß ab. Jetzt muß i aber gehen."

Weg war er.

Ich bin nachher in das Haus der Leute gegangen, wo der Knabe als Geißbub war. Sie haben mir alle seine Angaben bis ins kleinste als wahr bestätigt. Er hab' so eine Macht über die Leut', daß niemand ihm böse sein könne, auch wenn er einmal einen übermütigen Streich mache. Nur die Fremden verdürben ihn, weil sie Komödie mit ihm spielten. Wenn's nur wieder Winter wäre, daß keine Fremden mehr her können.

Als ich weiterwanderte, da hab' ich mich eine Zeitlang vor diesem mutigen, klaräugigen Kind, das mir mit seinem Singen den Mißmut vertrieben und das schon das Leben in seiner Art gemeistert hat, geschämt; denn er ist ein kleiner Held und Erwachsene können von ihm lernen.

Die zwei Richter

In Lugano in einer kleinen Pension vor der Stadt habe ich sie kennengelernt, die beiden Richter. Sie gingen fast immer vor und nach den Mahlzeiten in dem großen Garten spazieren, durch dessen Bambusgehölz der tiefblaue See schimmerte. Regelmäßig waren sie in eifrigen Gesprächen, die sich oft zu lauten, erregten Auseinandersetzungen gestalteten. Genau genommen erregte sich immer nur der eine von ihnen, ein magerer, mittelgroßer Herr in den vierziger Jahren, mit dunklem, kurz geschnittenem Haar und graumeliertem, struppigem Spitzbart. Zwischen seinen herabgezogenen Augenbrauen standen zwei tiefe, senkrechte Stirnfalten. Seine Gesichtsmuskeln waren wie in fortwährender Anstrengung des Denkens zusammengezogen, und aus

seinen dunklen Augen sah immer ein suchender Ernst. Höchstens blitzte einmal ein melancholischer Humor darin. Während dieser Diskussionen nahm er mit seinen kurzen Beinen lange Schritte, so daß der andere oft hinter ihm zurückblieb. Dieser war ein großer starker Mann, etwa im gleichen Alter wie sein Kollege, mit blonden Bartkoteletten und sauber ausrasiertem Kinn. Gewöhnlich trug er den feinen Panamahut in der Hand und tupfte mit einem seidenen Taschentuch leicht den Schweiß von der hohen, glänzenden Stirne. Auf seinem gesunden, fetten Gesicht lag das angenehme Bewußtsein, sich in allen Dingen auf dem richtigen Weg zu befinden. Die großen, etwas wässerigen Augen drückten ein herablassendes Wohlwollen für die ganze Welt aus. Seine Art zu gehen, war der Inbegriff ruhiger Selbstsicherheit. Auch über die knirschenden Kieswege ging er, als ob es türkische Teppiche wären. Während des Gesprächs mit dem Kollegen lächelte er zumeist nachsichtig, wehrte wohl auch einmal sanft ab, wurde aber nie heftig. Er war seiner Sache immer ganz sicher.

Beide waren deutsche Landgerichtsräte aus dem Süden des Reiches, und ihr ständiges Gesprächsthema war die Todesstrafe. Bei Tische saßen sie glücklicherweise weit auseinander, und so hatte die kleine Tafelgesellschaft Gelegenheit, bei dem einen der beiden Herren, dem dunklen magern, auch eine andere Begabung als die juristische zu entdecken. Er zeichnete gern während des Essens sehr lustige Karikaturen von den Mitgliedern der Tischgesellschaft auf kleine Papierfetzen und ließ sie zum Gaudium der Anwesenden herumgehen.

Eines Tages ging ich auf den Monte Bré, den kastanienbewaldeten Berg, zu dessen Füßen Lugano liegt. Auf dem Weg traf ich den einen der beiden Richter, Dr. Frey hieß er. Er wollte gerade umkehren und nach Hause gehen; aber er änderte seine Absicht und stieg mit mir den Weg, den er eben herabgestiegen, wieder in die Höhe. Als wir an eine Stelle kamen, wo der Pfad hoch über dem See hinführte und der üppig bewachsene Abhang steil in die blaue Flut abfiel, drängte sich mein Begleiter immer ängstlich an die Bergwand, obwohl nicht die geringste Gefahr eines Absturzes vorhanden war. Als er sah, daß ich seine Ängstlichkeit bemerkte, sagte er plötzlich:

„Ja, sehen Sie, so ist man! Mitte der Vierziger bin ich erst und kann diesen einfältigen Weg, den selbst alte Jungfern gehen, nicht allein machen; und selbst, wenn jemand bei mir ist, bekomme ich diesen verfluchten Schwindel und diese Angst!"

Ich wollte ihn ablenken und von der Gegend sprechen; er aber hörte nicht darauf.

„Nerven — — sagen die Ärzte —" fuhr er fort. „Ja, Nerven! Unsinn! Ich war ein gesunder Mensch. Mein Beruf hat mich ruiniert!"

Er schwieg, hieb, nachdem wir wieder vom Abhang weggekommen waren, mit dem Stock in einige überhängende Kastanienzweige und sagte dann:

„Sie haben mir erzählt, Sie hätten zwei Knaben. Lassen Sie keinen davon Richter werden. Ich sage nicht gerade Jurist, aber ich sage Richter."

„Da hat's keine Gefahr" — meinte ich lächelnd.

„Eigentlich ist es mehr zum Weinen als zum Lachen, wenn Sie mir das nicht übelnehmen wollen" — erwiderte er.

„Ganz und gar nicht", antwortete ich.

Da legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir hier auf diese Bank. Ich will einmal einem Menschen meine Geschichte erzählen."

Und er erzählte, zuerst stoßweise und sich oft unterbrechend, dann aber auf einmal in fließender Rede:

„Ein Maler wollte ich werden. Na, das wollen viele, und es ist ein Glück, wenn man sie daran hindert. Bei mir war's ein Unglück. Nicht weil ich mir einbilde, ich hätte Außerordentliches geleistet, aber ich hätte wenigstens meinen Beruf nicht verfehlt. Meinem Herrn Vater war der Maler nicht fein genug und außerdem: einer in der Familie mußte immer Jurist werden und die Staatskarriere einschlagen. Das war bei uns seit Generationen eine heilige Familientradition. Da ich der einzige Sohn war, so fiel dieser Ziegel mir auf den Kopf. Ich wehrte mich, wehrte mich schwer, als ich die Universität besuchen sollte. Mit dem Vater wäre ich schon fertig geworden, das heißt, ich wär' ihm einfach durchgegangen, auch auf die Gefahr hin, daß er mich ohne Geld ge-

lassen hätte! Aber die Mutter! Sie hat mir kein Wort gesagt und mich nicht ermuntert, des Vaters Willen zu tun, aber wissen Sie, die still ertragene Trauer in den Augen einer Mutter! Der widersteht man nicht leicht. Sie hätte mir gerne geholfen zu meinen Wünschen, aber mein Vater war ein Tyrann, und sie hätte schwer leiden müssen. Ihr zulieb hab' ich die Augen zugedrückt und bin mit gleichen Füßen, gerade als ob's mir Spaß machte, schließlich in die Juristerei hineingesprungen."

Er machte eine Pause und malte Figuren mit dem Stock in den Sandboden. Bilder aus der Studentenzeit mögen in ihm aufgestiegen sein.

„Ach was" — fuhr er unvermittelt fort. „Das gehört nicht hierher. Kurz, ich bin nach dem Examen rasch avanciert und war bald zweiter Staatsanwalt. Ich galt zwar als unschneidig in meinen Strafanträgen, aber ich hatte eben gar kein Talent zur Schneid. Ich hätte, offen gestanden, damals manchmal so einem kleinen Dieb oder Betrüger oder Raufbold gesagt: ‚Hören Sie, Sie Rindvieh, wie können Sie sich mit solchen Lumpereien das Leben ruinieren? Drei Monate Loch und Sie sind kaputt für die Welt. Der größte Strolch, der sich nie erwischen läßt und immer feine Wäsche trägt, sieht auf Sie als Auswurf der Menschheit herunter, wenn Sie auch später noch so ein ordentlicher Kerl werden, und wenn Sie Ihre dumme Geschichte nur aus Unüberlegtheit begangen.' — Innerlich war's mir oft so. Aber ich hielt doch die vorschriftsmäßige Rede und nahm es auch nicht tragisch, wenn einer einen Monat über das Mindestmaß hinaus erhielt, das ich gewöhnlich beantragte. Aber das sah ich bald, daß ich als Staatsanwalt keine Karriere machen würde. Meine Vorgesetzten hatten das wahrscheinlich noch früher bemerkt als ich, und da ich für einen lebenslänglichen Amtsrichter doch zu gescheit war und mein Vater gute Verbindungen mit oben hatte, so wurde ich bald Landgerichtsrat. Zwar galt ich auch in dieser Stellung als Sonderling, ganz besonders, weil ich in meinem Arbeitszimmer zu Hause das Bild von der Ehebrecherin und den Pharisäern hängen hatte, zu denen der Nazarener sagt, derjenige, der noch kein Schweinehund gewesen, solle den ersten Stein bei der Steinigung der Sünderin aufheben. Auch war es bekannt, daß die Urteilsberatungen immer

deswegen so lange gingen, weil ich das Strafmaß jedesmal herabdrücken wollte. So war ich ein seltsamer Richter. Ich freute mich kindlich über jeden Tag, den ich für einen meiner unfreiwilligen Kunden herunterhandeln konnte. Meistens waren es, menschlich gesprochen, keine sehr schlimmen Dinge, um die es sich handelte, obwohl die Staatsanwälte überflossen von Entrüstung über die Verruchtheit der Angeklagten. Sogenannte schwere Burschen, wie man sie nennt, kamen mir nie in die Hände, und so trug ich mein Amt, an dem ich gerade keine Freude hatte, immerhin, ohne es als Last zu empfinden, und war glücklich, nebenher meinen Kunstliebhabereien nachgehen zu können. Aber es kam anders."

Er nahm den Hut ab, fuhr sich nervös über den Kopf und sein Gesicht bekam einen ähnlichen Ausdruck wie an der Felswand, wo er hinabzufallen fürchtete.

„Ja, das war ein böser Fall. Ein Kapitalfall! Hat da ein Arbeiter, dem seine Frau gestorben war, seine Stellung verloren. Ganz ohne seine Schuld. Er hat zu Hause drei Kinder sitzen, drei kleine Mädchen, von fünf, drei und zwei Jahren. Eine Schwester besorgt ihm die Kinder, läuft aber davon, als der Bruder keine Stellung findet. Der Mann, der nie vorbestraft war und einen guten Leumund hatte, läuft aktenmäßig nachgewiesenermaßen siebzehn Tage lang von Fabrik zu Fabrik, von Haus zu Haus und findet nichts. Der Hauswirt will ihn auf die Straße setzen und den Hausleuten wird das Hüten fremder Kinder auch zuviel. Da sagt er am Abend des siebzehnten Tages, wo er außer Stellung war: ‚Im Rhein wären die drei am besten aufgehoben.' Dann läuft er noch drei Tage umher, hungrig, verzweifelt, verrückt. Am Abend des dritten Tages geht er mit den Kindern auf die Rheinbrücke und wirft sie hinab. Die Anklage lautet auf Mord. Der Staatsanwalt hält die Überlegung für außer allem Zweifel stehend. Der Angeklagte gibt selbst zu, drei Tage lang habe er sich die Sache überlegt. Trotzdem stellt der Verteidiger natürlich die Unterfrage auf Totschlag ohne Überlegung. Der Mann auf der Anklagebank aber sagt: ‚Doch, ich hab' mir's drei Tage lang überlegt. Den Kindern ist jetzt wohl. Sie brauchen nicht mitzumachen, was ihrer gewartet hätte.' Der Staatsanwalt hält das für den höchsten Grad von Zynismus und er setzt, gegen die Geschworenen

gerichtet, mit scharfer Stimme hinzu: ‚Der Mann hat erwiesenermaßen sozialdemokratische Ansichten.' Die Geschworenen haben einen schweren Stand. Der Angeklagte ist in ihren Augen kein Mörder, aber das Gesetz sagt: Wer mit Überlegung tötet, begeht einen Mord, und der Angeklagte selbst gesteht zu, daß er sich's überlegt habe. Vier Stunden beraten sie. Ihr Wahrspruch lautet auf Mord, aber sie haben gleich eine Bittschrift an den Landesherrn auf Begnadigung aus dem Beratungszimmer mitgebracht. Der Staatsanwalt beantragt nach dem Gesetz die Todesstrafe. Die Richter — und ich bin dabei — müssen den Mann zum Tod verurteilen. Wir müssen! Ich mußte. Es gibt sonst nichts anderes auf Mord. Alle taten's in der Überzeugung, der Mann werde begnadigt. Der Staatsanwalt selbst hatte uns, bevor wir uns zur Urteilsberatung zurückgezogen, zugesichert, er werde sich persönlich für die Begnadigung verwenden. Als das Todesurteil verlesen wurde, sah der Verurteilte gerade mich mit einem Blick so maßlosen Entsetzens aus den weit aufgerissenen Augen an, daß mir übel wurde. Er hatte offenbar, trotzdem der Verteidiger, wie ich später erfuhr, gewarnt hatte, für seine Ehrlichkeit erwartet, nicht als Mörder angesehen zu werden und auf ein paar Jahre Gefängnis gerechnet. Was er für seine dreitägige Überlegung ausgab, war nichts, als der Kampf eines müdgehetzten, verzweifelten Gehirns gegen eine wahnsinnige Zwangsidee. Er weinte wie ein Kind, als er abgeführt wurde. Nach vier Wochen lag er unter der Guillotine. Einflüsse hatten sich beim Landesherrn gegen die Begnadigung geltend gemacht. Einflüsse! Wissen Sie, was das sind, Einflüsse? — Weiber, Pfaffen!"

So der Landgerichtsrat. Er zitterte vor Erregung. Aber plötzlich wurde er ganz ruhig und sagte monoton und mit einer fast furchtbaren Gleichgültigkeit: „Wissen Sie, was das ist, einem Menschen das Leben zu nehmen? Nicht mit einer Kugel oder einem Stich in der Wut, sondern es ihm nehmen müssen, langsam, mit allerhand feierlichem Geschreibsel und gelehrter Begründung? Und das noch einem Menschen, der den Tod nicht einmal verdient hat? Dreimal hab' ich das müssen. Dann hatte ich genug. Ich ging. Die Ärzte rieten mir, den Dienst zu quittieren. Ich schlief nicht mehr — — na —" — er machte eine scharfe Handbewegung —

„wozu die Details? Berufsneurasthenie nennen es nüchtern die Männer der Wissenschaft."

Er schwieg. Ich konnte nichts sagen. Jedes Wort wäre seichtes Geschwätz gewesen angesichts der Tragik dieses Menschenlebens. Stumm kehrten wir zur Pension zurück. Dort sahen wir gerade den anderen Richter im Zimmer, wie er sich vor dem Spiegel sorgfältig die zwei Bartkoteletten bürstete.

Am anderen Tage reiste ich ab. Erst in den letzten Wochen — zwölf Jahre sind seitdem vorüber — habe ich von den beiden Richtern wieder gehört. Der eine, Dr. Frey, hat sich vor einem Jahr eine Kugel in den Kopf geschossen. Er hat damit gewartet, bis seine alte Mutter gestorben war. Die Ärzte hielten ihn für geisteskrank. Der andere — Herr von Schönberg hieß er — ist kürzlich zum Landgerichtspräsidenten ernannt worden. Er hat bei seinen Kollegen den Übernamen: „Das unbegrenzte Wohlwollen." Mit diesem lächelnden „unbegrenzten Wohlwollen" hat er schon Hunderte mit dem Höchstmaß ins Gefängnis und ins Zuchthaus und manchen aufs Schafott geschickt.

Der kleine Heilige

Sein Vater hatte ihn auf den Namen Franz taufen lassen, nachdem die Mutter bei ihrem Gemahl diesen Namen durchgesetzt hatte. Der Pfarrer fragte, ob es Franz von Sales oder Franz von Assisi sein sollte. Der Vater ging noch einmal nach Hause, wo er von seiner Frau die Antwort erhielt, daß das Kind natürlich Franz von Assisi heißen müsse.

Nun bestand in der kleinen, nüchternen Bürgerfamilie durchaus nicht der Plan, aus dem neuangekommenen Sprößling einen Heiligen zu machen. Aber merkwürdigerweise zeigte der kleine Franz alle Anlagen dazu. Er war ein braves, geduldiges Kind, schlief viel und schrie wenig. Als er gehen und sprechen lernte und mit anderen kleinen Kindern zusammenkam, nahm er nie fremde Hotos oder Pupalis und schrie nicht einmal, wenn andere gleichaltrige Kinder ihm seine Spielsachen wegnahmen. Die ersten Hosen

trug er nicht mit Stolz wie andere Kinder, sondern mit deutlich erkennbarem Schamgefühl.

Als er in die Schule geschickt wurde, paßte ihm das zuerst nicht besonders. Er war von Natur sehr schüchtern und sah, was er da alles zu leiden haben werde. Zwar war er kräftig genug, um sich gegen die Plackereien der anderen Kinder zu wehren, aber er kam lange nicht auf den Gedanken, das zu tun. Die anderen benutzten das, um Unfug mit ihm zu treiben. Die zwei ärgsten Quälgeister saßen hinter ihm. Das Vergnügen, den kleinen Franz zu peinigen, war für diese beiden ins Raffinierte gestiegen, und sie trieben es eines Tages soweit, daß sie ihm scharf gespitzte Griffel in seinen Sitzteil zu bohren versuchten. Der kleine Märtyrer verbiß heroisch den Schmerz; aber die beiden Peiniger waren sehr erstaunt, als sie in der Zehnuhrpause plötzlich von Franz von Assisi überfallen und so übel zugerichtet wurden, daß sie beide aus der Nase bluteten. Der Lehrer kam dazu und war ebenfalls sehr erstaunt. Er hatte niemals gedacht, daß der Franz Stahl ein so roher Bursche sei. Ja, dieser Duckmäuser, sagte er. Als der ungeduldig gewordene kleine Dulder in der Stunde nach der Pause gefragt wurde, weshalb er seine lieben Mitschüler so roh mißhandelte, sagte er kein Wort. Es war mit Drohungen nichts aus ihm herauszubringen, und der Lehrer benutzte die Gelegenheit, um den Franz der ganzen Klasse als das Beispiel eines verstockten, heimtückischen und scheinheiligen Burschen hinzustellen und beschloß seine Rede mit der Verkündigung, daß Franz Stahl übers Mittagessen Arrest hätte und ein Brieflein an den Vater mitbekäme. Mit Gesichtern, welche die größte Genugtuung über ihre eigene Bravheit und den tiefsten Abscheu über solche Schlechtigkeit ausdrückten, wandten sich alle Schuljungen nach Franz, dem verstockten Sünder, wie ihn der Lehrer nannte. Sogar die zwei Quälgeister, die der kleine Dulder durch seine Verstocktheit vor Strafe bewahrte, fanden, daß sie eigentlich doch brave Buben seien gegen den Franz.

Im Arrest überfielen den kleinen Heiligen sehr trübe Gedanken. Obwohl er allein auf dem guten und richtigen Weg war, hielt er sich doch für den schlechtesten Knaben der Welt. Er nahm sich vor, alle Strafen, auch die noch zu Hause ihn erwartenden, ruhig

zu ertragen. Und den von ihm geprügelten Jungen wollte er am anderen Tag je einen Griffel, und zwar keinen gewöhnlichen, sondern einen „Milchgriffel" mit Goldpapier umwickelt, als Zeichen der Reue schenken. Als er nach Hause kam, war schon alles bekannt. Der Lehrer hatte die Mitteilung von Franzens Roheit durch einen anderen Schüler seinen Eltern übermitteln lassen. Auch zu Hause war man sehr erstaunt, und der Vater, der den einfachen Grundsatz hatte, jedes seiner Kinder, das in der Schule eine Strafe bekam, zu Hause noch einmal zu strafen, schmierte den Franz vor dem sehr verspäteten Mittagessen noch einmal ab.

Es gibt für kleine geplagte Menschenkinder keinen besseren Trost als Essen. Auch kleine Heilige machen davon keine Ausnahme. Und so hieb denn der allseitig als verstockter Bösewicht erkannte Franz tapfer auf das reichliche Mittagessen ein, das ihm die Mutter warmgestellt. Die liebe Mutter! Sie fragte ihn nicht, sie plagte ihn nicht, sie hatte ihm nur eine reichliche Portion geschmälzte Knöpfle mit saurem Kalbfleisch warmgestellt.

Mit Erstaunen nahmen die zwei Hauptquälgeister am anderen Tag von Franz die beiden Milchgriffel und die Versicherung entgegen, daß es ihm leid tue und daß er wisse, daß er sie nicht hätte prügeln sollen. In der gleichen Stunde war es in der Klasse bekannt, was der Franz für ein dummer Kerl sei und daß er den zwei von ihm Geprügelten Milchgriffel geschenkt. Man lachte ihn aus, hatte aber doch einen geheimen Respekt vor ihm, weil er „so stark" war, was man bis dahin gar nicht gewußt hatte.

In seinem sorgenreichen Schulleben schwebte der Franz sehr oft zwischen den zwei Fragen Hamlets, „ob er die Pfeil' und Schleudern des Schicksals geduldig sollte ertragen oder, sich waffnend gegen eine See von Plagen, durch Widerstand sie enden?" Nur nach schweren inneren Kämpfen in dem kleinen Herzen wandte der gute Kerl das letztere System an; dann hatte er wieder Ruhe für so lange Zeit, als sich seine Mitschüler erinnerten, daß der Franz so stark war.

Da kam das Jahr, wo unser Held für würdig befunden wurde, die Vorbereitungsstunden zur ersten heiligen Kommunion zu genießen. Während dieser Zeit ging mit ihm eine völlige Verwandlung vor sich.

Der träumerische, sich mit der Innenwelt in seiner eigenen Brust beschäftigende Knabe wurde unter der Anleitung eines jungen, vor Eifer und Frömmigkeit brennenden Kaplans, ein wahres Muster von junger Gottseligkeit. Gut wollte er sein, ungeheuer gut. Nicht mehr an Konditoreiladen stehen bleiben, nicht mehr seine Quälgeister prügeln, nicht mehr mürrisch sein, wenn er, anstatt spielen zu dürfen, eine Unmenge Besorgungen für den Haushalt machen sollte. Überall wollte er helfen. Er wollte sein gerade wie Jesus, als er ein kleiner Bub war und in Nazareth in die Schule ging. Der hatte auch sicher immer „Zweier" in allen Fächern, und Franz hatte manchmal „Zwei mit Frage", besonders im Betragen, wenn er kurz vor der Zeugniserteilung gerade „eine See von Plagen durch Widerstand beendigen" mußte.

Mit seiner Hilfsbereitschaft machte er die sonderbarsten Erfahrungen. Einmal, als er einen armen, mageren Hund vor einem Milchkarren sah und sich dem Milchhändler erbot, ein wenig zu schieben, damit es der Hund nicht so schwer habe, bekam er eine Ohrfeige. Er wußte zwar nicht warum, gab aber ohne weiteres sich selbst die Schuld, weil er wahrscheinlich sein Anerbieten nicht freundlich genug gemacht.

Beim Kommunionunterricht abends in der großen, reichgeschmückten Kirche war er von allen Kameraden der aufmerksamste. In dem weiten Raum hatte die menschliche Stimme einen ganz sonderbaren, geheimnisvollen Klang. Die Formen verschwammen und in der Phantasie des frommen Kommunionschülers nahmen die Heiligen in den goldenen Rahmen oft Leben an, nickten ihm zu und ermunterten ihn, recht brav und gut zu sein. Und der mystisch veranlagte Herr Kaplan, den Franz für einen angehenden Heiligen hielt, hatte Freude an seinen Erfolgen.

Der große Tag kam. Franz wußte, daß er mit Jesus selbst verbunden werden würde. Da konnte es nicht mehr fehlen. Er würde gewappnet sein gegen alle Schlechtigkeit und alle Sünde.

Die Kirche war mit grünen Bäumen, Myrten und Lorbeer geschmückt. Die Weihrauchfässer sandten starkduftende Wolken in die Luft. Die Orgel dröhnte. Am Hochaltar wurde von den reich in farbige Gewänder gekleideten Priestern das Hochamt gelesen. Da kniete Franz neben seinen Mitkommunikanten, die an aller-

hand Dinge dachten, zum Beispiel, was sie für Geschenke bekommen würden und ob wohl alle Eingeladenen zum Essen kämen. Aber unser kleiner Held betete: „Lieber Gott, verzeih mir meine Sünden, aber ich möchte so gern ein Heiliger werden."

Nach dem Mittagessen, bei dem der Erstkommunikant zum ersten Male mit dem Wein intime Bekanntschaft machte und sich in sehr unternehmender Stimmung befand, beschloß er, ein wirklicher Heiliger zu werden. Und da Ernst und Aufrichtigkeit zu seinen Haupteigenschaften gehörten, ging er gleich ans Werk. Soviel Gutes, wie in der Heiligenlegende von den Heiligen geschrieben stand, würde er natürlich nicht tun können; aber er wollte doch einen kleinen Anfang machen. Von den erhaltenen Geldgeschenken beschloß er fünf Mark wegzugeben und außerdem zwei lederne Portemonnaies — er hatte deren drei erhalten — und eine Garnitur Hemden- und Manschettenknöpfe, die er als Heiliger aus Gründen des Hochmuts doch nicht tragen konnte. Er ging allein hinaus in die Vorstadt, wo nach seiner Meinung die armen Leute wohnten. Er wählte nicht lange, sondern gab den ersten besten Knaben seine Schätze. Die meisten Beschenkten sahen ihn erstaunt an und rannten dann schnell, ohne lange zu danken, davon, gerade als ob sie befürchteten, die Geschenke könnten ihnen vom Geber wieder abverlangt werden.

Am Tage nach dem Weißen Sonntag, dem Tag, wo Franz fest beschlossen hatte, ein wirklicher Heiliger zu werden, brachen drei Schicksalsschläge über unseren kleinen Freund herein.

Zuerst erfuhr Franz, daß die von ihm verschenkten fünf Mark dazu verwendet worden waren, ein Biergelage unter der hoffnungsvollen Jugend der Vorstadt zu veranstalten. Die meisten der Teilnehmer waren gänzlich betrunken abends von der Straße weggeholt worden. Noch schwerer als diese Kunde traf ihn die Nachricht, am gleichen Abend sei sein von ihm als Heiliger verehrter Kaplan von der Gendarmerie ins Gefängnis geführt worden. „Wegen Sittlichkeit", wie die Kundigeren der Schüler einander mit viel bedeutenden Mienen zuflüsterten. Franz ließ sich das erklären. Als er nach Hause kam, fragte die Mutter nach dem Gelde, weil man es auf der Sparkasse anlegen wolle. Franz vertraute seiner Mutter seinen Entschluß an, daß er ein Heiliger

werden wollte, und teilte ihr mit, was er mit einem Teil des Geldes und der Geschenke getan. Aber die Wirkung war auch bei seiner guten Mutter eine gänzlich unerwartete. Sie war entsetzt. Ob er verrückt sei, fragte sie ihn. Der Vater konnte seinem Zorn keinen anderen Ausdruck verleihen, als daß er den ungeratenen Sohn furchtbar prügelte. Gerade wenn man meine, alles ginge am besten, käme der Kerl wieder mit seinen Streichen. „Und so etwas nach der ersten heiligen Kommunion!" jammerte die Mutter in einem fort und lief planlos im Hause herum.

Das war zuviel für die Nerven unseres kleinen Märtyrers. Abends fieberte er, und am anderen Morgen stellte der Arzt Gehirnentzündung fest. Er starb nicht daran, der Franz, der ein Heiliger werden wollte. Als er jedoch wieder gesund war, war er ein anderer Mensch. Die Flegeljahre setzten ein. Er wurde einer der gefürchtetsten Spötter, und die Note „Ungenügend" in der Religion erfüllte ihn mit Genugtuung.

Der Arzt aber sagte nach der Wiedergenesung zu den Eltern des kleinen Heiligen: „Lassen Sie den Bub nur machen, früher oder später findet sich der doch zurecht. Die Entwicklungsjahre bringen bei guten und intelligenten Burschen oft so seltsame Dinge mit sich."

Der Arzt war ein vernünftiger Mann, und die Eltern gaben ihm recht, wenn sie ihn auch nicht verstanden.

Der Franz aber ist kein Heiliger geworden, trotzdem er den festen Entschluß gefaßt hatte. Dazu war die Welt, in der er lebte, nicht geeignet. Aber ein rechter Kerl ist doch aus ihm geworden.

Weihnacht an der Waterkant

Auf dem Strohdach des niederen, langen Backsteinhauses liegt die Abendsonne und bringt in dem wetterschwarzen Halmgewirre spangrüne und dunkelviolette Töne zum Leuchten. Das lebenspendende Gestirn strahlt aus gelben, fahlen Wolkenbänken, und über den rollenden Wogen der Nordsee liegt ein drohender Schein, wie Götterdämmerung. Es ist kaum vier Uhr und Weihnachtsabend. Die Wellen jagen wie schnaubende

Rosse daher; aber der flache Strand bändigt in gelassener Ruhe ihre Kraft. Sie laufen am hellen Sandboden hinauf, sinken immer mehr zusammen, je höher sie hinaufkommen, und enden mit einem abschwellenden, wimmernden Pfeifen in nichts.

Draußen am Leuchtturm wechselt schon das rotweiße Signallicht. Die letzten Ewer kehren vom Fischen heim. Ihre dunklen Segel brennen braunrot in der letzten Sonnenglut.

Ich gehe hinein zur Mutter Kröger. In ihrem Zimmer duftet es nach Kaffee und Honigkuchen. Sie ist eine „Olsch", eine feine „Olsch", die Mutter Kröger. Glatt gescheiteltes Silberhaar deckt ihren mächtigen, breiten Schädel. Im rosigen Gesicht kein Fältchen trotz ihrer Sechzig. Eine kleine Nase und zwei runde Augen, wie „ne olle Uhl". So nennt sie sich lachend oft selber. Ja, sie ist ein lustiges, altes Menschenkind, meine Hauswirtin. Etwas verrückt, aber gescheit. Sie hat das Leben gesehen. Ihr Mann und ihre zwei Söhne liegen draußen in „Gottes Keller". So heißen die Seeleute das große Wassergrab, das Meer. Und heute abend erwartet sie den dritten.

„Na, Sie werden mal sehen, was dat för'n Jung ist", sagte sie stolz. „Min Asmus!" Sie leuchtete ganz. Und nur für ihren Asmus, der Zweiter Steuermann auf einem Westindienfahrer ist, hat sie die Stube so geheizt, gefegt, poliert, daß alles glänzt.

Aus dem kleinen, behaglichen Zimmer sah ich hinaus auf die dunkelnden Fluten. Mutter Kröger setzte mir still eine Tasse Kaffee auf das Fensterbrett und legte ein Stück Honigkuchen daneben. Da ging eine dunkle, hohe Gestalt am Fenster vorbei; an der Tür, die durch eine Vorlegkette geschlossen war, rüttelte es, und durch die halboffene Spalte rief eine kräftige Stimme: „Na, Mutting, du willst mir wohl nit upmaken?"

Mit einem Schrei stürzte die Alte aus dem Zimmer, und im nächsten Augenblick lagen sich die zwei Menschen in den Armen. Ganze Sturzwellen von Kosenamen ließ die Mutter über ihren „lütten Jung" weggehen. Der „lütte Jung" war sechs Fuß hoch, breitschultrig, mit einem von Freundlichkeit und Mut strahlenden Gesicht. Wie ein großes Kind erwiderte er die Zärtlichkeit der alten, kleinen Frau, und seine gewaltigen Hände glitten behutsam über ihr weißes Haar.

Ich wollte mich still drücken und die beiden Glücklichen allein lassen, aber das ließ die Alte nicht zu. Jetzt müßte ich ihren „lütten Jung" zuerst kennenlernen und dann Abendbrot mit ihnen essen, und dann würde der Weihnachtsbaum angezündet. In der guten Stube war der Tisch mit schön gemaltem Porzellangeschirr gedeckt, und in einer Ecke stand ein armseliges, krüppeliges Fichtenbäumchen mit weißen Kerzen. Aber das köstliche Abendessen, das Mutter Kröger nun auftrug, und ein gutes Glas alter Rheinwein verscheuchten alle Heimwehgedanken. Der junge Seemann war auch nicht zu Sentimentalitäten geneigt, hieb wacker ein und tat manch kräftigen Zug. Nur hier und da nickte er der Mutter mit seinen guten, blauen Augen freundlich zu und arbeitete dann wieder energisch mit Gabel und Messer. Die Alte fand zum Essen keine Zeit. Wenn sie nicht gerade damit beschäftigt war, uns immer wieder die Teller zu füllen, saß sie in stummer Bewunderung vor ihrem „lütten Jung".

Nach dem Essen zündete die Alte die Kerzen an und ließ es sich nicht nehmen, obwohl der Sohn zärtlich abwehrte, „Stille Nacht, heilige Nacht" zu singen. Das war ein bißchen peinlich. Sie merkte es wohl selber nach dem ersten Vers, daß ihr Junge für diese seltsamen Überschwenglichkeiten nicht empfänglich war. Sie trug das Geschirr ab und verschwand in der Küche, aus der sie den ganzen Abend nicht wiederkam.

„Sie ist einmal ein bißchen eigentümlich", sagte der Sohn entschuldigend, als er nach ihr gesehen hatte und sie nicht bewegen konnte, wieder zu uns zu kommen. Der Rüdesheimer 1904 löste langsam seine Zunge, und während er dann und wann einmal einen großen Rauchring aus dem Munde sagte, erzählte er mir die Geschichte von einem seiner Weihnachtsabende zur See.

„Wir hatten Dynamit an Bord und gingen nach Chile. Sie brauchen das Zeug dort in den Bergwerken. Es war gerade heute vor vier Jahren. Passagiere hatten wir keine. Unser Schiff war ein Fünfmaster — ein Prachtschiff, sage ich Ihnen, kein solcher alter, lecker Kasten, wie sie zu Hunderten fahren, ohne daß die Passagiere wissen, daß die Pumpen Tag und Nacht arbeiten. Es war klares Wetter und nicht viel Arbeit. Nur in der Küche war viel zu tun, und wer konnte, half dort mit. Es sollte ein lustiger

heiliger Abend werden. Vormittags 11 Uhr wurde Feuer an Bord gemeldet. Ein Schiffsjunge hatte ein Flasche Spiritus zerschlagen, sonst wußte man nicht, wie das Feuer entstanden war. In einer halben Stunde stand das Hinterdeck in Flammen. Einige Tonnen Öl waren dort in Brand geraten und explodiert. Drei Matrosen stürzten sich brennend ins Meer. An Löschen war nicht zu denken. Um ein Uhr gab der Kapitän Befehl, die Boote ins Wasser zu lassen. Ich war mit sieben andern in einem Boot und wir ruderten wie toll, um aus dem Bereich des brennenden Schiffes zu kommen. Es war schon dunkel, und wir hatten uns etwa zwanzig Seemeilen vom Schiff entfernt, als am Horizont plötzlich eine Feuerkugel, so groß wie die untergehende Sonne, erschien, und einige Augenblicke darauf wurde unser Boot erschüttert, daß wir meinten, alles ginge aus den Fugen. Unser Schiff war mit der ganzen Ladung Dynamit in die Luft gegangen. Es war wirklich gut, daß wir so weit weg waren. Wir wären nicht einmal in Gottes Keller gekommen, so hätte es uns auseinandergejagt."

Er lachte und tat einen tiefen Schluck.

Es war wirklich ein ziemlich ungemütlicher Weihnachtsabend. Wir trieben vier Tage auf der See herum, untertags verschmachteten wir fast vor Hitze und nachts lagen wir schlotternd auf dem Boden des Bootes, um uns aneinander zu erwärmen. Das schlimmste war der Durst. Morgens lagen wir wie Tiere am Bootsrand und leckten den Tau vom Holz und vom Eisen weg. Jeder suchte dem andern soviel als möglich von der Feuchtigkeit vor der Nase wegzulecken. Oft gab es Prügeleien deswegen, wenigstens zwischen denen, die sich noch prügeln konnten. Am fünften Tage landeten wir an der chilenischen Küste. Wir hofften dort Wasser zu finden, fanden aber nichts als eine Herde Pelikane. Unserem Ersten Steuermann, der am besten aushielt, gelang es, zwei von den Viechern mit Steinen totzuwerfen, und wir stürzten uns wie die Wilden auf die Vögel, rissen sie auseinander und saßen dann, jeder aus einem Stück Pelikan das Blut saugend, beieinander auf den Felsen."

Er lachte wieder, so wie über einen wüsten Traum. Dann schloß er:

„Am sechsten Tage kannte ich meine Kameraden nicht mehr.

Ich weiß nur noch, daß plötzlich einer rief: ‚Ein Schiff!' Ich sah wirklich auf hoher See ein Schiff mit einem rauchenden Schornstein. Wir taumelten alle nach dem Boot, und dann nichts als hinaus. Die einen ruderten, die anderen schwenkten ihre Hemden. Nach einer Stunde, in der es schien, als ob alle wieder ihre Kräfte bekommen hätten, sahen wir, wie das Schiff auf uns zudrehte. Von diesem Moment an weiß ich nur noch, daß ich eine Falltreppe hinaufkroch. Dann verließ mich das Bewußtsein. Als ich die Augen wieder aufschlug, sah ich das Gesicht einer barmherzigen Schwester über mir. Ich hatte drei Tage ohne Bewußtsein gelegen. In Valparaiso wurden wir ins Spital gebracht und nach drei Wochen dort als geheilt entlassen. Nur einer ist gestorben.

Also das war die Geschichte von meinem schönsten Weihnachtsabend!"

Er hob sein Glas, lächelte ein wenig mit seinen treuen, blauen Kinderaugen und stieß dann mit mir an.

Draußen tobte die Nordsee ihr Weihnachtssturmlied, und der Südwest orgelte seine mächtige Fuge dazu.

Ein Halber.

Es sind schon Jahre her. Ich hauste damals vier Wochen lang in einer Sennhütte im Berner Oberland. Milch, Käse, Brot und selbstgesuchte Beeren waren meine Nahrung. Bücher hatte ich fast keine, Besuche noch weniger.

Nur einmal bekam ich Besuch. Es waren Studenten und Studentinnen. Ich lag gerade mit aufgestützten Ellenbogen bäuchlings auf einem sonnenbeschienenen Felsvorsprung. Da sah ich sie unten die Matten heraufkommen. Das Viehgatter, durch das sie durchmußten, ließen sie natürlich offenstehen. So lief ich ihnen denn entgegen und begrüßte sie, lauter junge Bekannte, mit einem Vortrag über die Wichtigkeit des Viehgatters und die Bedeutung seiner Tür, die darin bestehe, daß zwar die Menschen sollten hereinkommen können, das Vieh aber nicht hinaus. Dann stiegen sie mit mir hinauf auf meine Sennhütte, nicht ohne sich stark zu

wundern, wie es einem hier oben, fast zweitausend Meter über dem Meere, nicht langweilig würde.

Vor der Sennhütte unter einer verknorbelten Kiefer wurde kampiert, gegessen, getrunken und vor allem geschwatzt. Viel geschwatzt. Vor allem war Konstantin, den sie auf russisch Costa nannten, wieder in seinem Feuer. Fräulein Sonja, eine Studentin der Medizin, skizzierte die lebendige Gruppe. Dora, die eigensinnige, kleine Philosophin, stritt sich wütend mit dem langen Nikolaus über Darwinismus.

Nur einer, ein Mann von dreißig Jahren, lag still abseits und sah mit großen, wehmütigen Augen hinüber zu den im Firnschnee leuchtenden Zacken des Hochgebirges. Während seine Kameraden gekleidet waren wie andere junge Leute ihres Standes, trug er eine nicht sehr reine, blaue, russische Bluse und eine rote, mit Quasten besetzte Kordel um den Leib. Dazu schwarze, flickbedürftige Hosen und einen weißen Strohhut. Ein dünner, schwarzer Bart umrahmte das dunkle, schöne Gesicht. Es lag ein Gemisch von Melancholie und Verkommenheit über der ganzen Gestalt.

„Und Lazarus?" fragte ich, mit dem Kopf auf den abseits in Träumen Versunkenen weisend. „Immer noch so kaputt in den Nerven?"

„Wirrd err immerr sein!" antwortete hart und bitter Konstantin. „Wirrd nie etwas fürr die Bewegung leisten. Ist immerr nur halb!"

„Solltest du nicht sagen", sagte Sonja in korrektem Deutsch ernst und fast traurig zu Konstantin. „Du weißt, was er getan."

„Weiß ich es ja", replizierte Konstantin aufgeregt; aberr jetzt, es reut ihm ... Alles nurr halb ..."

Da kam er, von dem sie sprachen, langsamen Schrittes, mit fast demütig gesenktem Haupte, herüber zu der Gruppe. Das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Später führte ich meinen Besuch zu einer kleinen Eishöhle auf der anderen Seite des Grats. Ich ging mit Sonja voraus. Da erzählte sie mir auf meine Bitte die Geschichte von Lazarus:

„Er war aus einer großen Stadt Rußlands und stammte von einer hohen Beamtenfamilie. Bald, nachdem er seine Universitätsstudien begonnen, befand er sich mitten in der revolutionären

Studentenbewegung. Bei den Behörden stand er nicht im geringsten Verdacht; auch seine Eltern hatten keine Ahnung von seiner politischen Gesinnung. Er hatte „gute Verbindungen" in seinem Verwandtenkreis und konnte so seinen Freunden manchen großen Dienst leisten. Eines Tages brachte er in Erfahrung, daß eine der vereinbarten geheimen Zusammenkünfte des revolutionären Komitees der Polizei angezeigt worden war. Ort und Zeit der Zusammenkunft wußte die Behörde genau. Nur eines der Mitglieder des Komitees konnte der Polizei die Meldung gemacht haben. Es war also ein Verräter unter ihnen. Lazarus, der Versonnene und Stille, sah sich auf einmal vor eine furchtbare Aufgabe gestellt. Er mußte seine Freunde retten und den Verräter entdecken. Keinem konnte er sein Geheimnis anvertrauen, keinen Kameraden zu Rate ziehen; denn er fürchtete, gerade den Verräter einzuweihen. In dieser Isolierung und Gefahr erwachte eine ungeheure Entschlossenheit in ihm.

Die Komiteesitzung fand am gleichen Tage, an dem Lazarus die Hiobsbotschaft erhalten hatte, in einer Dachstube, der Wohnung eines Kameraden, statt. Alle waren schon eine Stunde vor der festgesetzten Zeit anwesend. Nur Lazarus fehlte. Plötzlich hörte man laute Schritte auf der Treppe. Es wurde an die Tür geklopft. Die Studenten öffneten, und in das schlecht beleuchtete Zimmer trat ein Polizeioffizier mit erhobenem Revolver. Die bestürzten jungen Leute sahen, daß sie verraten waren. Lazarus fehlte. Er war also der wahrscheinliche Verräter; der stille, unheimliche Schurke! Der Polizeioffizier gab einige Befehle zu anscheinend auf der Treppe stehenden Gendarmen. Dann erklärte er die Studenten im Namen des Kaisers als Revolutionäre für verhaftet und fügte hinzu: „Derjenige der Herren, der uns die Mitteilung von der Verschwörung gemacht hat, trete vor. Gegen ihn liegt kein Haftbefehl vor. Er ist frei."

Da trat Joan Boroseff vor, der Bewohner der Mansarde. Ein Wutschrei entrang sich den Kehlen der übrigen. Auf einmal aber ereignete sich das Unerwartete. Der Polizeikommissar nahm sich die Mütze und einen falschen Bart ab. Es war Lazarus.

Er zitterte jetzt, nachdem ein Teil des Werkes, die Entdeckung des Verräters, gelungen war, wie ein Fieberkranker. In kurzen

Worten teilte er den Kameraden den Verrat mit. Er hatte sich Teile einer Polizeioffiziersuniform zu verschaffen gewußt und so seinen Plan ausgeführt. Jetzt galt es noch, der wirklichen Polizei zu entkommen. Aber Boroseff, was sollte mit dem geschehen? Ein Kamerad wußte Rat. Er nahm dem zitternden Lazarus den Revolver aus der Hand und ging auf Boroseff zu. Da aber sprang Lazarus dazwischen. „Kein Blut, um Gottes willen kein Blut!" rief er. Die Zeit drängte. Man mußte fort. Lazarus überredete die Kameraden, den Verräter auf die Flucht mitzunehmen. Der geladene Revolver hinter Boroseff brachte diesen zum Gehen und zum Schweigen. Eine halbe Stunde später fand die Polizei die Mansarde leer. Auf der Flucht durch die öden Straßen eines armen Stadtviertels hatte der Verräter zu entkommen versucht. Er war kaum vier Schritte gelaufen, als er, von einem Revolverschuß getroffen, tot zusammenbrach. Man ließ den Leichnam liegen und jagte nach allen Richtungen auseinander.

Lazarus aber" — so fuhr die Russin fort — „ist seither Melancholiker. Er ist zusammengebrochen unter den Folgen seiner edlen Handlung; unter den Folgen, die unvermeidlich waren und denen er sich entgegenstemmen wollte. Er grübelt darüber nach, wie er die Sache hätte besser machen können. Seit einiger Zeit hat er bei Tolstoi einigen Trost gefunden. Man solle dem Übel nicht mit Gewalt widerstreben; er hätte sich damals verhaften oder ins Gefängnis werfen oder nach Sibirien schicken lassen sollen, sagt er mir jetzt oft. Aber seine Freunde! Er mußte sie retten. Die Rettung war aber nur durch den Tod des Verräters möglich. Und für diesen Tod fühlt er sich tausendmal verantwortlicher als derjenige, der den Schuß abgefeuert hatte. Es ist möglich, daß er noch irrsinnig wird. Das ist jetzt schon acht Jahre her, und er ist immer der gleiche. Dabei ist er ein treuer, guter Mensch, so seltsam und herabgekommen er auch aussehen mag."

Und nach einem langen Seufzer schloß sie: „Ich fürchte, daß wir Russen alle etwas von dieser Halbheit haben, die Costa an Lazarus so verspottet ... Er selbst ist nicht ganz frei davon. Wir seufzen unter furchtbaren Lasten, aber unsere Herzen sind trotzdem nicht stark und fest genug, um unsere Unterdrücker mitleidslos zu beseitigen."

Gegen Abend ging der Besuch wieder. Das Viehgatter wurde diesmal zugemacht. Es war Lazarus, der diesen Dienst dem Hirtenbuben erwies. Die anderen hatten es schon wieder vergessen. Lange hörte ich nichts mehr von ihm. Erst vor einiger Zeit erfuhr ich, daß er wieder gesund geworden sei und in einer kommunistischen Ackerbaukolonie als einfacher Landarbeiter lebe. Er habe den inneren Frieden wiedergefunden und sei ein begeisterter Anhänger des Alten von Jaßnaja Poljana geworden.

Heimgefunden

Es war eines Abends am Vierwaldstätter See. Ich schlenderte mit einer alten Amerikanerin, einer selten klugen und liebenswürdigen Frau, durchs Dorf.

Plötzlich blieben wir stehen. Aus dem geöffneten Fenster eines der Schweizerhäuser jubelte Geigenspiel heraus. Wir traten näher. Eine schmelzende Kantilene floß wie Silber durch die Abendluft. Ergriffen von den reinen Tönen, die von Lust und Leid einer tiefen Seele sangen, lauschten wir ...

„Aber, das ist ja ein Künstler, oh my!" sagte die Frau in schlechtem Deutsch. Als das Spiel geendet hatte, ging sie ohne Umstände ans Haus, um den „Künstler" kennenzulernen. Ich hinterdrein. Sie klopfte an einer Tür an.

„Inne!" klang es von drinnen etwas unwirsch heraus. Wir traten ein und sahen einen jungen Menschen von etwa 23 Jahren mit einer Geige in der Hand vor uns stehen. Er wurde verlegen wie ein Kind, als er die Fremden sah. Sie bat ihn so freundlich und herzlich um Entschuldigung, daß er die Verlegenheit wenigstens einigermaßen ablegte. Sein wundervolles Spiel hätte uns hereingelockt, erklärte ihm die Amerikanerin. Da wehrte er energisch, ja fast grob ab.

„Kai Spuer vu wundervoll, des muß i besser wisse. S'langt m'r eifach nit, was i us d'r Gige use bringe möcht!"

Und mit einer eckigen Bewegung fuhr er sich über die Stirn und das aschblonde, schlicht gekämmte Haar. Er war einfach, fast bäuerlich gekleidet, aber in seinem etwas derben, großgeschnittenen

Gesicht prägte sich ein tief verschlossenes Gemütsleben aus. Seine blauen Augen sahen mehr nach innen als nach außen. Während die Frau dem jungen Manne sagte, sie fühle wohl, wie jedes Lob einem echten Künstler aufdringlich erscheinen müsse, kam eine etwa fünfzigjährige Frau zur Tür herein und sah uns mit einem mißtrauischen Blick an. Sie grüßte nicht und ging wieder hinaus, als sie uns gemustert hatte. Das sei seine Mutter, erklärte der junge Geiger. Sie hab's nie gern, wenn Stadtleute zu ihm kämen. Drum hab' sie wohl so bös dreing'schaut.

Wir empfanden, daß wir gerade keine willkommenen Gäste waren und gingen.

Einige Tage später begegneten wir ihm auf der Straße. Ein Stückchen wollte er uns schon begleiten, meinte er auf die Einladung der Amerikanerin. In einem mühsamen, zögernden Gespräch voller Scheu und Unbeholfenheit erfuhren wir nun, daß er nur einen Wunsch habe, nämlich den, sich als Geigenspieler auszubilden und ganz der Kunst zu leben. Aber die Mutter! Die litte es nicht. Er sei der einzige Sohn, und der Vater sei schon lange tot. Die Mutter habe so komische Ideen von der Stadt und wolle ihn halt nicht gehen lassen. Das Stadtleben sei ein sündhaftes Leben, sage sie immer. Geld habe er schon ein wenig, aber weit werde es kaum reichen. Die Mutter gegen ihren Willen allein zu lassen, das brächte er nicht übers Herz. D'r Düfel! Er plage sich ab mit seiner Stainer-Geige, die ihm ein reicher Deutscher geschenkt, aber je mehr er sich plage, desto mehr merke er, was ihm fehle; die Technik, die Schule, der Unterricht eines Meisters, das sei's! Und dann müsse er doch der Mutter helfen im Feld und zu Haus; 's verderbe seine Finger. Es sei a Chaibeg'schicht, a verfluchte.

Alles das würgte er so nach und nach heraus. Und aus jedem Satz sprach die Angst, ob man ihn denn nun wirklich auch verstehen würde. Die Amerikanerin hörte ihm aufmerksam zu, sagte aber nur wenig. Dann ging er wieder nach Hause.

Es vergingen einige Tage. Da hörte ich vom „Schosepp" — so hieß der Geiger — mit dem ich unterdessen gut Kamerad geworden war, die Frau Field — so hieß die Amerikanerin — sei jetzt fast jeden Tag an seiner Mutter, sie sollte ihn doch mit ihr

gehen lassen nach Paris. Dort würde sie dafür sorgen, daß er bei einem berühmten Meister, einem ihrer Freunde, auf dem Konservatorium Unterricht bekäme. Er strahlte vor Hoffnung, denn er glaubte, sie würde die Mutter herumbringen. Gestern schon habe sie ihn gefragt, ob er auch immer in die Kirche gehen und ein rechtschaffenes Leben führen wolle, wenn sie ihn nach Paris ließe.

Es muß ein rührender Kampf gewesen sein zwischen der Bauernmutter, die ihr großes Kind gegen die große Welt verteidigte, und der Amerikanerin, welche der Kunst einen neuen Jünger zuführen und einer Künstlerseele die Wege ebnen wollte. Die Mutter vom Schosepp hatte, wie viele gescheite Bauernfrauen, den feinen Instinkt für die Gefahren der Großstadt, und es brauchte die ganze uneigennützige Gewalt, die von der Amerikanerin ausströmte, wie ein stilles, aber immer mächtiger werdendes Feuer, um das Mißtrauen und die Mutterliebe in der Alten zu besiegen. Und wenn ich jetzt zurückdenke an diesen edlen Kampf, der in dem alten Bauernhaus vor Jahren zwischen der Kunst und der Mutterliebe geführt wurde, um den Schosepp, so packt mich das alles, was ich nun weiß, noch viel tiefer.

Der Schosepp durfte nämlich nach Paris gehen. Die Abschiedsrede, die seine Mutter in der Stube an ihn hielt, ist mir heute noch im Gedächtnis. „Also, Bue, lue, i loß di go, wil i glaub, s'isch di's Glück; die Frau do het's g'sait, s'wurd di's Glück si, un i halt drfir, daß d' Frau Fieldt än anständige Frauensperson isch, wo's guet mit d'r meint. Gib uff d' Kleid'r acht, un mach di Sach recht, so daß d' Lüt allewil mit d'r z'friede sin. Geh am Sunntig in d' Kilche un loß m'r d' Wibervölker in d'r Stadt in Rueh. So un jetzt b'hüet di Gott un b'hüet üch Gott mit enand'r."

Es ging etwas so Heiliges und Ernstes von dieser einfachen und kleinen Bauersfrau mit ihrem energischen Gesicht aus, daß mir bei dieser Abschiedsrede ganz seltsam zumut wurde. Dann küßte die Mutter ihren Schosepp noch einmal wie einen kleinen Bub, spritzte ihm, während er sich bekreuzte, aus dem Weihwasserkesselchen, das an der Tür hing, einige Tropfen ins Gesicht und gab uns beiden anderen mit freundlichem Ernst die Hand. Wir fuhren zusammen noch nach Luzern und trennten uns dann. Der Schosepp

und die Amerikanerin mit ihrer Mutter und ihrem Kind fuhren nach Paris und ich nach Davos. Der Abschied wurde mir schwer von der rasch gewonnenen Freundin und dem Freund. Wir schrieben uns noch einige Male. Dann wurde es still.

*

Es waren zehn Jahre her, als ich zum erstenmal wieder etwas vom Schosepp hörte. Ich hatte ihn bereits vergessen. Aber als ich zu Schiff nach Flüelen fahren wollte, zog es mich in sein Dorf. Ich hatte Glück mit meiner Wohnung. In der Sägemühle am See fand ich eine hübsche kleine Stube. Der Besitzer der Säge, ein stattlicher Bauersmann mit glattrasiertem Gesicht, rauchte gerade aus einer langen Pfeife, auf deren Kopf Beethovens Bild gemalt war, als ich aus meinem Stübchen herabkam, um mich in den Garten zu setzen. Aus großen, klaren Augen blickte er. Nur die Nase war etwas zu stark geraten und ihr Schwung war durch eine kleine Verdickung und Rötung der Nasenspitze beeinträchtigt. Weißes Haar umspielte die hohe Stirn.

Nach den üblichen Fragen und Antworten über Wetter und Reise sagte ich ihm, ob er den Schosepp Faßbind auch gekannt habe.

„I han ne guet kennt", antwortete der Alte, und sein Gesicht bekam einen fast feierlichen Ausdruck. „Und Ihr, hent Ihr ne au kennt?"

„O ja; und wo ist er denn jetzt?"

Der Alte schaute mich scharf an. „Hie isch er wieder. Chömmet, m'r wölle ne b'suche." Barhäuptig, die Füße in starken Sandalen und die lange Pfeife in der Hand, schritt er zum Garten hinaus. Ich hinterdrein. Beim Kirchhof ging er hinein und zeigte mir dann wortlos einen einfachen Grabstein.

Darauf stand:

Hier ruht
der Jüngling
Joseph Faßbind
Musiker

Und darunter war eine kleine Lyra in den Stein gehauen. „Hent Ihr ne guet kennt, d'r Schosepp?" fragte der Alte wieder, als

wir das kleine schmiedeeiserne Türlein des Kirchhofes hinter uns geschlossen hatten und wieder auf der Straße waren. Ich erzählte ihm, wie ich die Bekanntschaft des Toten gemacht und fragte dann, an was er gestorben sei.

„A trurig's End, ä ganz trurig's End het's gno mit ihm!" Und dann erzählte er:

„Also, der Schosepp sei nach Paris, und jedesmal, wenn er zu Besuch gekommen sei, habe er halt seiner die Geig spielen können. Eine Amerikanerin hab' ihn auf ihre Kosten ausbilden lassen auf einer Schul', wo sie das Geigen us em ff verstande hent. Dann sei er als Primgeiger an d' groß Oper cho."

„I verstand nämli au ä chli ebbis von d'r Musik", meinte der Alte mit bescheidenem Stolz, als wir wieder in seinem Haus angekommen waren. „Lueget ämol," sagte er, indem er mich am Arm faßte und in eine große Stube hineinzog, „das ist unser Sanktissimum gsi, wenn als der Schosepp uf B'such isch cho. Mir hent nämlig so ä chlis Orchesterli cha."

Jetzt kam der Alte ins Feuer. Seine Augen zwinkerten vor Vergnügen und sein Gesicht leuchtete ganz. „Lueget, mir hent zwei Primgiger cha, zwei zweiti Gige, ei Viola, die hett der Pfarrer g'striche, d'Klarinette, ei Trompete, ei Posaune, und i, i ha der Kunterbaß zoge. Ja, mir hent no feini Musik g'macht, sag' ich Euch! Und wenn der Schosepp von Paris isch cho, do het er sich nit g'schiniert mit üs Pfuscher z'spiele. Kei Red'! Do hent m'r dann als 's ‚Wiener Leben' vom Strauß g'macht; der Schosepp het dann allei d' Primgige g'spielt. Des isch ebbis g'si! Ah, des het denn g'juchzed uf dere Gige; und denn wieder so fin und lis, daß eim fascht 's Wasser isch in d' Auge cho. Un g'fingerlet het er! 's ganz Dorf isch als am Obend, wo mir Musik g'macht hent, drus uf d'r Stroß g'stande." — Ganz in Ekstase war der Alte gekommen und stellte sich in Geigerstellung hin, um mir zu zeigen, wie der Schosepp g'fingerlet habe, wenn sie zusammen das „Wiener Leben" vom Strauß machten.

Auf einmal wurde er aber wieder ernst, und mit aufgehobenem Zeigefinger sagte er feierlich, indem er die Pfeife aus dem Mund nahm und einige Augenblicke lang nicht an dem langen Rohr saugte:

„Und mir het er meng's mol allei vorg'spielt. Ganz allei! Aber wisset er, säll isch nit zum sage! Do het m'r dra g'merkt, was in ihm gsi isch, begrifet; ich mein, si Inwendigs het er dann useg'spielt."

Er schwieg. Dann paffte er wieder und fuhr weiter: „Un am ä schene Dag vor fünf Johr isch er au wied'r cho. Aber ganz andersch isch er gsi wie früher. Nimmi der liab, früendlich Mensch von sunscht. Lütschü, still isch er gsi. Het mit nime mehr g'redt. Het nümmi Gige g'spielt. Numme allewil badet het er im See, mengs mol isch er mitte in See nus g'schwumme, de Dampfschiff noch. Un i glaub, er müeß sich von dem viele bade s' Bluet verchältet han. Am ä schene Dag het ne a Schlägli troffe. Von dere Zit het er de ein't Fuß nohe Zoge un isch ganz g'stört gsi. Aber immer ruhig isch er gsi und die Mutter het ne drum au absolut in kei Anstalt wölle dhu. Wenn sie ne nur nit hätt furt go lo, het sie allwiel g'jammert, dann wär des Unglik nit cho. Aber er isch nümmi g'sund worde. Ganz verblödet isch er, het d' Lüt nümmi kennt, wie ä Chind isch er gsi un noch anderthalb Johr isch er g'storbe. Ja, so isch's mit em Schosepp gange. Un unsere Musik isch jetzt au usenand. Wäge dere verchaipte Politik. D' Viola un d' Primgige un d' Baßgig sin konservativ gsi un d' andere freisinnig. Do hets uf d' Längi nümmi wölle go. Der Stritt isch cho un d'rno isch's vorbi g'si mit d'r Musik."

Der alte Säger qualmte aufgeregt. „Und die Mutter vom Schosepp?" fragte ich.

„Ganget jo nit zu ihr", warnte der Alte. „Sie cha d' Stadtlüt nümmi g'säh sit d'r Schosepp krank isch heimcho. Z'erscht het sie ä Stolz ka, wo er so viel Geld verdient un ihr allewil Banknötli g'schickt het, aber jetzt sait sie allewil, sie sei d' Schuld am Schosepp sim Unglick. Sie het ne müsse deheim b'halte. In Paris hab' er si Chrankheit g'holt, daheim häb' ihm nie ebbis g'fehlt."

Und die Mutter vom Schosepp hatte recht. Die Weltstadt mit ihrem Parfüm und ihren süßen Lastern hat ihn ruiniert, den Bauerngeiger vom Vierwaldstätter See. Der Arzt, der ihn behandelt hat, bestätigte ihren Ausspruch. „Paralyse auf der bekannten Grundlage", sagte er.

Demaskierung

Er hatte wieder einmal einen seiner schweren Herzanfälle überstanden, der Herr Direktor Karl Morchardt, und saß nun im Lesezimmer des Hotels, wo er acht Tage lang zwischen Leben und Tod gelegen.

Geschäftssorgen und Aufregungen hatten ihn, den kaum mehr als Vierzigjährigen, so heruntergebracht, daß er zu dem altbewährten Mittel gegriffen, sich auf einer Vergnügungsreise zu zerstreuen und zu erholen. Aber diesmal hatte er offenbar etwas zu spät dazu getan. Er war auf der Reise nach dem internationalen Wintervergnügungsort Grindelwald von seinem alten Herzleiden überfallen worden und mußte sich in Bern aus dem Zuge ins Hotel tragen lassen. Und nun war's wieder einmal vorbei. Digitalis, Eis und die Bettruhe hatten die Herzklappen wieder zur Räson gebracht. „Es geht immer wieder vorbei", hatte ihm sein Arzt gesagt, und die Erfahrung bestätigte diese triviale Weisheit, die immer die Probe aushält bis auf das eine, das letzte Mal. Und das war der große Trost des Herrn Direktor, daß es immer wieder vorbeiging. Nun wollte er sich aber wirklich entschädigen für die Angst und die Schmerzen. Er rauchte schon wieder — eine ganz leichte natürlich — und baute zwischen den aufsteigenden Rauchringen seine Pläne.

Er war ein „moderner Mensch", wie er sich gern nannte, der Herr Bankdirektor Karl Morchardt, und Sentimentalitäten lagen ihm fern. Geschäftlich stand er „fair" da, und als Familienvater und Ehemann war es sein Stolz, daß er sein „Haus stets rein gehalten". Was er sonst auf seinen Reisen tat, ging niemand etwas an. So entschloß er sich denn, nicht nach dem langweiligen Grindelwald mit seinen ski- und schlittenfahrenden Engländern zu fahren, sondern nach München, wo gerade Karneval war. Die neueste Nummer des „Simplizissimus", die Reznicek-Nummer mit ihren „feschen Madeln" und glatzköpfigen Herren, hatte ihn auf diese Idee gebracht.

Am Abend des anderen Tages war er in München. Sein kleiner, schmächtiger Körper zitterte vor Vergnügen, als er den großen, lichtdurchglitzerten Ballsaal betrat und von der Tribüne herab

die Klänge eines schluchzenden Walzers ihn umfingen. Das Angenehme bei dieser Art von Bällen war für ihn, daß es keine Demaskierung gab. In seinem eleganten Domino fühlte er sich sicher vor unliebsamen Überraschungen, denen er als weitbekannter Geschäftsmann überall ausgesetzt gewesen wäre. Und er hielt auf seinen tadellosen Ruf.

Drei Nächte amüsierte und erholte sich der Herr Direktor Karl Morchardt auf den Bällen der Münchner Halbwelt. Wohlige Nervenschauer durchrieselten ihn das eine über das andere Mal, als er morgens gegen sieben Uhr mit dem Vorsatz, nun aber Schluß zu machen, die Ballokalitäten verließ.

Auf dem Weg nach dem Hotel wurde ihm immer wohler. Der Hotelportier lächelte über den leichtbeschwipsten Herrn Direktor, als er ihm den Domino abnahm. In froher Geberlaune schenkte der Direktor dem Portier ein Fünfmarkstück und den Domino dazu. Er schaffte sich solche Zeugen seines Amüsements immer rechtzeitig vom Hals. Als er im Bett lag, kam es ihm vor, als sei er im Paradies, so schwelgte er in köstlichen Empfindungen. Und immer mehr stieg das Behagen. Die Geschichte fing an, ängstlich zu werden. „Das Herz wird doch nicht wieder?" sagte er sich. Auf einmal saß er mit einem Ruck aufrecht im Bett. Er rang nach Atem und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Die verfluchte Herzgeschichte kam wieder. Er klingelte ...

Als er wieder erwachte, war ihm alles fremd. Er befand sich in einem Zimmer mit weißgestrichenen Wänden. Eine Krankenschwester mit weißer Flügelhaube hielt sein Handgelenk und zählte den Puls. Er starrte sie an, und sie nickte ihm zu und hob warnend einen Finger in die Höhe.

„Sie müessen sich nit aufrege", sagte sie. Dann teilte sie ihm mit, wie er eine Herzattacke gehabt und in einer schweren Ohnmacht aus dem Hotel in das ganz in der Nähe liegende Hospital transportiert worden sei.

Er erholte sich etwas, aber gegen Abend kam ein erneuter Anfall. Der Arzt fragte den Patienten, ob man nicht seiner Frau telegraphieren solle. Er verneinte und meinte, es werde schon wieder vorübergehen. Aufrecht sitzend verbrachte er die Nacht. Am Morgen wurde es ihm leichter. Er sagte es der Schwester, aber

diese wechselte mit dem anwesenden Arzt nur einen ernsten Blick. Gegen Mittag kam ein Geistlicher, den die Schwestern hatten holen lassen. Der Frau hatte man ohne Wissen des Kranken telegraphiert. Der Patient blickte den Geistlichen, einen alten, freundlich und klug dreinsehenden Herrn, lächelnd an und meinte, er bedürfe seiner nicht; er fühle sich so wohl, daß er sich flach legen könne. Das tat er. Kaum lag er, als es wie ein leichter elektrischer Schlag durch den Körper ging. Der Patient rührte sich nicht mehr.

„Herzschlag", sagte der Arzt.

Zwei Stunden später lag der Bankdirektor Karl Morchardt im Leichenkeller des Hospitals. Er hatte das verbindliche Lächeln auf dem Gesicht wie während seines Lebens. Auf seiner Brust lag ein schwarzes Kreuz und die Hände waren ineinander gefaltet.

Im Krankenzimmer aber nahm die Schwester und die Oberin auf einer Liste die Hinterlassenschaft des Verstorbenen auf. Fast überall aus dem Koffer und aus den Kleidern fielen kleine Konfettischnippsel, zerdrückte Blumen und auch Haarnadeln. Die Schwestern taten, als sähen sie das nicht und kamen dafür aus dem Staunen über die goldene Uhr, die Diamanten und das viele Geld, das sich vorfand, nicht heraus. Auch ein angefangener Brief lag in dem Koffer. Der Arzt las ihn. Er war an einen offenbar intimen Freund gerichtet, dem der Verstorbene seine Karnevalsabenteuer mitteilte. „Das beste" — so hieß es in dem Brief — „ist, daß man sich nicht zu demaskieren braucht."

Den Brief zerriß der Arzt.

Abends kam die Frau an. Sie war ganz gebrochen. Die Sachen, die ihr Mann hinterlassen, fand sie in tadelloser Ordnung vor.

Der Arzt, der ein diskreter und feinfühliger Mann war, hatte dafür sorgen lassen, und zum Schluß selbst noch einmal alles auf Konfettischnippsel, lange Haare und ähnliches kontrolliert.

„Ja, ja, Herr Direktor," — hatte er bei diesem Geschäft ernst und kopfnickend gesagt — „jetzt hat halt doch Demaskierung stattfinden müssen!"

Der Morgenstern

Zuerst sah es die Mutter. Sie kämmte sich gerade, schaute dabei nach dem Wetter aus und rief auf einmal die Kinder ans Fenster. Die stürzten aus den Betten herbei, und als ich rasch in die Kleider gefahren war — denn es war noch kalt im Zimmer — drückten die Kleinsten im Hemdchen die Nasen und Stirnen an die Fensterscheiben und die Größeren starrten um die Mutter herum stumm hinaus.

Schwarz und fest standen die Berge, und das zarte Morgengrün des ersten Adventmorgens sank siegreich in die weichen, dunkeln Buchten zwischen den Schwarzwaldkuppen. Am Firmament aber, kaum eine Himmelselle über dem groß geschwungenen Lauf des Bergrandes, loderte der Morgenstern. Es war der zuckende Jubel seiner Strahlen, der uns alle so still machte. Rechts in der halben Höhe leuchtete die dünne Sichel des abnehmenden Mondes, als ob Gottvater mit seinem Fingernagel die Atherwand eingedrückt hätte und das Gold des Paradieses durch den Ritz bräche. Nur eine kurze Spanne unter dem kaum gebogenen Mondrand, in einem strengen rechten Winkel zum Morgenstern, blitzte silberkühl und fast unerbittlich ein kleiner Planet. Sonst kein Licht mehr am dämmerklaren Rund. Wie ein königliches Winkelmaß des Herrn stand das Zeichen starr und blitzend in der immer verheißungsvoller aufblühenden Morgenhelle. Und wir standen so still und stumm, daß mir auf einmal ein süßes Wehen durchs Herz ging.

Da rissen mich die großen Buben aus dem Verlorensein mit der Frage, ob das nun richtige Fixsterne oder nur Planeten seien und wie sie hießen. Die Älteste dagegen wollte wissen, ob man das eine gute Konstellation nenne oder eine schlechte; denn sie hat eine Freundin, deren Eltern sie bei schlechten Konstellationen im Winter nicht schlittschuhlaufen und im Sommer nicht radfahren lassen. Vor der nahenden Astrologie, von der ich nichts verstehe, rettete ich mich wieder aus den Kleidern und durch einen Satz noch einmal ins Bett, und die Kleinste sprang mir nach in die

Kissen und sagte: „So, weil jetzt der Himmel so schön gewesen ist, mußt du mir auch drei Märchen vom Jesuskind erzählen."

Und ich fing an, gerade wie's mir einfiel.

*

„Als die drei Könige aus dem Morgenland dem Stern nachgeritten waren bis an den Stall in Bethlehem, da war das große Licht am Himmel auf einmal verschwunden. Aber die Schimmel der drei Könige wieherten ganz laut, und aus dem Stall heraus muhte die Kuh und iahte der Esel, daß die drei Weisen wohl merkten: da müsse das Christkind sein. Als sie aber das Kind in der Krippe entdeckten, da wußten sie wohl, wo das himmlische Licht hingekommen war.

Nämlich, der liebe Gott hatte von den vielen Sternen, die er in seiner Brust trägt, den größten und schönsten herausgenommen und mit einem großen Wurf den drei Königen auf ihrem Weg am Himmel vorausgeschickt. Gerade aber, als sie in Bethlehem einritten und das Jesuskind auf die Welt kam, holte er den Stern aus der Nacht herab und verbarg ihn in dem Herzen des Kindleins. Da half aber alles Verbergen nichts. Das Licht strahlte dem kleinen Büblein fest aus den Augen, ganz fest.

Und als die Weisen aus dem Morgenland ihm ins Gesicht sahen, da fingen ihre Augen auch so zu leuchten an. Und der Maria und dem Josef und den Hirten sah man es schon vorher an, daß sie dem Jesuskind in die Augen geschaut hatten.

Der Teufel aber hatte durch einen Spalt in der Stalltüre all dem zugeguckt und all das gesehen. Und das gefiel ihm gar nicht. Denn er wollte nicht, daß die Menschen anfingen zu glauben, sie hätten das Licht vom Himmel in sich. Ja, in die Sterne in der Nacht, da wollte er sie mit und ohne Fernrohr hineingucken und sie ihnen nachlaufen lassen, solange sie wollten. Das andere aber, das mit den strahlenden Augensternen, das könnte was Schönes geben für den Teufel! Und noch gar, wenn das Jesuskind größer und immer mehr Menschen froh würden an seinen Augen und seinem klugen Mund!

Darum ging der Teufel schnell hin in alle Dörfer und Städte und verwandelte sich in hunderterlei Menschen; einmal in eine feine

Dame, und dann wieder in einen Schullehrer, und auf einmal in eine Krankenschwester, und dann — hast du nicht gesehen — in einen Trambahnschaffner und aufs Mal wieder in einen reichen Herrn in einem Auto und so fort. Und so ging und fuhr er unter den Menschen umher mit kalten, bösen Augen oder mit listigen glitzrigen, und fing Streit an mit den anderen Menschen in den Küchen, auf der Elektrischen, in der Schule und überall. Und die Menschen schauten den Teufel mit noch böseren Augen an und gaben ihm häßliche Antworten. Aber der Teufel war immer noch gescheiter und wußte auf jedes Schimpfwort ein noch schlimmeres."

— — — — — — — — — —

„Weiß er denn auch die französischen und englischen?" fragte Ursula.

„Ja, er weiß alle, in allen Sprachen auf der Welt!"

„Auswendig?"

„Ja, alle auswendig!"

„Au!" sagte Ursula nicht ohne heimliche Achtung und seufzte tief auf.

„Aber," fuhr ich fort, „das Jesuskind kann sich noch viel besser und viel schneller verwandeln, auch in eine feine Dame, und dann wieder in einen Schullehrer, und auf einmal in eine Krankenschwester, und dann in einen Trambahnschaffner, und auf einmal in einen reichen Herrn in einem Auto und so fort. Und das tut es auch. Seitdem es in Bethlehem auf die Welt gekommen ist, tut es das. Aber man kennt es doch immer an seinen Augen, wie der große Morgenstern, so schön und strahlend. Und wer da ganz tief hineinschaut, bei dem fängt der Stern im Herzen auch wieder an zu leuchten und so geht es halt weiter, immer und immer wieder, seit zweitausend Jahren zwischen dem Christkind und dem Teufel, so lange, bis alle Menschen gute Augen haben und zum Schluß — der Teufel auch."

— — — — — — — — — —

„Da muß er sich aber auch noch den Schwanz abschneiden und sich rasieren lassen", bemerkte Ursula.

Damit war ich einverstanden.

„Habe ich auch einen Stern im Herzen?" fragte mich das

Kind noch geradeheraus. Da konnte ich aber nichts darauf antworten und küßte es nur auf die Haare.

— — — — — — — — — —

Unterdessen war im Zimmer nebendran eine sachte Prügelei wegen der Schulranzen und den Federnschachteln entstanden, und als das wilde Heer abgezogen war, mahnte mich Ursula an das zweite Märchen.

Und ich fing wieder an, wie mir's einfiel:

„Es war einmal ein reicher, reicher Mann; so reich, daß er sich ein Schloß kaufen konnte. Und das tat er auch. Und er hatte viele Diener mit roten Westen und Köchinnen mit weißen Hauben und Pferdeknechte mit glänzenden Lackstiefeln. Aber der Stern in seinem Herzen war erloschen. Er war immer zu allen Menschen ein sehr freundlicher Mann gewesen; aber je reicher er wurde, desto reicher wollte er werden. Und wenn man immer nur ans Geld denken muß, dann hat man für das Jesuskind keine Zeit mehr. Aber der erloschene Stern in seinem Herzen tat ihm weh, zuerst nur ein wenig, und je älter er wurde, desto mehr."

„Ja, da hätte er doch den Doktor holen lassen sollen!" meinte die Ursel.

„Das hat er auch getan. Die klügsten Ärzte ließ er sich aufs Schloß rufen, aber sie konnten ihm alle nicht helfen. Denn keiner wußte etwas von dem erloschenen Stern. Da kaufte sich der reiche Mann alle geschnitzten und gemalten Krippen und alle Holzbilder von Jesus und alle Jesuskindlein mit der Mutter Gottes und alle Heiligen, den Petrus voran, und stellte sie in der Halle seines Schlosses auf. Denn er hatte heimlich Heimweh nach Weihnachten und dem Jesuskind und dem leuchtenden Morgenstern und wollte es nur nicht gelten lassen. Und so wurde er immer kränker und kränker. Alle lustige Gesellschaft, die er zu sich ins Schloß lud, und alle Gäste, mit denen er gute Dinge aß und trank, halfen ihm nicht.

Und eines Nachts, als er im Bett lag, hörte er auf einmal drunten in der Halle ein Poltern und Krachen, als ob Diebe im Schloß wären. Es waren aber keine Diebe. Da wollte er klin-

REISESKIZZEN UND NOVELLEN

VON

PIERRE LOTI

*

AUTORISIERTE
ÜBERSETZUNG AUS DEM FRANZÖSISCHEN VON
N. COLIN

*

WELTGEIST-BÜCHER
VERLAGS-GESELLSCHAFT M. B. H.
BERLIN

Die Mauer von gegenüber

In dem Winkelchen eines Hofes lag die kleine bescheidene Wohnung, in der Mutter, Tochter und eine schon bejahrte Verwandte mütterlicherseits — ihre Tante und Großtante —, die sie bei sich aufgenommen hatten, wohnten.

Die Tochter war noch sehr jung, kaum achtzehn Jahre alt, als sie sich nach dem Zusammenbruch ihrer bisherigen Existenz und dem Verlust ihres Vermögens in diesem abgelegensten Winkel ihres eigenen Hauses absperren mußten. Der übrige Teil ihres Besitztums, die lebendige Seite, die auf die Straße hinausblickte, mußte an fremde Leute vermietet werden, die pietätlos alles Bisherige änderten und die ihnen teuren Erinnerungen vernichteten.

Durch den gerichtlichen Verkauf wurden sie ihrer vornehmen, soliden Möbel beraubt, und ihr neuer, enger Salon war mit wenig zusammenpassenden Gegenständen eingerichtet worden: Andenken von Urgroßmüttern; altem Hausrat, der vom Boden heruntergeholt wurde; Möbelstücken, die früher zur Aushilfe benutzt wurden. Doch schnell war ihnen der bescheidene Salon lieb geworden, in dem sie nun alle drei, an den Winterabenden um dasselbe Feuer und dieselbe Lampe vereint, leben würden. Sie fühlten sich behaglich darin, er hatte etwas Trautes, Gemütliches. Wohl hatte man die Empfindung, ein wenig eingeschlossen zu sein, doch war es nicht gar so traurig, denn die Fenster, die einfache Musselingardinen schmückten, gingen auf einen sonnigen Hof hinaus, dessen niedrige Mauern mit Jelängerjelieber und Rosen umrankt waren.

Sie hatten den Komfort, den Luxus von einst schon vergessen und waren in ihrem bescheidenen Salon glücklich, als ihnen eines Tages eine Mitteilung gemacht wurde, die sie in tiefste Bestürzung versetzte: der Nachbar wollte zwei Stockwerke seines Hauses herunterreißen; vor ihren Fenstern sollte eine Mauer aufgeführt werden, die ihnen die Luft nehmen, die Sonne verstecken würde ... Es gab leider

kein Mittel, dieses Unglück zu verhüten, das ihre Seelen tiefer und grausamer als der Verlust ihres Vermögens verletzte. Was in der Zeit ihres einstigen Wohlstandes leicht gewesen wäre, das Haus des Nachbarn zu kaufen, daran durften sie jetzt nicht mehr denken. Es blieb ihnen in ihrer Armut nichts anderes übrig, als das Haupt zu beugen . . . Nun wurde Stein auf Stein gelegt; mit Herzensangst sahen sie die Mauer sich erheben, und ein Schweigen wie nach einem Todesfall herrschte zwischen ihnen in dem kleinen Salon, der, je drohender die Mauer anwuchs, von Tag zu Tag düsterer würde. Und sie mußten sich sagen, daß diese immer höher ragende Wand ihnen bald den blauen Himmel oder die golden schimmernden Wolken ersetzen würde, von denen sich einstmals ihre mit Ranken geschmückte Hofmauer abhob! . . .

Nach einem Monat hatten die Maurer ihr Werk vollendet: die aus Quadersteinen zusammengefügte glatte Oberfläche war mit weißlichgrauer Farbe übertüncht worden und täuschte so fast einen bedeckten, beständig schweren, unveränderlich trüben Novemberhimmel vor — in den nun kommenden Sommern würden die Rosenstöcke und die Sträucher des Hofes in dem Schatten dieser Mauer dahinwelken.

Wohl drang die warme Juni- und Julisonne in den Salon, aber morgens zeigte sie sich später und floh abends schneller; der Herbst schickte die Dämmerung eine Stunde früher, und mit ihr zog auch eine bedrückende, düstere Traurigkeit ein.

Die Tage, die Monate, die Jahreszeiten glitten dahin.

Im Zwielicht, in den verschwommenen Abendstunden, wenn die drei Frauen eine nach der anderen ihre Stickerei oder Näherei beiseite legten, bevor sie die Lampe anzündeten, sandte das junge Mädchen — das bald nicht mehr jung sein würde — die Blicke zur Mauer empor, die nun an der Stelle ihres einstigen Himmels stand; oft auch, wie in melancholischer Kinderei, die sich ihrer immer wieder bemächtigte, beschäftigte sie sich damit, an einer bestimmten Stelle die Zweige der Rosenstöcke, die Spitzen der Sträucher sich von dem grauen Hintergrund der übertünchten Steine abheben zu sehen, und sie versuchte sich in den Gedanken zu vergraben, daß dieser Hintergrund

der Himmel wäre, niedriger, näher als der wahre Himmel — jenem gleichend, der des Nachts im Traum auf qualvolle Visionen drückt...

Sie hatten eine Erbschaft in Aussicht, von der sie oft sprachen, wenn sie an ihrem Nähtisch bei der Lampe saßen, und so weit schien ihnen die Erbschaft, wie ein Traum, wie ein Märchen.

Aber würde man sie haben, diese amerikanische Hinterlassenschaft, so mußte um jeden Preis das Nachbarhaus gekauft werden, damit der Anbau beseitigt werden konnte, alles wie einst wiederhergestellt und ihrem Hof und den Rosenranken an der Mauer die alte Sonne wiedergegeben wurde. Ihr einziger Wunsch auf Erden, ihr beständiger Gedanke war es, die Mauer von gegenüber herunterzureißen.

Die alte Tante sagte dann gewöhnlich: „Meine lieben Kinder, möge Gott mich nur so lange leben lassen, damit ich diesen schönen Tag noch sehe!..."

Die Erbschaft ließ aber lange auf sich warten.

Mit der Zeit waren durch den Regen auf der glatten Fläche schwärzliche Streifen entstanden, deren Anblick traurig, unsagbar trübselig war, und die, bei einiger Phantasie, an die undeutliche Silhouette eines schwebenden Vogels erinnerten. Alle Tage, alle Tage betrachtete das Mädchen sie lange...

In einem sehr heißen Frühling waren trotz des Schattens der Mauer die Rosen schneller als sonst erblüht, und zu dieser Zeit tauchte ein junger Mann in jenem Hofwinkel auf und verweilte einige Abende an dem Tisch der drei vermögenslosen Frauen. Er befand sich auf der Durchreise in der Stadt, und nicht ohne den Gedanken an eine Heirat war er von gemeinsamen Freunden an die Damen gewiesen worden. Der Mann war schön, sein stolzes Gesicht war durch die starken Seewinde gebräunt. Aber er hielt die Erbschaft für ein Phantasiegebilde; das Mädchen, das bleich zu werden begann, weil ihm das Licht fehlte, war jedoch zu arm. Und ohne wiederzukehren, verließ er sie, der für sie ein Weilchen die Sonne, die Kraft und das Leben dargestellt hatte. Und sie, die sich schon als Braut gefühlt hatte, empfand nach dieser Abreise ein stummes, nahes Todesgefühl.

Einförmig, aber unerbittlich setzten die Jahre ihren Weg fort; es vergingen zehn, fünfzehn, ja, zwanzig Jahre zogen dahin. Die Frische des mitgiftlosen, überflüssigen und verschmähten Mädchens welkte allmählich; die Mutter bekam weiße Haare; die alte Tante wurde gebrechlich. Mit wackelndem Kopf saß die Achtzigjährige in dem verschossenen Sessel, ewig auf demselben Platze, neben dem dunklen Fenster; ihr ehrwürdiges Gesicht hob sich von dem Blattwerk des Hofes ab und dem Hintergrund der glatten Mauer, auf der sich die schwärzliche Marmorierung, die durch das langsame Rinnen des Wassers entstanden war, in einer Gestalt ausbildete, die an einen Vogel erinnerte.

Alle drei alterten sie, während jene Mauer, jene unerbittliche Mauer vor ihnen aufgepflanzt blieb. Auch die Rosenstöcke und Sträucher alterten; doch das Altern der Pflanzen ist nicht so traurig, denn jeder neue Lenz bringt ihnen wieder einen Hauch von Jugend.

„Oh! meine Kinder, meine armen Kinder!" erklang die zerbrochene Stimme der Tante, die keinen Satz mehr zu Ende sprach, „wenn ich nur so lange leben könnte, bis..." und drohend erhob sie ihre magere, knochige Hand gegen den bedrückenden Steinhaufen.

Seit zehn Monaten war sie tot, und sie hatte in dem kleinen, zusammengesuchten Salon eine entsetzliche Lücke zurückgelassen. Man hatte sie wie die geliebteste Großmutter betrauert, bis eines Tages, als man nicht mehr daran dachte, ganz verwirrend die Erbschaft schließlich kam.

Das alte Mädchen — es war jetzt vierzig Jahre alt — fühlte sich durch die Freude, wieder in den Besitz eines Vermögens zu kommen, ganz jung. Selbstverständlich würde man den Mietern kündigen und sich wie früher einrichten; aber vorzugsweise würde man sich in dem kleinen Salon aufhalten, den man in den schlechten Zeiten bewohnt hatte. Erstens barg er jetzt Erinnerungen, dann würde er auch mit fröhlichem Sonnenschein erfüllt werden, sowie man diese absperrende Mauer herunterriß, die heute nur noch eine Vogelscheuche war und die einige Goldstücke so leicht zerstören konnten. Der seit zwanzig trüben Jahren herbeigesehnte Einsturz der Mauer, jetzt kam er. Im April, als die ersten linden Lüfte wehten und die Abende länger wurden, fand er statt. Unter Steinge-

prassel, dem Gesang der Arbeiter in einer Wolke von Kalk und Staub vollzog er sich.

Als der zweite Tag zur Neige ging, war alles beendet, die Arbeiter verschwanden, es kehrte wieder Ruhe ein, und als Mutter und Tochter an ihrem Tisch saßen, wunderten sie sich, daß es so hell war und sie keine Lampe brauchten, um das Abendbrot einzunehmen. Wie in einer merkwürdigen Wiederkehr alter Zeiten sahen sie die Rosenstöcke auf ihrem Hofe wieder, die sich dem Himmel entgegenstreckten. Aber statt der erwarteten Freude fühlten sie zuerst ein unerklärliches Unbehagen: es war plötzlich zuviel Licht in ihren kleinen Salon gedrungen. Wie ein trauriger Glanz war es, und die Empfindung einer ungewöhnlichen Leere da draußen, einer ungeheuren Veränderung überkam sie ...

Sie fanden keine Worte, nun, da sich ihr Traum erfüllt hatte. Ohne zu plaudern, ohne das Mahl zu berühren, waren beide in eine sich immer mehr steigernde Melancholie versunken. Ihre Herzen zogen sich schmerzlich zusammen, Verzweiflung bemächtigte sich ihrer: jener hoffnungsvolle düstere Gram, den wir, wenn uns liebe Wesen sterben, empfinden.

Als die Mutter bemerkte, daß sich der Tochter Augen mit Tränen zu füllen begannen, und sie die unausgesprochenen Gedanken, die den ihren wohl gleichen mußten, erriet, sagte sie:

„Man könnte sie wieder aufbauen. Es kann doch versucht werden, sie genau wieder so herzustellen?" — „Das dachte ich auch", erwiderte die Tochter ... „Doch nein, siehst du: es würde nicht mehr dasselbe sein."

Mein Gott! Wie hatte es nur geschehen können. Sie selbst hatte die Vernichtung dieser zu ihrem Heim gehörenden Mauer angeordnet, auf der sich während eines Frühlings das schöne Gesicht eines gewissen jungen Mannes abzeichnete und während so vieler Winter das ehrwürdige Profil der alten Tante ...

Und plötzlich, bei der Erinnerung an jene unklare Zeichnung des Vogels, die von Regentropfen so geduldig geschaffen worden war, und die sie nie, nie wiedersehen würde, fühlte sie, wie ihr das Herz brach, und sie weinte die schmerzlichsten Tränen ihres Lebens vor der zerstörten Mauer, die sich nie wieder so aufrichten ließ.

Eine Pfingstprozession

Seit Jahrhunderten geschieht es alljährlich, daß am Mittwoch vor Pfingsten zwanzig oder dreißig baskische Dörfer an den Abhängen der spanischen Pyrenäen von ihren Pfarrkindern verlassen werden, die, mit einem Kreuz beladen, wie es einst Christus trug, nach dem Kloster Roncevaux pilgern. Will man die seltsame Prozession ziehen sehen, muß man die Nacht vorher in Burguette bleiben, dem letzten Dorf, durch das die Menge kommt, ehe sie in dem ehrwürdigen Heiligtum anlangt.

In einem Wagen fahre ich von Saint-Jean-Pied-de-Port, einem friedlichen, entzückenden Städtchen, das leider bald durch die Eisenbahn seinen Reiz verlieren wird, bei sehr bewölktem Himmel auf kreuz und quer führenden schattigen Wegen des gewaltig großen Buchenwaldes nach Burguette.

Ungefähr eine Stunde hinter Saint-Jean-Pied-de-Port ist man auf spanischem Boden. Burguette liegt auf der anderen Seite der Pyrenäen, sehr hoch, ganz nahe den Bergwipfeln, und wir dringen tief hinein in den immer wilder und grüner werdenden Wald, um vier Stunden bergan zu steigen. Dumpf beginnt hinter den Wolken der Donner zu grollen; als Beschwörung gegen den Hagel läßt man in Val-Carlos die Kirchenglocke ertönen, und ihr zitterndes trauriges Stimmchen folgt uns eine Weile und verliert sich dann in dem unendlichen Schweigen der Bäume, die wir hinter uns zurücklassen.

In eintöniger Pracht schimmern die steilen Böschungen des Waldweges von rosa Blumen! Rosa Leimkraut, rosa Kuckucksblumen, rosa Fingerhutblüten und gewaltig große Glockenblumen. Und überall zwischen den Farnkräutern ziehen schmale Quellen leise dahin oder sprudeln in einem Wasserfall . . .

Nun saust aber plötzlich der Gewitterhagel schnell und schneidend wie Peitschenhiebe hernieder. Wir halten an und lehnen uns an eine fast vertikale Bergwand, die auch denselben Blumenschmuck trägt und eigenartig prächtig wirkt. Unzählig sind die Glasperlchen, die der Hagel darauf wirft, und von den langen Fingerhutstengeln fallen die Blüten wie abgeschnitten, zerstückelt auf das Moos und

wirken auf dem Grün wie umherfliegende rosa Bändchen.

Schnell ist der Hagelschauer vorübergegangen, die Pferde setzen sich von neuem in Trab, und weiter geht es auf den unabsehbaren gewundenen Wegen durch den Buchenwald.

Bei einer Biegung der Waldstraße begegnen wir einer Prozession: einer bescheidenen Dorfprozession, die von dem Hagelschauer noch ganz betäubt ist. Etwa hundert Bergbewohner folgen einem silbernen Kreuz und drei Priestern. Nach Val-Carlos ziehen sie hinunter, unendlich melancholisch wirken ihre Litaneien in der starren Pracht der Bäume unter dem schwarzen Himmel.

Dann sehen wir niemand mehr. Wir sind allein in der Unbeweglichkeit und dem Schweigen zwischen riesenhaften grünen Wänden, über uns scheint sich das Mysterium des Waldes mit jener nebelhaften Decke zu vereinen, die immer näher über unsern Köpfen hängt und wie ein dantisches Dach wirkt. In einer grünen und grauen traurigen Dunkelheit setzen wir unsern Weg fort.

Noch vier Stunden geht es bergan, und endlich haben wir die Wolken, gefrorenen Nebel, erreicht. Die Nacht wird gleich herabsteigen und alles noch mehr in Schatten hüllen.

Als wir an dem höchsten Punkt dieser sich schlängelnden Straße angelangt sind und herabzusteigen beginnen, fällt der Regen in Strömen; durch die Regengüsse hindurch sehen wir die hohen Mauern und den düsteren kleinen Turm des Klosters Roncevaux, in das wir morgen früh der Prozession folgen werden. Es ist ganz dunkel, als wir nach einer halben Meile Wegs Burguette erreicht haben. Bei strömendem Regen, über und über mit Kot bespritzt, steige ich in der einzigen Herberge des Dorfes ab, die zwei oder drei Jahrhunderte alt zu sein scheint. Ich hatte dort auf eine einsame, stille Nacht gerechnet. Aber nein, es ist wohl Sitte, am Abend vor der Pilgerfahrt hier ein großes Fest zu feiern. Nach dem Abendbrot findet sich ein Mann mit einer Gitarre ein. Das Instrument hat einen mit wollenen Pompons geschmückten Stiel wie der Kopf eines Maultieres. Es kommt ein zweiter, ein dritter, ein ganzes Orchester, dem selbst der Trommelschläger nicht fehlt. Und nun setzt die traurige Musik Spaniens ein, zu-

erst zögernd und leicht, während bei Apfelwein und Wein die Köpfe warm zu werden beginnen. Fandangos, Jotas, Habaneras spielen allmählich stärker und schneller, immer lärmender und wirbelnder werden die Töne. Karabiniere, Wilderer und Hirten kommen. Außer den beiden Mägden des Hauses, die nicht wissen, wohin zuerst eilen, sind keine Frauen anwesend. Aber die Männer tanzen untereinander und stoßen Schreie kindlicher Freude aus. Während die Finger wild die Saiten schlagen, beginnen die Gitarrenspieler zu singen; mit zurückgeworfenem Kopf, die Augen wie im Rausch geschlossen, den Mund weit geöffnet, so daß die Wolfszähne sichtbar werden, so stimmen sie immer wieder dieselben alten Lieder wie in höchster Leidenschaft viel zu hoch an. Von Mitternacht bis zwei Uhr, während draußen ein starker Gewitterregen herniederfällt, tanzt alles, selbst der Gastwirt und seine Frau, und sogar die alten Leute, die schon schliefen, sind erwacht und tanzen mit. Das hundertjährige Gasthaus erzittert in allen Fugen, man fühlt, wie seine krummen Täfelungen, seine geschwärzten Decken beben, und seine Wände scheinen von der hüpfenden Erregung der Gitarrenspieler erfüllt und beseelt.

*

Am nächsten Morgen verlasse ich um sieben Uhr meine Kammer, um vor der Haustür die Prozession, die bald vorüberziehen wird, zu erwarten. Es regnet nicht mehr. Leicht durchdringt die Sonne die jagenden Wolken, die das Dorf einhüllten. Die Straße, die dieser Zug mit den Kreuzen durchschreiten soll, zieht sich ziemlich regelmäßig und weit zwischen alten, ganz ähnlich aussehenden Häusern dahin, deren Dächer mit Buchenbrettern, die man aus den benachbarten Wäldern nahm, gedeckt sind. Ab und zu reiten jetzt Bauern und Bäuerinnen vorbei, ihre Maultiere tragen Schellen, das Zaumzeug ist mit Kupfer beschlagen, und die Sattel sind mit roten Streifen eingefaßt. Alles wandert der Richtung des großen Klosters Roncevaux zu.

Der Platz vor der Kirche hat den besten Ausblick, von dem man die Prozession aus den unteren Dörfern heranahen sieht. Das aus Granit erbaute Gotteshaus ist ein schwerfälliges, verwittertes, seltsam ländliches Gebäude,

seit Jahrhunderten den Unbilden der Witterung dieser höchsten Gebirgsregionen ausgesetzt.

Da sieht man mit einemmal an den beiden Fenstern des Glockenturms, an denen zwei gleichgroße Glocken hängen, Männer erscheinen, die aus allen Kräften zu läuten beginnen, ding, ding, ding, ding setzen sie die Glocken mit wilder Schnelligkeit in Bewegung, so wie sie heute nacht die Gitarre spielten — und die Luft erfüllt alsbald ein verworrenes Getön: die Prozession nähert sich.

Nun taucht sie aus dem Nebel auf. Zuerst glaubt man, einen Zug von schwarzgekleideten Männern, die Bretter schleppen, zu sehen. Aber beim Näherkommen erkennt man, daß es Kreuze sind, und die Büßer tragen sie auf dem Rükken, während sie die Arme in der Stellung der Hingerichteten weit auseinanderbreiten. Die klagenden Töne, die zu uns herüberdringen, werden von der Menge in regelmäßigen Abständen ausgestoßen. Alle diese Pilger sind in düstere Gewänder gekleidet und haben eine schwarze Kutte über das Gesicht gezogen; während es sonst die Gewohnheit ist, bei Prozessionen langsam zu gehen, eilen sie barfuß durch den Schmutz. Die Doppelreihe zählt ungefähr fünfhundert Büßer: Ora pro nobis!... Ora pro nobis!... erklingt von ihren Lippen der klagende Ruf, und mit seltsamer Hast, den Kopf unter das Kreuz geneigt, ziehen sie vorüber. Von Zeit zu Zeit wird der Pilgerzug durch die Alkalden ihrer Dörfer geteilt, die, in den großen Zeremonienmantel gehüllt, die baskische Mütze in der Hand, in der Mitte zwischen ihnen einherschreiten. An diesen Zug reihen sich die Diakonen, sie tragen grobe Chorhemden, und am Ende der Stangen, die sie in den Händen halten, sind silberne Kreuze oder andere silberne Gegenstände alter Goldschmiedekunst befestigt. Den Schluß bilden die in schwarze Mantillen gekleideten zahlreichen Frauen; mit trauriger Stimme singen sie die Litanei der Jungfrau. Ihre Gesichter tragen keine Kutten, von den schwarzen Trauerschleiern eingerahmt, erblickt man nur arme, verblühte Wesen, aus deren kläglichen Blicken das Leiden spricht: es ist die sieche Bevölkerung, die in den zu hohen Bergen weilt, die blassen Mädchen aus den Hochebenen, deren Lebensbedingungen niederdrücken...

Ich habe mich der Prozession angeschlossen, die sich Roncevaux immer mehr nähert: in raschem Schritt, geräuschlos, da die Bergbewohner barfuß gehen oder Sandalen tragen, geht es vorwärts. Vor mir zuerst die schwarze Frauenmenge, vor denen die Gruppe der silbernen Kreuze daherschreitet, auf die in diesem Augenblick ein Sonnenstrahl fällt, der an dem verschwommenen Grün des Hintergrundes aufleuchtet; zuletzt endlich der Vortrab mit den Kruzifixen und den ausgebreiteten Armen, der ganz inmitten eines dicken, grauen Dunstes, auf dem Reflexe perlmutterartig schimmern, zu stecken scheint. Das alte Roncevaux aber, zu dem sie alle ziehen, ist durch eine Wolke unsichtbar geworden, ein dichter weißer Dampf, der vorbeizog, stand dort still, um es zu verstecken. Aber wir sind diesem Roncevaux, das man nicht mehr sieht, sehr nahe, denn plötzlich erklingen die Glocken des alten Turmes, die mit schnellen Schlägen unsere Ankunft ankünden, wie es heute morgen die Glocken von Burguette taten. Das Kloster liegt vor uns, durch die Wolken, die es immer noch einhüllen, scheinen seine ungeheuren Umrisse noch größer. Mit seiner Festungswarte und der Anhäufung schweren Gemäuers wirkt es gewaltig und barbarisch. Die Menge schiebt sich durch eine alte Granithalle und überschreitet einen einsamen Klostergang, den Schutt, Farnkräuter und Moos bedecken. Weiter steht die Wolke über dem Kloster, sie umhüllt die menschlichen Silhouetten, und durch ihre Feuchtigkeit erschauert man hier wie in einem Grabgewölbe.

Der ganze Menschenstrom ist jetzt in die dunkle, von Weihrauch durchschwängerte Kirche gedrungen, in deren Hintergrund vor den alten goldschimmernden Tabernakeln Kerzen brennen. Die Flämmchen der Wachslichte beleuchten schwach die vergoldeten Säulen, die vergoldeten Altarwände, die Reste ehemaliger Pracht inmitten von soviel Verfall und Elend. In dem Kirchenschiff, in dem man kaum stehen kann, drängen sich alle durcheinander; die Körper berühren und stoßen sich; Kreuze schlagen zusammen, und schwer hört man das Holz auf dem Steinfußboden aufschlagen.

Allmählich finden alle Platz, die Augen gewöhnen sich an das Dunkel. Der ganze Mittelgang zwischen den Säulen

ist von der schwarzen Masse der in Trauerschleier gehüllten Frauen eingenommen. Zu beiden Seiten haben sich symmetrisch die Träger der fünfhundert Kruzifixe aufgereiht und halten sie mit ausgebreiteten Armen, keuchend und müde von dem langen Weg. Sie sind am Ziel ihrer mühsamen Wanderung, die sie mit ihrer schweren Bürde gemacht haben, und die Messe beginnt...

Im Dom zu Burgos

In Burgos ist es, als der Abend herniedersteigt, an einem Aprilsonntag, der in der ganzen Pracht des südlichen Frühlings und dem rosig goldigen Schimmer der untergehenden Sonne zur Neige rüstet.

Nichts regt sich in der sehr weichen Luft, schneller, immer schneller flieht der Tag dahin, und ein freudloses Abendflimmern breitet sich über diese Stadt der Vergangenheit aus, die einsam, gealtert, am Ufer eines kleinen Flüßchens, dahinstirbt ohne Verkehr mit der belebenden fröhlichen hohen See; wie etwas Bedrückendes scheint dieser herrliche Name Burgos, der Name, der einstige Pracht wachruft, verbreitet sich beim Scheiden des Lichtes über die sonntäglichen Straßen, in denen das hübsch und modern gekleidete Spanien von heute einhergeht, das neben dem Spanien von einst soviel geringer geworden ist.

Sowie man ankommt, zeigt sich der Dom: über den Häusern erscheinen Dinge, die sich sehr hoch in die goldiggelbe Luft strecken, Pfeile, Spitzen, kaum denkbare Einschnitte, so zart, so außergewöhnlich fein durchbrochen. Man glaubt Spitzen aus Papier zu sehen, die der Wind davontragen wird — und seit Jahrhunderten sind sie da, unveränderlich leicht. Alle sind sie zu dieser Stunde gerötet, sie glänzen in der schon niedrig stehenden Sonne, die nur bald sie allein erleuchten wird, während es immer dunkler in den kleinen Straßen wird, in die die Sonntagsspaziergänger heimkehren und dann in düsteren Wohnungen verschwinden...

*

Im Herzen der Stadt thront dieser Dom, in den man mich mitten durch ein Labyrinth hundertjähriger Häuser führt, sehr schnell, denn sobald es völlig Nacht geworden ist, will ich heimkehren.

Das ist er.

Große, von gotischen Spitzbogen durchschnittene Mauern, Stufenreihen, prächtige Säulenhallen, in denen eine Fülle aus rötlichem Stein gehauene Statuen sich aufreihen und übereinander stehen. Dann majestätische Gitter und plötzliches Halbdunkel, eine Grabeskälte, die sich auf die Schultern legt, ein die Sinne umschmeichelnder Weihrauchgeruch, vermischt mit feuchten Kellerausdünstungen: ich bin eingetreten, ich dringe in eine Welt unglaublicher Herrlichkeit, in eine verzauberte, dunkle Einsamkeit.

Düstere Fernen erstrecken sich vor mir, die hie und da von einem Regenbogenstrahl, der aus irgendeinem Kirchenfenster fällt, durchkreuzt werden und durch das Schweigen erdröhnen wie in einem Keller die Steinplatten unter meinen Füßen ...

Der Dom, der sagenhafte Dom von Burgos ist es.

Das Wunder aller Zeiten, der erstaunlicher ist als die Dome Mailands, Straßburgs oder Toledos ... In dieser Verlassenheit des endenden Sonntags, nachdem die großen Orgeln geschwiegen haben und die Weihrauchfässer erloschen sind, ist er vereinsamt und düster.

Zuerst hat man ein wenig den Eindruck, in einen versteinerten Wald mit unendlich hohen Bäumen zu gelangen; die Säulen, ungeheuerliche Stämme, tragen einen Schmuck, der Efeu und Moos scheint, jedoch die feinste und herrlichste Bildhauerarbeit ist. Oben, überall wo diese Pfeiler ihre Bogen wie Zweige ausstrecken, die Haufen von Blattwerk sich ineinanderwickeln, zusammengezwängte und buschige Steinblüten sich ausbreiten und dem Unterholz des Hochwaldes gleichen — bezeugen sie die geduldige Arbeit ferner Generationen. Alles das, was in den lebenden Stein geschnitten, das so unendlich Dauerhafte, kommt durch vergangene Jahrhunderte von sehr fern zu uns.

In allen Gängen stehen zwischen gewaltigen Pfeilern riesenhafte, dreißig Fuß hohe Gitter in Bronze und Eisen, wunderbar gearbeitete Gitter, und trennen das große Schiff

von einer Menge Nebenkapellen, deren Herrlichkeit noch unwahrscheinlicher ist und in denen zartes, endloses Blätterwerk ist, Arten feenhafter Schößlinge, die auch dort bis zu den Balken hinaufsteigen, und die nicht mehr von Stein, aber von funkelndem Gold gearbeitet sind.

*

Ein Mann, der Wächter dieser Reichtümer, öffnet mit verzierten Schlüsseln, die lang wie Dolche sind, eine nach der anderen dieser schweren Umfassungen von Eisen oder Bronze; und schließen sich diese Türen hinter uns, so hallt der Stoß noch lange unter den hohen Gewölben wieder.

„Es ist zu spät, um alles zu sehen," sagt der Wächter, „die Nacht steigt hernieder!"

Und wir beeilen uns.

Zuerst waren wir in diesem so herrlichen Ort allein, dann kommen vier oder fünf Bergbauern in alter Tracht, die ängstlich, scheu und ärmlich aussehen, und die um die Erlaubnis bitten, mit uns gehen zu dürfen. Und die kleine, zusammengezwängte Gruppe folgt uns. Ganz nahe betrachten sie in dem Halbschatten die prächtigen Dinge; sie berühren das Gold mit dem Finger und hauchen auf den Marmor.

Wir besuchen das Chor, das mit unschätzbaren Reichtümern gefüllt ist, und das abgesondert in eine Art durchbrochenen Bronzekäfig eingeschlossen ist, den lange Brokatdecken verstecken, die auf die Erhöhung des Kirchenschiffes wieder herabfallen. Fünf oder sechs Fuß hohe Leuchter reihen sich vor dem von Gold strotzenden Hochaltar auf.

Als wir die Gitter der Nebenkapellen öffnen, wird der Schall in der wachsenden Dunkelheit immer stärker und länger; in der Nähe betrachtet, ist ihr goldenes Laub, eine Nachbildung von Blattverzierungen und zarten Cichorien, mit Hunderten von Personen und Tieren bevölkert. Dann, als wir immer eiliger voranschreiten, zeigt man uns die Gräber der Stifter.

Unser Führer hebt hastig die Grabtücher aus rotem und goldenem Samt auf, die die Alabaster- oder Marmorbilder, die weißen ruhenden Statuen bedecken. Dann gehen wir durch ein Gewirr von Kreuzgängen, die mit Erinnerungen und Reliquien angefüllt sind und deren Türen seltsame Schlösser mit menschlichen Gesichtern tragen, die man öffnet, wenn man den Schlüssel in den Mund hineinsteckt,

der sich zu einer Grimasse verzerrt. Wieder sind wir in dem gewaltigen Kirchenschiff, in dem es jetzt fast schwarz ist und in das wir, ohne darauf gefaßt zu sein, durch eine kleine versteckte Tür eintreten.

Eine stolze, prunkvolle Herrlichkeit umgibt uns. Eine wunderbare Vergangenheit steigt auf: das Spanien der großen Jahrhunderte von Macht und Gold überströmend; aber der Frieden, der süße Frieden andrer christlicher Kirchen fehlt hier doch ... Ich habe schon die Erfahrung gemacht, daß, wenn man zum erstenmal abends etwas verstohlen in großer Hast sieht, man einen vollständigen endgültigen und richtigen Eindruck bekommt.

So erging es mir vor langer Zeit, als ich zum erstenmal die Akropolis in Athen sah; es war mitten in der Nacht, ich hatte nur einige Minuten Zeit, tausend Schwierigkeiten stellten sich mir entgegen, ich wurde von der Unruhe gequält, die Abfahrt meines Schiffes zu verfehlen, und doch erinnere ich mich, die antike Größe in einer packenden und neuen Form gesehen zu haben, wie ich sie an demselben Ort niemals wiederfand.

*

Zwei Kerzen brennen vor einem Bild der Jungfrau, das sich in einem versteckten Winkelchen in einer ganz niedrigen Nische hinter einem der Riesenpfeiler befindet, aber durch seinen Rahmen, der einstigen Goldschmuck trägt, noch zu prächtig ist.

Wir wollen hinausgehen.

Die beiden schwachen Flämmchen, wie Lichter in dem Märchen vom Däumling, flimmern von weitem in dem gewaltigen Kirchenschiff, und ganz an der Seite ist eine kniende schwarze Gestalt wahrnehmbar. Auf den schallenden Steinplatten nähern wir uns ganz leise, um diesen betenden Schatten nicht zu stören ...

Der Alkalde des Meeres

Verfallen, leer, feierlich ist der große Saal des Rathauses in Fontaraba, und er wie die ganze Stadt zeigen Spuren einer Vergangenheit, die fast prächtig gewesen sein muß. Im Hintergrund des Saales hängt unter einem Baldachin

von altem Brokat das Bild des Herrschers. Reihen von Bänken und Sesseln stehen an den Wänden.

Wir sind unser drei oder vier, die hier warten. Wegen der Fliegen sind die Fensterläden geschlossen, und wir sind im Halbdunkel.

„In einem Augenblick," sagt der Alkalde (der Bürgermeister) der Stadt, „gleich nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes kommen ‚sie'."

Durch das Schweigen da draußen ertönt nun ein schwaches Dudeldumdei von baskischen Flöten, das klagend und eigenartig wie arabische Musik klingt. Die Hitze ist erstickend, und trotz des Halbdunkels wird man sich bewußt, daß die Julisonne am Himmel leuchtet und diesen Haufen alten Holzes und alter Steine überglüht.

Wir betreten den alten gußeisernen Balkon, um Ausschau zu halten, ob „sie" kommen. Unter uns liegt die Straße, die enge „Calle Mayor", in welche die von den Häusern des Mittelalters eingeengte Sonne kaum herabsteigt. Die Straße geht steil hinunter, und während sie am unteren Ende von einem verfallenen Tor begrenzt wird, ist sie oben von dem dunklen Gebäude der Kirche wie verschlossen und vermauert. Dieser alte spanische Zierat ist merkwürdig unversehrt geblieben. Die mit geschnitzten Sparren versehenen Bedachungen ragen weit über, um mehr Schatten zu geben; die roten Steinmauern haben Reliefs mit herrlichen Wappenschildern; staffelförmig erheben sich die gußeisernen Balkone übereinander, sie sind mit Blumentöpfen geschmückt, und überall leuchten Geranien und Nelken freundlich hervor. An den Fenstern zeigen sich einige spanische Gesichter, um nach der Kirche hin zu blicken. Wie wir erwarten sie den Zug, und die Neugierde beginnt die tote Straße zu beleben.

Da ertönt Glockengeläute! Von der so nahen Kirche steigen Schwingungen hernieder und erfüllen die ruhige warme Luft: der Nachmittagsgottesdienst ist zu Ende.

Aus den alten dunklen Häusern kommen die Einwohner heraus, sie schmücken Balkone und Türen, sie neigen sich herab. Fünf oder sechs Priester, die naiv und gutmütig aussehen, gesellen sich nach beendetem Gottesdienst zu uns und begrüßen uns.

Endlich hört man aus der Ferne Trommelwirbel. „Sie" kommen.

Am Ende der Straße kommt um die Ecke herum der Zug hervor. An der rauhen Kirchenmauer, die gleichsam als Hintergrund zu diesem Bilde erscheint, tauchen die Leute einer nach dem andern auf. Zuerst kommen die Musiker mit den roten baskischen Mützen, die einen flotten, lustigen Marsch spielen. Hinter ihnen schreitet schnellen Schrittes eine Frau, welche die Hauptperson zu sein scheint; sie hat die Haltung einer Göttin, die herrliche große Gestalt ist nach spanischer Mode mit weißem Crêpe de chine drapiert, tänzelnd, sich dem Rhythmus der Musik anpassend, hat sie die erhobenen Arme wie die Henkel einer Amphora gerundet und trägt einen gewaltig großen Kasten auf dem Kopfe. Ihr folgt ein Knabe mit einem großen roten Banner, das mit einem blauen Wappenschild geschmückt ist. Nun schließt sich eine Gruppe mit gebräunten Gesichtern an. Sie tragen die traditionelle baskische Mütze; es sind die Fischer, die gesamte Vereinigung der Fischer Fontarabas, die von weit her, der Seeküste herkommen, um an der Jahresfeier, der Neuwahl ihres Alkalden, teilzunehmen.

Das Oberhaupt der Fischervereinigung wird alljährlich gewählt, und mit unveränderlichem Zeremoniell vollzieht sich seit dem Mittelalter die Übergabe dieses Amtes in der heißen Julisonne.

Mit Musik sind sie die „Calle Mayor" hinuntergegangen und nun in dem großen Saal des Rathauses angelangt, in dem alles würdevoll Platz nimmt; in der Mitte unter dem Baldachin sitzt der Alkalde der Stadt, neben ihm die beiden Marineoffiziere, ein Franzose und ein Spanier, die auf der Bidassoa befehligen. Die beiden Alkalden des Meeres, der alte und der neue, schließen sich an, neben ihnen sitzen die Priester und zuletzt alle Fischer.

Das vierhundert Jahre alte rote Banner ist auch entfaltet worden. Die sehr altertümlichen Seidenstickereien, die es bedecken, stellen Szenen von der Walfischjagd dar und heilige Glorienscheine, die über den bewegten Wassern ziehen. Das Banner ist an dem eisernen Balkon befestigt worden, damit es während der Zeremonie über der Straße flattert.

Vor die Alkalden wird nun der Koffer gestellt, den das schöne, dunkeläugige Mädchen getragen hat. Er wird geöffnet, und ihm wird der Schatz der Vereinigung entnommen, um zu sehen, ob er vollständig ist. Da ist ein mit go-

tischen Schriftzeichen bedecktes Pergament, auf dem Papst Klemens der Siebente einen ganz besonderen Segen zusagt; ferner ein silberner Christus, ein silbernes Reliquienkästchen, ein silberner Kelch, eine silberne Monstranz, Stöcke für die Oberhäupter aus Fischbein mit silbernem Knopf (denn die Vereinigung, die jetzt nur noch Thunfische und Sardinen fischt, wurde in fernen Zeiten gegründet, als die Walfische sich noch im Golf von Biskaya fangen ließen).

Alle diese verehrungswürdigen Gegenstände, die schon seit Jahrhunderten von Hand zu Hand wandern, sind unversehrt. Mit lauter Stimme werden sodann die Rechnungen der Fischerinnung verlesen. Es geschieht in jener tausendjährigen Sprache, deren Ursprung ganz unbekannt ist und welche die Fremden in Baskien nie verstehen lernen; die Summen werden genannt: so viel für milde Gaben, so viel für Unterstützungen, so viel für Messen, die eine gute Reise erflehen, und so viel für die Totenmessen . . .

Aufmerksam lauschen alle im Saale anwesenden Fischer. Es sind ehemalige Matrosen, seit zahllosen Generationen Seeräuber, und sie leben auf den hohen gefährlichen Wogen des Golf von Biskaya. Harte, verbrannte Gesichter haben sie und sorgfältig wie Mönche sind sie rasiert. Alle die ein wenig räuberischen und plünderungssüchtigen Männer lassen es sich nicht nehmen, zu kommen, und trotz der Gesetze werfen sie ihre Netze in die französischen Gewässer bis an unsern Strand heran; doch trotzdem sind sie brav und sind so kühne Seeleute! . . .

Die Rechnungsprüfung ist beendet, und jetzt denkt man daran, sich zu vergnügen. Von der Straße, in der sich eine Menge Volks eingefunden hat, schallt Lärm herauf: der Stier wird herbeigeführt.

Störrisch naht er. Am Kopfe wird er an einem Stück Holz gehalten, das ein Paar zusammengekoppelter Ochsen zieht; das Band, das ihn festhält, ist lang genug, um ihm zu gestatten, das Hinterteil der ihn ziehenden Tiere mit seinen Hörnern zu zerfetzen. Das so schwer leitende Gefährt geht nur mühsam vorwärts. Von Zeit zu Zeit einen Ruck, dann bleibt der Stier wieder stehen, springt und schlägt hinten aus.

Blechfanfaren wechseln mit dem baskischen Orchester in der hohen Halle des Rathauses ab; auf Flöten- und

Trommelmusik folgen alte Weisen, deren Rhythmus einem die Ohren zerreißen kann und deren Alter nicht mehr festzustellen ist.

Indessen hat man dem Stier die Hörner umwickelt, ihn von seinem Gefährt befreit und mit einem endlos langen Strick, der ihm gestattet, die ganze Straße zu fegen, an einem steinernen Pfeiler befestigt. So steht er nun wild und verwirrt, ganz willkürlich auf die Vorübergehenden zuschlagend, die ihn necken und sich dann schnell zurückziehen. Die Leute stoßen sich, flüchten sich eilig in die Häuser, rennen hin und her, fallen, und Angstschreie und Lachsalven wechseln ...

Nachdem man da und dort war, bildet sich der Zug der Fischer wieder, um in das „Meerviertel" zurückzukehren, wo bei dem neuen Alkalden des Meeres ein Festmahl stattfindet.

An der Spitze marschiert die Musik, Trommelschläger und Flötenspieler. Ihnen folgt das große schöne Mädchen, die Trägerin des heiligen Kastens, die wieder wie vorhin tänzelnd weiterschreitet und sich in den Hüften wiegt. Dann wird das Banner getragen, hinter dem die Alkalden, die beiden Offiziere und die Priester hergehen. Zuletzt kommen die Fischer, an die sich die Volksmenge reiht, die immer mehr anwächst.

Vergnügt und schnell geht der Zug an der ein wenig düsteren Umgebung vorbei, durch die traurige Straße mit den hohen, wappengeschmückten Häusern.

An der Straßenwendung hinter der Kirche ist das erstickende Fontaraba plötzlich weggeweht, es geht zu der Küste herab, und zwar über einen Abhang, der den Golf von Biskaya überragt, die Pyrenäen, die Küsten Frankreichs und Spaniens, den herrlichen, schimmernden, blauen Ozean.

Unten am Strande liegt das bescheidene Häuschen des neuen Alkalden des Meeres, nach baskischer Art von rundgeschnittenen Platanen umgeben. Als der Zug angelangt ist, wird das heilige Banner vor die Tür gepflanzt, und der heilige Kasten wird im Alkoven unter dem Bett in Sicherheit gebracht.

Der recht einfache Festtisch, den Blumensträuße schmükken, steht in einem engen, niedrigen Saal, dessen niedrige

Balken bedrückend wirken. An den weiß getünchten Wänden hängen Bilder von Christus, der Jungfrau und den Heiligen, welche die Seeleute beschützen.

In diesen Raum, in dem es trotz der Brise, die hineinweht, so heiß wie in einem Schwitzkasten ist, zwängen sich Alkalden, Offiziere, Priester und die bedeutendsten Fischer hinein. Hurtige, lächelnde Mädchen und Frauen reichen alle möglichen Fisch- und Muschelsorten mit den verschiedensten Saucen. Nach jedem Gang werden Zigaretten ausgetauscht und angezündet. Spanisch oder hauptsächlich baskisch wird über Fischfang und Schmuggel geplaudert.

Zu ebener Erde liegt der Saal. Durch das offene Fenster weht das rote Banner hinein, flattert hin und her und senkt sich bisweilen auf den Sand herab. Am Strande hat indessen die Musik Platz genommen, die Tänzer beginnen den Fandango, und zwischen den sich drehenden Paaren, die sich mit erhobenen Armen wiegen, leuchtet ein wenig das tiefe Blau des Meeres hindurch, auf dem heute eine Menge kleiner schwarzer Dinger, die Barken der feiernden Fischer, bewegungslos harren.

Durch die offenen Fenster blicken lächelnd Leute von draußen herein, unter ihnen auch Gäste aus Biarritz oder St. Sebastian. Sie berühren das Banner, entfalten es, um darauf die kindlichen Personen und die geduldige Arbeit zu studieren.

So fern wie diese alten Stickereien, die sie amüsieren, ihren Gedanken sind, so fern sind Gott sei Dank ihnen, ihrem Empfinden, ihrem modernen Mutwillen jene rauhen, gebräunten Fischer, die zwischen Christusbildern an dem einfachen Tisch Abendbrot essen, in der unberührten Frische alter Freuden, alter Hoffnungen und alter Träume...

Die Agonie Euzkalerrias

In baskischen Landen bietet der manchmal wolkige, manchmal unangenehme Winter doch wiederum wundervolle Überraschungen durch seine Wärme, sowie der Südwind, der große Zauber des Landes, zu wehen beginnt.

Als ich heute morgen meine Fenster öffnete, durch die man auf Spanien blickt, zeigte sich unter dem ideal reinen Himmel eine Flut von Licht. Der Südwind hatte in der Nacht in ganz kurzer Zeit die Atmosphäre erhellt, und sein sanftes Säuseln brachte uns jene Weichheit, jene Durchsichtigkeit des spanischen Südens, und nach dem andauernden Blasen des Ostwindes, der aus diesem Lande eine andere Bretagne, wärmer als die wahre, doch eine ebenso grüne und feuchte machte, herrschte nun ein Waffenstillstand von wenigen Tagen.

Heute erblicken meine Augen nur Sonne. Mir gegenüber liegt Fontaraba – das nun bald unwiderruflich entstellt sein wird – das alte kupferfarbene Fontaraba, das wie einst am Fuße des Kantabrischen Gebirges thront. Etwas ferner zieht das Meer — leider bald hinter einer Reihe moderner Villen versteckt — am Horizonte seine ruhige blaue Linie.

Auf einen solchen Morgen folgte ein Tag, so lind wie im Juni. Nachmittags ging ich nach dem Strande. Ein kleiner enger Weg führte mich dorthin, den ich ehemals als friedlich und reizend kannte, und der jetzt durch eine elektrische Bahn so schmal und durch die Automobile so grundlos geworden ist, daß man nebenher in den Feldern einhergehen muß.

Ruhig und zur Sammlung einladend ist heute der durch den Winter fast vereinsamte Strand und erinnert wieder ein wenig an den einstigen lieben Anblick. Doch auf diesen Dünen und Strandstrecken zeigen sich schon Verunstaltungen, die Spekulanten, die sich seit zwei Jahren hier niedergelassen, begangen haben, der Strand ist von ihnen gekauft worden, um ausgebeutet zu werden. Ehemals war es ein herrlicher Boden, den jene zarten Pflanzen bedeckten und schmückten, die Jahrhunderte des Friedens verlangten, um zu entstehen: Moosarten von einem besonderen Sammet, wohlriechende Immortellen und Tausende kleiner rosa Nelken, deren würziger Duft die ganze Umgebung durchschwängert. Nur da und dort ist ein Bruchstück dieses kostbaren Bodens; alles hat eine Umwälzung erfahren, ist aus dem Geleise gebracht, in breite gepflasterte Alleen eingeteilt, welche die Villen von morgen umgeben werden. Die rosa Nelkenteppiche werden hier bald nichts weiter als eine Legende alter Zeiten sein.

An diesem schönen Wintertage sind die Eindringlinge jedoch nirgends fühlbar, zweifellos haben der Schmutz und die in letzter Zeit niedergegangenen Regengüsse sie in die Städte gejagt. Nur ganz von weitem sieht man auf dem feuchten glatten Sande, ganz am Rande der schäumenden Wellen, einen Schwarm kleiner Wesen, so groß wie Pygmäen, die langsam und unbeschäftigt umherschlenden: es sind dreihundert kleine Knaben und Mädchen, an Tuberkulose erkrankte Kinder, die sich in der Rekonvaleszenz befinden und in dem gewaltig großen Sanatorium weilen, das vor kurzem auf dem bis dahin einsamen Strand erbaut wurde und von einer Saison zur anderen immer neue Häuschen mit roten Dächern aufweist und sich zu einem großen Dorf entwickelt. So wenig verschönend die Anwesenheit der armen Kinder auch sei, liegt es mir fern, dagegen zu protestieren, denn sie werden durch die Seeluft gerettet. Also lassen wir das Sanatorium gelten. Aber weshalb die Villen, die Hotels, das Kasino, die Croupiers eine Wohltat sein sollen, begreife ich weniger.

Von der Südseite des großen Strandes sehe ich jetzt, wie sich von dem düsteren Hintergrund der spanischen Berge die Villengruppe abhebt, die mit erstaunlicher Schnelligkeit seit einem Jahre entstand — und ich bin gezwungen zuzugeben, daß sie nicht häßlich ist; würde man sich damit begnügen, nicht weiterzubauen, wäre ich zufrieden.

Wir hatten bei unserm Unglück noch das Glück, daß das Oberhaupt des Bauunternehmens nur ein Halbbarbar war; er hatte einen schon entwickelten Geschmack, und er war über die Epoche der angepinselten Schweizerhäuschen mit den Zinkglockentürmchen hinaus. Er hat begriffen, was bisher jenen Männern, die Badeorte gründeten, nicht klarzumachen war: daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, den Charakter des Landes zu wahren, um Gäste herbeizulocken. Die Villen, die er hier erbaut hat, sind baskische Häuschen, die mit lobenswerter Genauigkeit wiedergegeben sind. Selbstverständlich weisen sie auch Unechtheiten auf, doch das Schicksal hat uns vor dem modernen Stil bewahrt.

Aber was denken sich diese unbewußten Missetäter eigentlich, daß sie unsern Strand bebauen? Zweifellos fühlen sie dunkel den Reiz Euzkalerrias, aber bemerken sie denn nicht, daß sie es zerstören! Haben sie wirklich geglaubt,

diesen Reiz weiter dadurch bestehen zu lassen, daß sie die Architektur einiger altmodischer Häuser nachahmen? Können sie denn gar nicht begreifen, daß ihrer Nachahmung der baskischen Stadt eines fehlen wird: das Gepräge der Vergangenheit, das Geheimnisvolle und eine nicht zu beschreibende Ruhe, der verborgene Schutz alter Kirchen und der Sang ihrer Glocken, das ganze Unsagbare dieses Landes und seiner Seele – seiner scheuen Seele, die selbstverständlich flüchtet, um sich bei der leisesten Annäherung der Eindringlinge zu verstecken...

„Wir bringen euch Reichtum", sagten diese Bauunternehmer zweifellos ehrlich. Und durch diese Äußerung betört, schlagen die Einwohner entzückt in die Hände, nehmen voller Kindlichkeit diesen Schein von Luxus, der zu ihnen dringt, auf und verwünschen mich, den Unglückspropheten. Schon ändert sich alles in diesem geschändeten Landstrich, man vergißt Traditionen, die baskische Mütze kommt aus der Mode, die Farben verblassen. Die so netten ländlichen Läden staffieren sich nach neuer Mode mit Glaskästen aus, auf dem Platz vor der Kirche muß der Fandango der Quadrille weichen. Das Begehren und die Bedürfnisse wachsen; manche Baskerin, die ich kannte und die so reizend mit dem um den Kopf geschlungenen Schal aussah, weiß heute nicht, wie sie den großen Hut und den Schleier tragen soll, und sie eilt von ihrer Arbeit hinweg, um sich als Touristin aufzuspielen und abends um das Kasino herumzuschleichen. Es gibt wohl einige Besonnenere unter den bescheidenen Leuten, die sagen: „Wir müssen alles höher bezahlen, wovon werden wir nächstens leben?" Wartet nur, meine armen Freunde, das ist erst der Anfang. Das von den Badegästen vielleicht verschleuderte Gold ist nicht für euch, ihr Fischer, Arbeiter oder bescheidenen Krämer, sondern für jene Schlauköpfe, die sich infolgedessen hier niederlassen werden. Eure Söhne werden den Fremden alle Arten von Führer werden, mit euren Töchtern aber wird es schlimmer sein; seht Biarritz und Saint-Jean-de-Luz, und ihr werdet Bescheid wissen. Ein jedes Land, das sich den Touristen öffnet, verliert neben seiner Würde auch seinen glücklichen Frieden.

Der herrliche Sonnenuntergang zeigt mir an, daß die Stunde gekommen ist, zu der ich mich mit meinen „Pala"-

genossen verabredet habe, und ich schreite jenem Teil zu, auf dem das Ballspiel ausgeübt wird, das auf dem Strand eine Menge anzieht, die nur aus Basken besteht. Auch hier ist alles aufgewühlt – denn die Niederlegung dieses Platzes, auf dem das Nationalfestspiel stattfindet, ist von den „Bauherren" unseres Meeresstrandes angeordnet.

Kaum hatten wir jedoch trotzdem inmitten dieser verlassenen Unordnung angefangen zu spielen, als zwei- oder dreihundert kleine Zuschauer sich dicht an uns drängten: die Gäste des Sanatoriums, die in der Heilung begriffenen Kinder, die schon schöne rote Backen bekommen. Die Kleinen sind wirklich nett und suchen uns die zu hoch geworfenen Bälle, die über den Spielplatz herausgeflogen sind, zusammen. Es ist mir wirklich lieber, diese Jugend um mich herum zu sehen, als die Touristen, die mich im Sommer übelwollend betrachten werden. Es ist noch nicht lange her, daß hier niemand war! Bedenkt man, daß noch gestern dieser herrliche Strand den Hendayern allein gehörte, den Bauern der benachbarten Ortschaften und einigen feinfühligen Künstlern! Die stolze Linie der gewaltigen Brandungen und der Sandstrecken, die sich ohne jede Unterbrechung hinzog, wird am Fuße der schroffen und verlassenen einsamen kantabrischen Felsen dahinsterben! Kehrte man vom Ballspiel heim, welche wundervolle Einsamkeit empfand man an diesen Abenden Biskayas, die bald klar und goldig waren, bald dicke fahlrote Wolken hatten und wo in der Ferne die Silhouette Fontarabas wie eine Erscheinung alter Zeiten thronte. Wie berauscht war man von dem Geruch, der von den Dünen kam: Immortellen und rosa Nelken bedeckten sie vollständig.

Die völlige Zerstörung dieses Ballspielplatzes ist nahe bevorstehend. Wie viele brave Bauern haben hier Sonntags, anstatt in die Kneipe zu gehen, viele erquickende Stunden verbracht. Weil ich selbst dazu beigetragen habe, dieses traditionelle Spiel der Basken überall bekanntzumachen, glaubte ich, daß man auf mein Bitten diesen Fleck, auf dem ich seit zwölf Jahren spiele, verschonen würde; vertrauensvoll erhob ich Einsprache bei den Behörden, doch wurde mir leider nichts bewilligt.

Übrigens besitze ich in diesem kleinen Lande keinen Einfluß. Vielleicht, wenn ich mir hier eine prunkvolle Villa

erbaut hätte . . . Aber da ich nur ein Fischerhaus besitzen wollte, um mich auszuruhen und ein ganz einfaches Leben zu führen, schwand jeder Nimbus dahin. So werde ich denn bald von dannen ziehen. Ich vermute, daß die Künstler, die auch Bidassoas Ästuarium aufsuchten, wie ich flüchten werden: Weshalb hier weilen, da Hendaye nur eine Niederlage von Biarritz oder Trouville wird? Es wird mir jedoch sehr schwer, diesem Fleckchen, das ich noch sehr gern habe, Lebewohl zu sagen, und vielleicht werde ich so schwach sein, meine Abreise immer wieder zu verzögern, solange die arme Mauer, die den Spielplatz umgibt und an die sich tausend Erinnerungen knüpfen, noch nicht heruntergerissen ist — und besonders, solange Fontaraba, das dort unten dem Flusse gegenüberliegt, seine Silhouette, die Charles-Quint gekannt, unangetastet bewahrt.

Aber Fontaraba hat denselben Schlag zu fürchten, und hier liegt das ernste, das wahre Motiv des Alarmrufes — den ich, wie ich im voraus weiß, leider vergeblich ausstoßen werde.

Die Pyrenäenkommission ist von den Ausbeutern unseres Strandes um das Recht gebeten worden, einen Teil des Flusses auf der französischen Seite zuzuschütten, weil sie dort ihre zukünftige Stadt und ihre großen Hotels erbauen wollen; die Spanier verlangen nun dafür, daß auch sie berechtigt sind, zuzuschütten, um vor dem Felsen, auf dem ihre alte Heldenstadt sich erhebt, eine Besitzung zu haben, auf der sie Reihen von Villen aufstellea können, die jene herrlichen Häuser des Mittelalters, das Schloß von Johanna der Wahnsinnigen und die Kirche verbergen. Wird den beiden Parteien diese Berechtigung erteilt, so wird diese Stadt der Vergangenheit, die einer wunderbar bewahrten Reliquie glich, allen Malern der Welt ein Wallfahrtsort war und die die einzige war, die eine reizende Sonderheit des Ästuariums besaß, zu Ende gegangen sein. Beobachtet man, was heutzutage in Irun und um St. Sebastian herum gebaut wird, so kann man wohl zittern. Deshalb möchte ich unsere spanischen Freunde anflehen und beschwören, wenigstens dem Beispiel zu folgen, das ihnen auf der französischen Seite von den Einrichtern gegeben wird, die im baskischen Stil bauen und so Fontaraba den letzten Respekt zeigen und einen Platz, der so schön war, nicht allzu lächerlich machen,

Wir befinden uns in einer Zeit von Utilitätshäßlichkeit und alberner Zerstörung. Jedoch eine Neigung, sich dagegen aufzulehnen, gibt sich dennoch kund; man bedauert, man protestiert, ein Schein von Geschmack durchdringt nach und nach alle sozialen Schichten, ob hoch, ob niedrig. Dieser Skrupel hatte zur Folge, daß auf unserem Strand anstatt irgend etwas Fürchterlichem eine pseudobaskische Stadt entstand, die aus der Ferne fast hübsch wirkt. Es ist ein Zeichen der Zeit, und die Söhne der Halbbarbaren, die eines solchen Gedankens schon fähig sind, werden vielleicht die wahren Künstler von morgen sein. Man muß der Generation gedenken, die der unseren folgen wird, ihr Urteil fürchten und nicht zu unheilbare Heiligtumsschändungen begehen.

*

Armes Baskenland, wie ein kleines Arabien war es lange unberührt, von der Treue zu den Traditionen der Vorfahren ebenso verteidigt wie durch seine nicht zu erlernende Sprache, und jetzt soll es mit einem Streich verschwinden. Dem Touristentum unbekannt, ist es schließlich seit einigen Jahren von diesem entdeckt worden. In ganzen Scharen treffen Tausende von Müßiggängern, Snobs aus dem ganzen Europa hier ein, und um diese Menge aufzunehmen und sie zu prellen, werden immer mehr Häuser mit häßlichen Fassaden erbaut, Kasinos entstehen, Schienenstränge und elektrische Drähte werden gelegt. Wagenladungen von Modeartikeln treffen hier ein, um die hübschen Baskerinnen vom Lande zu schmücken.

Es wird bald kein Dorf mehr geben, das nicht nach Herzenslust entstellt ist, keine Hütte mehr zu sehen sein, die mit Plakaten: „Bittrer“ und „Kümmel“ beklebt ist,

Wohl weiß ich, daß gegen diese Ausschreitungen nichts getan werden kann. Aber ich möchte dem „Schutzverein für französisches Gebiet“ mitteilen, welch unheilvoller Plan im Entstehen ist. Zwischen Saint-Jean-de-Luz und Hendaye besteht wunderbarerweise noch eine herrliche einsame Küstenstrecke, stolze, wild gebliebene Klippen.

Diese Felsen will man durchstechen, die Sandstrecken aufwühlen, um für die umherreisenden Snobs eine elektrische Bahn anzulegen. Für diese Leute gibt es doch schon genug Eisenbahnlinien, genug Küsten, die ihrem Geschmack

entsprechen! Könnte man nicht auch ein wenig der wahren Künstler gedenken und ihnen ein friedliches Plätzchen am Meer wahren? Wirklich, dieser Erdenfleck gehört zu denen, die Achtung verdienen, er müßte ein unantastbares Nationaleigentum wie die Monumente und Kunstgegenstände unserer Museen sein.

In zukünftigen Zeiten aber werden diese Männer, die, um Gold aufzuhäufen, in unserem Lande die letzten Reste von Ruhe und Schönheit zerstörten, in den Augen unserer verfeinerten Nachkommen als große Missetäter gelten.

Der Sultan zieht vorüber

Das Fenster, aus dem ich herausgucke, ist in einem der Gartenhäuser des Jildispalastes, der gewöhnlichen Residenz Seiner Majestät des Sultans.

Natürlich hat man hier einen Ausblick, der einzig in seiner Art ist und sofort Ort und Zeit erkennen läßt.

In der leuchtenden Junisonne unter einem durch die Hitze fahlen Himmel erblickt man in einer Staubwolke zuerst eine schier unglaublich weiße Moschee, aber trotz des reinen alten Stils ist es eine elegante neue Moschee, die den Eindruck eines gekünstelten modernen Islams macht, wie unsere neuen Kirchen, an denen man einen gesuchten alten Stil mit verbesserten Ausführungen vereint. Fast zu hübsch ist das Gotteshaus mit seiner hohen, von arabischen Kleeblattkreuzen eingefaßten Säulenhalle, den sehr feinen Ausschnitten der Fenster und dem graziösen, mit Fries besetzten Moscheenturm, der von einem schimmernden Halbmond überragt wird. Auch in der unmittelbaren Umgebung der Moschee ist alles neu, die Wege sind mit Sand bestreut und geharkt, die Bäume noch jung, und mit der gewohnten Sorgfalt, die in fürstlichen Residenzen herrscht, sind die Rasenflächen geschoren und mit Blumenbeeten geschmückt.

Hinter der weißen, gezackten Moschee, die in dem Bilde den wesentlichsten Platz einnimmt, erscheinen unklar die großen Wunderdinge früherer Zeiten. Stufenweise bauen sie sich in der Ferne auf: der Bosporus, die Silhouette von Skutari und dann jenes Unvergleichliche: die über den

Gewässern des Marmarameeres hervorragende Spitze des alten Serail mit dem Moscheenturme und die Kuppeln und Zypressen von Stambul. Kaum ist es in der verzehrenden Sonne inmitten der Spiegelungen des Meeres in bläulichgrauen Tönen angedeutet, es ist hinter dem leuchtenden Staubschleier nur ganz zart wahrnehmbar und tritt hinter der schönen Moschee so zurück, daß die zusammengedrängten Paläste und Häuser im Hintergrunde ganz klein erscheinen, sich an die Arme und Schultern der Personen im Vordergrunde lehnen, so daß ihr Anblick wie manche Bilder italienischer Meister des XV. Jahrhunderts wirkt...

Aber dieser obere Teil Stambuls mit der Hagia Sophia und dem alten Serail ist ein solches Wunderwerk, daß seine alleinige Gegenwart zwischen der modernen Umgebung doch genügt, das Andenken an eine herrliche Vergangenheit zurückzurufen.

Die Pfade, die Alleen und die ineinander verschlungenen Wege, die zu der kaiserlichen Moschee führen, sind mit marschierenden Soldaten angefüllt, die sich unter den Klängen der Militärkapellen nähern, und immer dichter drängen sich diese Truppen um die weißen Mauern, welche die heilige Stätte einschließen, in der sich, wie man errät, gleich etwas Feierliches abspielen wird. Von allen Seiten sieht man die Soldaten sich kreuzen, sich im Zickzack vorwärts bewegen, in einem endlosen Vorbeimarsch wie in Feenstücken im Theater; immer wieder ziehen die Fahnen der Kavallerie, schwarze, mit Silber gestickte Banner, rote Feldflaggen der Lanzenreiter aneinander vorüber, und immer dichter wird die Staubwolke. Die großen, blanken Blechinstrumente der Musikkapellen und die hohen, mit Pferdeschwänzen geschmückten Halbmonde funkeln in der Sonne. Trompetensignale und Fanfaren erschallen, die Luft ist von dem schweren, eigentümlichen Ton türkischer Trompeten erfüllt.

Immer strömen noch Soldaten herbei, die mit einer mustergültigen Regelmäßigkeit dem bekannten Plane folgen und an dem ihnen zugewiesenen Platz bei der Parade plötzlich stehenbleiben. Unmittelbar vor uns befinden sich dicht um die Mauern des Gartenhauses gedrängt Arnauten aus dem Norden des Reiches und Zuaven im grünen Turban aus Tripolis; die Truppen sind im Aussehen und Haltung

prächtig, die Männer haben schöne Gestalten und sind von besonderer Schönheit.

Nun sind sie alle aufmarschiert und stehen regungslos da, sie sammeln sich, denn die geheiligte Mittagsstunde, zu der sie alle zusammenberufen sind, der „Selamlik", das große Freitagsgebet, dem Seine Majestät der Sultan in Person beiwohnen wird, ist nahe.

In dem großen Salon, in dem ich augenblicklich weile, scheint man noch nicht zur Andacht gestimmt; Diplomaten plaudern mit den Frauen der Gesandten oder erörtern politische Fragen.

Ebensowenig ist man in dem benachbarten Salon gesammelt, in dem man noch mehr Frauen antrifft. Reisende der verschiedensten europäischen Nationen plaudern dort, denen der Oberzeremonienmeister auf Wunsch der Gesandtschaften gestattet hat, den Vorbeimarsch zu dem Selamlik mit anzusehen. Liebenswürdig macht der Adjutant in den langen flatternden Ärmeln der Tscherkessen die Honneurs und beeilt sich, den neugierigen Schönen Plätze anzuweisen.

Wird Seine Majestät, wenn er an diesen Fenstern vorbeizieht, zu Pferde oder im Wagen sein? Das ist eine Frage, die die Zuschauer sehr beschäftigt und die zu beantworten unmöglich ist. Gewöhnlich findet der Sultan, daß es für diesen zwei- bis dreihundert Meter weiten Weg zwischen Palast und Moschee einfacher ist, in den Wagen zu steigen und sich seine Pferde hinterherführen zu lassen, das ist des Anblicks wegen schade, denn Seine Majestät sieht zu Pferde prächtig aus und entspricht weit besser der Vorstellung, die wir uns von einem Kalifen machen, als wenn er im Wagen wie irgendein Herrscher an uns vorbeirollt.

Indessen ist die Zeit vorgerückt, schnell wird auf der Marmortreppe der Moschee ein kostbarer roter Teppich ausgebreitet, den die Füße des Sultans betreten werden, und zu jeder Seite des Tores haben sich seltsame asiatische Gruppen aufgestellt; Männer, deren lange, grüne, gelbe oder orangefarbenen Gewänder sich kraß von dem schimmernden Weiß der Mauern abheben; die braunen Köpfe mit den dunklen Augen schmückt ein breiter Turban; es sind die aus dem fernen Mekka oder Bagdad abgesandten Priester, die auch unter der religiösen Macht des Kalifen stehen und die hierher, in den modernisierten Orient,

eine kulturfremde, reizvolle Note vergangener Zeiten bringen.

Jetzt kommen durch die sandbestreute Allee, die von einem doppelten Soldatenspalier eingefaßt und freigehalten wird, alle möglichen Würdenträger herbei, um sich zum Gebet zu begeben. Vorzüglich Offiziere, Generale, Marschälle, alle die Führer der heldenmütigen türkischen Armee; — doch in der Erwartung, den Sultan vorbeiziehen zu sehen, beachtet man sie wenig ... Jetzt nahen in eleganten Karossen die Prinzessinnen der kaiserlichen Familie; — ihre Gewänder und ihre Gesichter sind hinter einer Wolke von Musseline verborgen ...

Die Sonne sendet ihre heißen Strahlen hernieder; in den hellen weißen Salons, auf der hellen, weißen Moschee, in der durch Spiegelungen und Staub verschwommenen Ferne leuchtet ein gewaltiges Licht, und man hat die Empfindung, als ob die Wärme durch die Gegenwart von diesen vielen Tausend bewaffneten Männern noch drückender wird, diese Tausende, die zusammengedrängt mit angehaltenem Atem bewegungslos wie eine Mauer dastehen.

Einzeln kommen jetzt die großen Persönlichkeiten, die zu dem Selamlik geladen sind. Die älteren kaiserlichen Prinzen sind von ihren Adjutanten begleitet, die in Uniform gekleideten jüngeren Kinder haben ihre Erzieher bei sich. Als ein kleines reizendes Wesen mit Orden behängt, vornehm und graziös in einem Marineanzug daherkommt und den Neugierigen sein niedliches, kluges Gesicht zuwendet, wird ihm zugejubelt, und aus dem Salon der fremden Reisenden neigen sich die Frauen mit den blumengeschmückten Hüten heraus und fragen: „Wer ist es?" Es ist der jüngste Sohn Seiner Majestät.

Bald ist es Mittag. Man blickt nach dem Palast hinüber und auf die Uhr. Durch die Truppen, die den Kopf erheben und sich richten, geht eine Bewegung: der Fürst naht. Die Musikkapellen stimmen zusammen die kaiserliche Hymne an. Und jetzt erscheint auf der Galerie des weißen Moscheeturmes unter dem goldenen Halbmond der Muezzin, der Ausrufer, klein wie ein Punkt am Himmel, und in der Sonne — der Muezzin, der das heilige Gebet singen wird ...

Mittag! Plötzlich verstummt die Musik und bricht inmitten eines Klanges ab; ein jähes, unerwartetes, packen-

des Schweigen tritt ein, wie unter der Beklemmung eines irgendwie erschreckenden Ereignisses erstarren die Truppen zu einer atemraubenden Unbeweglichkeit. Wie aus einer Kehle ertönt von den fünftausend Soldaten der gewaltige Ruf: „Allah! Allah! Allah!“ und erschüttert die tote, warme Luft . . .

Und in der Stille, die auf diesen brausenden Lärm folgt, zieht der Herrscher vorbei.

Ganz schnell rollt er in seinem Wagen dahin, während alle Köpfe sich neigen.

Und von dem weiß-feurigen Himmel dort oben erschallt der Sang des Muezzin, der orientalische Ruf, der hundertjährige Ruf. Die herrliche Stimme, die man aus allen Stimmen ausgewählt hat, herrscht über dem irdischen Lärm, sie übertönt die militärischen Befehle und das verworrene Getöse der Tausende von Menschen. Frisch, leicht und unendlich, auch ein wenig seltsam, gleicht sie mit ihrem melancholischen Timbre der Oboe. Leicht schweben und senken sich ihre schnellen, klagenden Schwingungen über die menschlichen Köpfe hinweg, und selbst die ungläubigen Fremden, die hier wie zu einem Schauspiel herbeigeeilt waren, empfinden einen tiefen Eindruck von der Mystik des Islam . . .

Der Kalif hat seine Karosse verlassen und ist die mit dem roten Teppich belegte Marmortreppe emporgestiegen. Die längs der Stufen aufgereihten Männer in den orientalischen Gewändern und den dunklen Turbanen neigen sich bis zur Erde. Klagend verhallen die letzten Töne der Himmelsstimme von dort oben — es ist zu Ende, der Kalif ist vorbeigezogen.

Und nach dem Moment religiöser Ergriffenheit atmet man jetzt wieder und beginnt ungehindert zu sprechen. In den kosmopolitischen Gruppen des Hauses wird geplaudert, während schöne, weiße, mit Gold aufgeschirrte Pferde vorbeigeführt werden.

Der Augenblick war kurz, flüchtig; aber trotzdem, inmitten des prächtigen Schauspiels fühlte man mit einem Beben das Streifen einer dieser besonderen Wesen, die sich Kaiser oder Könige nennen, und in denen sich die großen Nationen personifizieren.

Die goldenen Pagoden

Am ganz frühen Morgen auf dem Meere in den Nebeln vom Irawadi vor der Mündung des großen Flusses, inmitten der umherflatternden Möwen.

Wir haben seit drei Tagen Kalkutta verlassen, wir hätten Birma berühren müssen, von dem sich jetzt noch keine Spur verrät. Die gestern so blaue Flut, als wir durch den Bengalischen Golf fuhren, ist hell geworden, und in dem perlenfarbenen Nebel, mit dem sie sich vermischt, sind ihre Umrisse verschwunden. Das beginnende Tageslicht leuchtet nur einer inkonsistenten Welt ohne Grenzen, die aber doch kein leerer Raum ist. Es ist eine von Keimen durchsetzte Welt warmer Dämpfe.

Zahllos sind die umherflatternden Möwen. Schreie, Flügelschlagen. In dieser Ausdünstung, in der man kaum atmen kann, und die der große Fluß immer gegen Ende der Nacht ausströmt, umgibt uns das angespannte Leben der Fischervögel.

Mittag. So wie sich im Theater der Vorhang erhebt, so löst sich der Nebel in einer Minute von den irdischen Dingen; er steigt auf, verflüchtigt sich in den Himmel hinauf, es ist zu Ende. Eine plötzlich entschleierte Prallsonne leuchtet über dem gelblichen Gewässer um uns herum. Überall kommen niedrige, halb im Wasser ruhende Küsten, die ein Teppich feuchten Grüns bedeckt, zum Vorschein. Und in der Ferne dieses platten Landes, am Ende der tiefen Ebene, wo nichts Menschliches sich mehr abzeichnet, werden die Blicke von etwas Unvergleichlichem angezogen und verwirrt: man glaubt eine große, goldene Glocke, von einem goldenen Stil gekrönt, zu sehen . . . Kein Zweifel, es ist wirklich Gold: es leuchtet in so feinem Glanz! Aber, aber es ist so weit von uns, daß es von riesenhafter Form sein muß, es übersteigt alle bekannten Dimensionen; was kann diese seltsame Gestaltung wohl sein?

Die Pagode ist es! Diese lange Pilgerfahrt habe ich ihretwegen unternommen, es ist die heiligste der Pagoden Birmas, die Reliquien der fünf Buddhas und drei Haare Gautamas enthält, des Zuletztgekommenen der Fünf. Sie ist tausendjährig; seit allen Zeiten eilen die Gläubigen aus

ganz Asien dorthin und bringen Reichtümer und Gold, vorzüglich Gold, Platten und goldene Blätter, um die herrliche Auflage zu verstärken, mit welcher der große Turm geschmückt ist, der in der Ferne in der Sonne glitzert. Jahrhundertelang glänzt die Pagode so unverändert, trotz der vielen modernen Umwälzungen, welche die Stadt Rangun, die sich zu ihren Füßen ausbreitet, erfahren hat, unverändert ist ihr erster Anblick von fern geblieben; so sahen sie schon während des ganzen Mittelalters unzählige Pilger, die in prächtigen, seltsamen Schiffen von China und Indien zu ihr eilten, in der Sonne jener Zeiten, wie ich sie in diesem Augenblick sehe: eine goldene Glocke, die mitten in diese Fülle ewigen Grüns hineingesetzt scheint.

Die Stadt, bei der wir anlegen wollen, ist Rangun, und sie nähert sich schnell, während die goldene Glocke darauf zu beharren scheint, unwirklich und fern zu bleiben.

Oh, welche verblüffende Häßlichkeit zeigt sich uns jetzt. An den einstmals paradiesischen Ufern des Irawadi sind von den neuen Eroberern geschmacklose Neuheiten hingebaut worden. Die schönen Pagoden strecken ihre goldenen Spitzen zwischen Tausenden von Fabrikschornsteinen in die Höhe. Die armen Birmanen, die gezwungen an dieser neuen Arbeit teilnehmen müssen, mühen sich in den Kohlenstätten zwischen dem Rauch ab. Die unglückseligen Elefanten müssen auf ihren Rücken die Schienen für die elektrischen Bahnen schleppen.

Auf die Häßlichkeiten der Kais folgen die der Stadt. Ein unendlich großes, ganz neues Rangun mit Squares, die gleichmäßig geschorene Rasenflächen schmücken. In den langen, schnurgeraden Straßen findet man alles, was die europäischen Hirne im Kolonialrausch ersinnen: griechische Tempel (Stuck und Gips), in denen Aufschnitt verkauft wird: feudale Schlösser (Zink und Lattenwerk), in denen sich Schuhläden befinden; gotische Kirchen (Backstein und Gußmetall), die von chinesischen Trödlern bewohnt werden! Denn die Chinesen haben sich zu Tausenden auf diese armen Birmanen gestürzt . . .

Man weiß, daß die Europäer in diesem Lande tödlicher Hitze nur abends ausgehen. So muß ich denn bis zum Sonnenuntergang warten, um zu dieser Pagode zu gehen,

die ich seit meiner Ankunft von fern in dem blendenden Mittagssonnenlicht gesehen habe.

Mein geschlossener Wagen führt mich durch die abscheuliche Stadt, und angeekelt lasse ich mich führen, bis mein Hindukutscher mir erklärt, daß wir angelangt sind.

Ich habe die große goldene Glocke ganz nahe über mir ragend vermutet. Nein, ich bemerke sie nirgends. Nun bin ich am Fuße eines Hügels mit schroffen Rändern, der wie durch einen Graben, der sich herumzieht, verschanzt und verteidigt zu werden scheint. Dieser Hügel ist ein Hochwald, in dem die langen Palmen und die gewaltigen Fächer der Äquatorialflora ihre gewaltigen Zweige miteinander vermengen. Hier und da, unter den Gipfeln der Bäume, zwischen ihren großen grünen Wedeln, ragen Türmchen wie aus goldenem Spitzengewebe in die Höhe und lassen die Vermutung zu, daß diese Blättermassen feenhafte Paläste beschützen und prächtige Gebäude unbekannter herrlicher Kunst verstecken.

Eine einzige Brücke führt über den breiten Graben zu diesem Gebüsch des heiligen Hügels. Die aufwärtssteigende Brücke hat Stufen wie eine Treppe. Sie endet an einer Tür, die sich dem Dunkel der Nacht wie einer Tunnelmündung öffnet; das Tor ist aber vergoldet, ziseliert, guillochiert wie ein Kleinod. Zu jeder Seite dieses zu dem Wunder führenden Eintritts sitzen als Wächter zwei Hunde, die zusammengekauerten Ungeheuern gleichen. Sie sind aus weißlichem Stein, vierzig Fuß hoch und wirken durch ihre Gewaltigkeit und ihre massive Barbarei erstaunlich; über den Palmen, dem Grün, dem Gold hinweg zeichnen sich ihre Köpfe vom Himmel ab; die weitgeöffneten Rachen mit den hervorstehenden Zähnen erinnern schon an das benachbarte China mit seinen himmlischen Drachen. Zweifellos haben sie die Mission, die Ankömmlinge darüber zu unterrichten, daß es nicht allein Pracht und Entzücken in diesem Eden gibt, sondern auch Mysterium und ein wenig Schrecken hier umherkreist; denn es ist das Gebiet der Geister, eine Heiligenstätte, welche die Menschen dieses Landes, ihrem besonderen Traum nachgehend, in das Unkenntliche erhoben haben.

Ich überschreite die schöne Pforte, deren oberster Teil ganz mit goldenen Glöckchen besetzt ist, und ich verliere

mich in der dunklen Steigung. Man wird durch das Halbdunkel überrascht, übrigens naht der Abend, und die glühende Sonne wird erlöschen. Auf den Stufen, die das beständige Hin- und Hergehen der barfüßigen Pilger abgenutzt und glattgemacht hat, gleitet man aus. In diesem aufsteigenden Korridor durchschwängert ein berauschender Blumenduft die warme schwüle Luft, Leute steigen hinauf und hinunter und streifen mich geräuschlos. Ich sehe hier die ersten Birmaninnen in Tracht, und die lebhaften, klaren Farben ihrer Gewänder heben sich von dem Hintergrund des Korridors ab. Ich steige, steige immer höher. Vergoldungen glänzen an den ziselierten Schweifungen der unabsehbaren Decken. Zu jeder Seite der Treppe stehen Händler mit Zuckerwaren, Spielzeug, kleinen Statuen und Blumen; Körbe sind mit Blumensträußen aus Lilien, Jasmin und Tuberosen für die Buddhas, die dort oben wohnen, angefüllt.

Oh! Diese Birmaninnen sind nette, lachende, kleine Personen, die von Seidengewändern in zarten Farben umhüllt sind. Um die Schultern haben sie ganz feine Gazeschärpen in Rosa, Meergrün oder Himmelblau geschlungen. Alle tragen sie frische Blumen im Haar — und oft halten die lachenden Lippen eine Zigarre. Ich muß zugeben, daß die Gesichter schon an das äußerste Asien mahnen; jedoch haben sie weder den schrägen Blick noch das platte Profil der Japanerinnen, aber doch ein wenig von der gelben Rasse, gerade soviel, um die Augenwinkel etwas in die Höhe zu heben und ihnen einen schmeichelnden Katzenausdruck zu geben. Diejenigen, die heraufsteigen, bringen große Sträuße als Gabe nach oben; die Hinabsteigenden tragen nur Blumen im Haar: wieder Gardenien und Dijonröschen. Das Vergnügen, ihnen zu begegnen, lenkt mich von allen Dingen, die sich auf dem Wege zu den Pagoden befinden, ab.

Wieder gehe ich durch vergoldete Türen, die von Ungeheuern bewacht werden und in dem wachsenden Halbdunkel, in dem das Gold der Gewölbe funkelt, folgen sich die Stufen. Unaufhörlich kommen Birmanen und Birmaninnen zur Abendanbetung, schwatzend kaufen sie Kuchen und Blumensträuße in den kleinen Verkaufsständen, die sich an den Treppenrändern befinden; ihnen ist wenigstens

eine lachende und leichte Frömmigkeit eigen; wer kann wissen, wie es in ihren Seelen aussieht? Es sind Arier, mit einer sehr starken Chinesenkreuzung, für uns unverständliche Wesen.

Diese halbgelben Frauen, die durch ausgeklügelte Koketterie ein wenig dekadent sind, tragen Röcke, wie bei uns die Modedamen zur Zeit des Direktoriums, ein um die Hüften geschlungenes Stück Seidenzeug scheint zu knapp bemessen zu sein, und beim Gehen schlägt der Stoff auseinander und ein nacktes Bein, das sehr hübsch in seiner Ambrafarbe wirkt, wird sichtbar. Zuerst glaubte ich, daß sich die erste, die ich traf, zu schnell angezogen habe; doch nein, so ist es bei allen, bei jedem ihrer Schritte, bei jeder Bewegung sieht man voraus, daß sich das Gewand zu hoch öffnen wird, aber rechtzeitig schließt es sich wieder, und der Anstand ist gerettet.

Endlich, ganz plötzlich am Ausgang der letzten Tür, als die Luft frei wird und volles Licht wieder hineinströmt, sieht man die goldenen Pagoden im funkelnden Glanz. So unglaublich wirken sie, daß man einen Moment staunend stillsteht und ein leises „Ah" nicht unterdrücken kann.

Die dunkle Treppe, auf der ich emporgestiegen war, war wie die dunklen Vorzimmer bei uns, die dazu dienen, den Effekt für ein Panorama vorzubereiten und zu steigern. Auf dem Gipfel dieses Hügels bin ich gleichsam in einer Stadt, die schimmernd und phantastisch unter dem grünen Abendhimmel liegt, an dem rote und orangefarbene Wölkchen dahinziehen; es ist eine Stadt in Gold, die die Palmenwälder mit ihren breiten Fächern und gewaltigen Federn einhüllt. In der Mitte erhebt sich die goldene Pyramide, die mir heute morgen so groß erschien, glockenförmig mit einem langen Stil, und die von allen grünen Ebenen, durch welche die Pilger herankommen, zu sehen ist; ihre fast fürchterlich hohe Spitze glänzt wie Feuer in der untergehenden Sonne, und ihr unterer Teil, der breit ist und einen gewaltigen Kegel bildet, gleicht einem ganz aus Gold bestehenden Hügel. Überall Gold nah und fern, Gold auf Gold. Um die Pyramide stehen im Kreise eine Menge von ebenso unsinnig vergoldeten und ebenso spitzen Dingen umher, die alle pfeilartig zulaufen; am Fuße des goldenen Hügels glaubt man goldene Taxushecken zu sehen — aber

es sind Pagoden von unerhörtem Luxus, die von der Spitze der Glöckchen bis zum Boden herab leuchten; in den ungeheuer großen goldenen Vasen stehen goldene Blumenzweige, so groß wie Bäume ...

In lächelnder Anbetung, die Hände voller Gardenien, gehen die Birmanen und die Birmaninnen um diese Kleinodienhaufen herum, ein Weg, ganz von goldenen Pagoden eingefaßt, führt an der Außenseite entlang und wird von einem dichten grünen Blättervorhang abgeschlossen, den die großen Palmen und die großen Fächer des Waldes bilden.

Nach der Bestürzung, die man bei der Ankunft empfand, ist man nun durch das Fremdartige der Symbole verblüfft — oder man amüsiert sich über die Sonderbarkeiten der Architektur und über die eigenartige Kunst der Einzelheiten ... In dem Mittelteil, zwischen den goldenen Taxushecken sind Ungeheuer hinter den steifen, herrlichen Blüten versteckt: es sind vergoldete Sphinxe von kolossaler Gestalt, die dieselbe Haltung wie diejenigen Ägyptens haben und ihr sanftes Frauengesicht sehr hoch zwischen den goldenen Blumenzweigen tragen, oder weiße kniende Elefanten, mit goldenen Decken, zeigen hier und da ihre gewaltigen Stein- oder Marmorrücken ... Man hört undeutliche, sehr sanfte Musik, die gleichzeitig von überall zu kommen scheint und von der die Luft wie durchzogen ist — sie strömt von all den goldenen Buketts aus, deren Stiele aus den großen Vasen hervorschießen: jede Blume ist ein leichtes Glöckchen, das der leichteste Hauch bewegt.

Was diesen Bauwerken und ihren Pfeilen besonders den Anblick kostbarer Goldschmiedearbeit verleiht und noch mehr als die Vergoldungen die Pfeiler, Kronen und Borten feurig erglänzen läßt, ist eine Verschwendung von Mosaik in den verschiedensten Farben; man meint, daß alles von Saphiren, Rubinen und Smaragden rieselt.

Langsam gehe ich mit der Menge auf der mit antiken weißen Platten gepflasterten Straße, die sich quer durch die goldene Stadt zieht. Alle diese so spiegelglatten Pagoden mit den überaus spitzen Dächern sind geöffnet und lassen ihre Götter sehen. Unter den Wölbungen mit einem schier unglaublichen Reichtum, zwischen den mit chinesischer Geduld ziselierten Säulen, in diesen Interieurs, die nur Gold und Edelsteine sind, bemerkt man die Buddhas,

die übermenschlich groß im Halbkreise sitzen, sich mit von Gold gestickten Sonnenschirmen schützen, während vor ihnen goldene Urnen stehen, die Weihrauchwolken ausströmen. Goldene Vasen stehen da, die für die Gardenien und Tuberosen, die man ihnen jeden Abend bringt, bestimmt sind, ebenso goldene Kandelaber, die vor der Dämmerung schon erleuchtet werden. Es gibt zwei Arten von birmanischen Buddhas; die einen, die goldenen, die so poliert sind, daß sich die tausend kleinen Wachsflammen in ihnen widerspiegeln; die anderen aus Alabaster, die bleich wie Leichen sind, aber alle halten die Augen in derselben Ritualhaltung gesenkt, sie haben dasselbe Lächeln und dasselbe geheimnisvolle Gesicht.

Zum zweiten, zum dritten Male gehe ich in dieser von goldenen Fassaden kreisförmig eingeschlossenen Straße. Düsterer wird die große Baumgardine, die alles abschließt; von Westen leuchtet ein feuriger Schein, der vom Rande der Ebene kommen muß, und rote Reflexe spielen zwischen den Zweigen und flimmern in langen Feuerstreifen in dem heiligen Wald — es ist die nun untergehende Sonne. Neben mir gehen die jungen Frauen, immer lächelnd, und indem sie in die Hände schlagen, um einen langsamen Takt anzugeben, singen sie halblaut buddhistische Hymnen: es sind leichtfertige, lustige Anbetungen. Auch kleine Knaben sind da, die wie große Personen um die Altäre herumgehen, mit Händen und Füßen kleine Kugeln hin und her werfen, aber ohne Lärm, ohne Geschrei, leicht und zart mit einer ein wenig weiblichen Grazie. Andere Gläubige haben sich betend niedergekauert, und vor allen diesen offenen Pagoden bemerkt man in der goldenen Tiefe Buddhagruppen, die die Blicke senken. Während die Andächtigen ihre unklaren Litaneien singen, verstecken sie das Gesicht hinter weißen Blumenbüscheln, die sie an der Spitze ihrer Stäbchen tragen und die sie dann zu den Füßen der goldenen Götter niederlegen werden. Ab und zu durchschreiten Züge von Bonzen die Menge; eilig gehen sie mit ihren Blumensträußen einher; alle gleich und alle folgen sie dem unveränderlichen Ritus und sind in zweifarbiges Gelb gekleidet: über das orangefarbene Gewand fällt ein schwefelgelber Überwurf. Da ihre rasierten Köpfe auch gelb sind und ihre nackten Arme einen Ambraton haben, glaubt man

bei der Abendbeleuchtung, durch die sie noch glänzender wirken, goldene Leute in der goldenen Stadt zu sehen.

Diese Pagoden des Turmes mit tausend so vergoldeten Pfeilen sind unendlich verschieden in den Formen, dem Schmuck und der Ziselierung, doch alle verlängern sie sich und streben dem Himmel zu, um in dünnen, spitzen Nadeln zu enden; die kurzen Pfeiler, die man mit Brokat überspannt glaubt, die kleinen Säulengänge mit seltsamen, bogenförmigen Schweifungen, sind wie erdrückt von der übermäßigen Höhe und dem Gewirr der goldenen Bedachungen — Bedachungen von fünf und sechs Stockwerken, die nur ein Vorwand sind, um in der Luft die Hörner und Spitzen zu vervielfachen. Gott, wie spitz ist da alles, spitz bis zur Unwahrscheinlichkeit! . . . Und merkwürdig ist diese Vorstellung von Spitzen, dem Bündel von Spitzen, das die Einbildung der Völker Birmas und Siams schon seit Jahrhunderten verfolgt: in jenen Ländern müssen Tempel, Paläste, Götter oder Königshelme als obersten Schmuck irgend etwas Spitzes, unendlich Langes tragen — zweifellos so, wie Blitzableiter Gewitter anziehen, sollen sie den himmlischen Ausströmungen näher sein.

Außer den Pagoden gibt es eine Menge kleiner goldener Tempel, wunderlich zarte Kioske oder einfache Glockentürmchen, die sich vom Boden erheben, so dünn wie Fasern werden und alle an der Pfeilspitze einen Chinesenhut mit äolischen Glöckchen tragen; dann sind wieder goldene Obeliske da, auf deren Spitze goldene Sphinxe oder kleine goldene Elefanten sitzen. Überall drängen sich riesenhafte Stiele durch, die von oben bis unten von Gold und Juwelen blitzen und an deren Spitzen durchsichtige, langflatternde Bänder in der Luft wallen oder lange, fast ätherische „Boas", die der leiseste Wind bewegt, erhebt und mit den Palmen oder Zweigen des benachbarten Gehölzes verwirrt.

Diese Bäume, die sich um die goldene Stadt herumzwängen, sich über sie neigen, wie um sie fester einzuschließen, sind die wie mit einem Federbusch versehenen riesenhaften Kokosnußbäume, Fächerpalmen, die wie Marmorsäulen gerade glatte Stämme haben und ungeheure, in schattigen Rundungen entfaltete Bananenbäume. Standen sie nahe bei den Pagoden, so hat man, anstatt sie auszureißen, sie prächtig bekleidet: ganz mit Geschmeide belegte

Zweige erblickt man, Palmen, deren Stiele von Gold und Kristall umsäumt sind.

Alle auf diesem Hügel aufgehäuften Herrlichkeiten sind Zeichen von Jahrhunderten geduldiger Arbeit, denn der Anfang zu diesen Kunstwerken vollzog sich in den dunklen Zeiten der ersten buddhistischen Entwicklung. In den so sorgfältig gepflegten Goldschichten zeigt sich manchmal ein ganz veralteter Stil. Auch Baufälligkeit, besonders nahe dem Boden, ist an dem abgenutzten Marmor sichtbar: die Senkungen, welche die Wege aufweisen, künden zahllose Jahre an, sie geben jenes „Gefühl der Vergangenheit", ohne daß diese heiligen Orte sonst die Empfindung hervorrufen würden, keine Seele zu haben. Man fühlt, daß diese Pagoden sehr alt sind und viele Generationen sie mit ihren seltsamen Gebeten übersättigten ...

Alle diese jungen Frauen in den seidenen Gewändern, die Gardenien oder Dijonröschen in ihren glatten, schwarzen Haaren tragen, hält man für kleine Feen des Lächelns, und doch ist es klar, daß auch sie beten — in ihrer rätselhaften, ein wenig chinesischen Manier. Ihre Gruppen, die sich in frischen Farben von dieser Ausstellung der Phantasmagorie abheben, kreuzen mich bei jeder Wendung der verzauberten Straße, und ich fange an, die Frauen wiederzuerkennen. Eine von ihnen wird für mich die Verkörperung birmanischer Schönheit; sowie ich sie in ihrem gelben Gewande erscheinen sehe, werde ich unwillkürlich aufmerksam; unbewußt gilt ihr meine Träumerei, des Einsamen Träumerei an diesem verwirrenden Abend, an dem zu viel Duft in der zu schwülen Luft liegt, des Einsamen, der hierher verschlagen ist ...

Ich bemerkte dort hinten einen Lumpenhaufen! Zwischen zwei Palästen, am Fuße eines hohen goldenen Blumenzweiges liegt das ganze menschliche Elend! Ich nähere mich, und fingerlose Hände strecken sich mir entgegen, zerfressene Gesichter wenden sich mir zu, ein lippenloser Mund spricht mich an. Die Leprakranken Ranguns! Hier ist ihr allabendlicher Platz, um auf Almosen zu warten. In diesem Orte, wo alles traumhafter Luxus, Entzücken und Grazie war, brauchte man einen Winkel, in dem man an die Wirklichkeit, die man sonst vergessen hätte, erinnert wurde: an die Verwesung und den Tod.

Ein Zentrum des Islam

„Sich belehren ist die Pflicht eines jeden Muselmannes."
(Spruch aus Hadith oder Worte des Propheten.)

Ganz versteckt in einem der ältesten arabischen Viertel, vollkommen verloren in dem geheimnisvollen Labyrinth der Gassen und Gäßchen, führt ein prächtiges Portal von einer engen Straße auf einen von Sonnenlicht überfluteten Platz. Zwei kleine Bogen zieren das Tor, und auf dem hohen Giebel, der es krönt, bilden ineinandergehende Arabesken merkwürdige Rosetten, und heilige Schriftzeichen mit Verschnörkelungen, die nur der Kundige entziffern kann, zeigen ihre eigentümlichen Verschlingungen.

Es ist der Eingang zu Al-Azhar, einem geweihten Ort des Islam, aus dem schon seit fast tausend Jahren Generationen von Priestern und Rechtsgelehrten hervorgehen, um das Wort Mohammeds bei den Völkern zu verbreiten. Ihre heilige Pflicht zu erfüllen, ziehen sie durch die endlosen Wüsten von Moghreb bis zum Arabischen Meer. — Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts errichtete das glorreiche Kalifengeschlecht der Fatimiden dieses mit zahllosen Säulen und Bogen geschmückte Bauwerk, das als Sitz einer mohammedanischen Universität bald einen Weltruf genoß und von den späteren Herrschern Ägyptens immer weiter vergrößert und vervollständigt wurde. Neue Säle, Galerien und Moscheentürme entstanden, und heute bildet Al-Azhar fast eine Stadt inmitten der Stadt.

*

„Wer Belehrung sucht, ist Gott lieber als derjenige, der für den Glauben kämpft."
(Spruch aus Hadith.)

Es ist elf Uhr, und von dem klaren Himmel brennen die Sonnenstrahlen mit versengender Glut; trotzdem der Morgenunterricht fast beendet ist, klingt uns zahlloses Stimmengewirr aus der Moschee entgegen. Hat man die Schwelle der verzierten Doppeltür überschritten, dann steht man auf dem augenblicklich ganz vereinsamten Hof, der in Licht getaucht scheint. Man kann in die weit geöffnete Moschee

und in die endlosen, sich immer wiederholenden Bogenwölbungen blicken, die in der Ferne, bei dem schwachen Licht, das von den hohen Decken fällt, kaum noch zu erkennen sind. Im Halbdunkel, in den kreuz und quer durcheinandergehenden Sälen kauern zusammengedrängt mit dem Turban bekleidete Männer; sie leiern oder sagen etwas her und wiegen sich leicht dabei in den Hüften, als ob sie für ihre Deklamation den Takt angeben wollten: es sind zehntausend Studenten aus allen Teilen der Welt, die sich die unveränderliche Lehre Al-Azhars einprägen wollen.

Wir sind noch von dem scharfen Sonnenlicht geblendet, und deshalb sehen wir die Gruppen, die sich im Schatten befinden, unklar. Zehn, bisweilen zwanzig junge Leute sitzen auf Strohmatten im Halbkreis um den ernsten Lehrer herum. Folgsam wie die Kinder sagen sie ihre Lektion auf, die schon Jahrhunderte alt ist.

Selbst in den letzten Kirchenschiffen kauern die lernenden Gruppen, und voll Erstaunen fragt man sich, wie sie die Schriftzeichen der alten Bücher dort entziffern können, denn das Tageslicht dringt noch kaum bis dahin.

Immer mehr sticht die Mittagssonne auf dem Hofe. Er ist ein streng abgeschlossener, mit arabischer Pracht ausgestatteter Platz, und wir haben plötzlich das Gefühl von Zeit und Dingen vollständig verloren. Was einstmals für die Christen die gotischen Klostergänge bedeuteten, gilt für den Muselmann noch immer dieser Hof. Damit von der Außenwelt nichts hineindringen kann, umgibt den gewaltig großen Raum eine sehr hohe Mauer, die sich eng an die Moschee anschließt. Unendlich lange Zeit fallen die heißen Sonnenstrahlen schon auf diese Steine, und im Laufe der Jahrhunderte ist die fahlrote Farbe bräunlich oder blutrot geworden. Der untere Teil der Mauer geht gerade hinauf und ist in etwas strenger, primitiver Einfachheit gehalten, aber der obere Teil hat sorgfältig ausgearbeitete Ornamente und ganze Reihen rundlicher Bogen, deren fein gemeißelte Steinschnitte sich prächtig von dem klaren Himmel abheben. Die blaue Weite ist von den rötlichen Giebelspitzen eingerahmt, und nur noch die Moscheentürme der Umgegend ragen über die ausgezackte Mauer hinweg und übertrumpfen sie durch ihr noch kräftigeres Rot. Hängende, durchbrochene, mit Arabesken verzierte Galerien umgeben

die Türme, von denen einige entfernter, andere aber dem blauen Zenit so erschreckend nah scheinen, daß man sie nur noch einige Leitersprossen von ihm getrennt glaubt. Alle wirken sie eigentümlich und packend zugleich durch ihren leuchtenden Halbmond und die ausgestreckten Stäbe, die an große fliegende Vögel erinnern. Unwillkürlich erhebt sich der Blick: wie fasziniert ist man von der Schönheit, die man über sich fühlt, und doch ist es nur ein kleines, viereckiges Stück Himmel, das einem durchsichtigen Saphir gleicht, dem die Verzackungen Al-Azhars als Fassung dienten. Man ist mitten im früheren religiösen Orient, und man fühlt, wie stark das Mysterium des wunderbaren Hofes auf die Einbildung der angehenden jungen Priester wirken muß, wo die architektonische Pracht in nichts weiter besteht als in unendlichen Wiederholungen der geometrischen Zeichnungen, die übrigens erst sehr hoch auf den Bogenwölbungen der Mauer und den Moscheentürmen beginnen und das ewige Blau zu berühren scheinen.

*

„Wer Unwissende belehrt, ist wie ein Lebender unter Toten.

Vergeht ein Tag, an dem ich nichts gelernt habe, was mich Gott näher bringt, so soll die Morgenröte dieses Tages nicht gesegnet sein." (Spruch aus Hadith.)

Der Tribun Ägyptens, mein nun schon verstorbener Freund Mustafa Kemal Pascha, hat mich hierhergeführt, und ihm verdanke ich, daß ich nicht behandelt werde wie der erste beste Besucher. Der Großmeister der Al-Azhar-Universität, eine sehr bedeutende Persönlichkeit im Islam, wird sofort von unserer Ankunft benachrichtigt, und als einstiger Lehrer Mustafas empfängt er uns gleich. In seinem Sprechzimmer, das nach arabischer Art nur mit einer Anzahl Diwans ausgestattet ist, begrüßt uns der Großmeister mit asketischer Einfachheit und den vornehmen Manieren eines Prälaten. Sein Blick wie sein ganzes Antlitz erzählen von seinem schweren Priesteramt: von der großen Verantwortung, die Belehrung der vielen jungen Priester zu leiten, die mit dem Glauben, den sie später verbreiten, dreihundert Millionen Menschen auch Frieden und Geduld predigen müssen.

Bald sind er und Mustafa Pascha in eine lebhafte Diskussion verwickelt, und als ob es sich um eine interessante Tagesfrage handelte, besprechen sie einen streitigen Punkt nach dem Tode des Propheten, und welche Rolle Ali, Mohammeds Schwiegersohn, dabei gespielt hat.

Mein Freund Mustafa, der mir in Paris als vollkommenster Pariser erschien, ist hier plötzlich Muselmann bis ins Innerste. Wie die meisten Orientalen, die wir bei uns treffen, ist er im Auslande nicht von den Europäern zu unterscheiden, doch nur oberflächlich ist er der moderne Mensch, mit ganzer Seele hängen sie noch alle am Islam. Wenn sie bei uns das hastige, aufreibende Leben beobachten, unsere Erregungen, unsere Verzweiflung und unser Elend, kann man sich erklären, wie gern sie in die friedliche Träumerei ihrer Vorfahren zurückkehren.

Da der Morgenunterricht noch nicht ganz beendet ist, zeigt man uns zuerst die Nebenräume Al-Azhars. Die Säle, die nacheinander in den verschiedensten Zeitabschnitten entstanden sind, sind so zahlreich, daß sie ein wahres Labyrinth bilden. In einzelnen befinden sich „Mihrabs", Säulenhallen, die ausgeschweift und ausgezackt sind, als ob Reif an ihnen herabrollte und Tropfen bildete. Ein Bücherschrank reiht sich an den andern, und die kunstvollen Schnitzereien aus Zedernholz beweisen, daß sie noch der Zeit entstammen, in der man Muße und Geduld kannte. Die Bibliotheken sind mit Tausenden von kostbaren Manuskripten angefüllt, die, trodzdem sie schon viele Jahrhunderte alt sind, noch heute als Lehrmaterial dienen. Durch die Glasscheiben erblickt man mehrere außerordentlich wertvolle Koranausgaben, die vor unendlich langer Zeit auf Pergament kalligraphiert und ausgeschmückt worden sind. Auf einem Ehrenplatz liegt eine große astronomische Brille, durch die man das Aufgehen des Mondes im Fastenmonat beobachtet. Alles mahnt hier an die Vergangenheit. Übrigens ist der Lehrstoff in Al-Azhar heute fast derselbe wie zur Zeit des glorreichen Herrschergeschlechts der Fatimiden — damals war er natürlich ganz neu und außergewöhnlich: der Koran mit allen Erklärungen, Feinheiten der Syntax und Ausspracheregeln, Jurisprudenz, Kalligraphie, Verslehre, dann Mathematik, die ihren Ursprung den Arabern verdankt.

Alles ruft dahingeschwundene Zeiten zurück, und man verspürt den Staub verflossener Jahrhunderte.

Den Priestern dieser tausendjährigen Universität, den auserwählten Gelehrten, den ruhigen, vornehmen Träumern, wird immer etwas Unmodernes anhaften, sie liegen in einem zu geschützten Hafen und verspüren nicht den Wirbelwind, der uns Europäer fortreißt.

*

„Die Wissenschaft verbieten, heißt man Heiligtum schänden. Die Wissenschaft verlangen, ist so viel wert wie ein Gebet zu Gott; aber sie lehren, ist wie ein Werk der Barmherzigkeit.

Die Wissenschaft ist das Leben des Islam, seine Stütze und sein Glauben."

(Spruch aus Hadith.)

Der Vormittagsunterricht ist beendet, und ohne jemand zu stören, können wir die Moschee besichtigen. Als wir auf den großen Hof zurückkehren, fluten Tausende von turbantragenden Studenten an uns vorbei; in Scharen verlassen sie die Kirche, in der sie seit den frühesten Morgenstunden auf den Strohmatten kauerten, um zu beten und zu studieren. Tausende von Stimmen schwirren über den Hof, die jungen Leute eilen in die nahen arabischen Viertel, um in ihren Wohnungen zu verweilen, bis zum Beginn des Nachmittagsunterrichts. Gruppenweise, manchmal nach Kinderart angefaßt, gehen die meisten mit hocherhobenem Kopf und senken die Augen nicht vor der immer heißer brennenden Sonne. Als sie bei uns vorbeischreiten, studieren wir ihre verschiedenen Gesichter. Aus allen Himmelsrichtungen sind sie gekommen; aus Bagdad, Bassorah, Mossoul, selbst aus dem fernen Hädjaz. Die Nordländer haben eine klare, blasse Gesichtsfarbe, aber die aus Moghreb, Marokko und Sahara stammenden Studenten sind fast schwarz. Doch ob hell, ob dunkel, alle haben denselben Ausdruck: Ekstase und Weltvergessenheit, Losgelöstheit von allem Materiellen und Verharren in demselben Traum. Wenn man die Menge junger Priester und Rechtsgelehrter an sich vorüberziehen sieht, die doch so verschieden und wiederum so ähnlich sind, begreift man besser, welche Macht und Kraft der uralte Islam noch immer ausübt.

Die Moschee ist fast leer. Wohltuendes Halbdunkel und Ruhe herrschen jetzt hier, und nur Vogelgezwitscher vernimmt man. Es ist Brutzeit, und die gefiederten Bewohner des Tempels haben sich ihre Nester in den Holzeinschnitten der Decken gebaut, und niemand stört sie dort.

Etwa zwanzig Studenten finden wir damit beschäftigt, jetzt in den Ruhestunden den Fußboden mit langen Palmenwedeln zu reinigen. Sie gehören zu dem ärmsten Teil der Studierenden, die von trockenem Brot leben und nachts auf denselben Matten in der Moschee schlafen, auf denen sie am Tage saßen und arbeiteten. Das Studium an der Universität Al-Azhar ist für alle Schüler kostenlos, ihr Unterhalt wird durch fromme Schenkungen bestritten. Doch da die Legate der verschiedenen Nationen nur immer den eigenen Staatsangehörigen zufallen, besteht große Ungleichheit. Die Studenten des einen Landes sind fast reich und haben ein behagliches Zimmer. Andere dagegen empfangen aus der Heimat gerade so viel, daß sie nicht Hungers zu sterben brauchen, und schlafen auf den Matten im Tempel. Aber niemand klagt, einer hilft dem andern.

Ohne daß er sich seiner Armut im geringsten schämte, sehen wir einen jungen Theologen sein trockenes Brot verzehren, und mit freundlichem Lächeln teilt er sein kärgliches Mahl mit den Sperlingen und den anderen geflügelten Bettlern, die von den prächtigen Zederndecken herunterkommen und sich um einige Krümchen streiten. Wieder in einem andern Kirchenschiff steht ein junger Gläubiger, der vielleicht entweder sein trockenes Brot nicht in unserer Gegenwart essen wollte, oder seine einfache Mahlzeit schon beendet hat. Nachdem er die Matte abgefegt hat, öffnet er seinen Koran, um allein die vorgeschriebene Betübung vorzunehmen.

Rücksichtsvoll dämpft er seine Stimme, aber ihr warmer, leichter Klang übt einen unwiderstehlichen Reiz in dem gewaltigen Raum aus, der um diese Zeit nur den Vögeln gehört, deren leises Gezwitscher von den verblaßten Vergoldungen der Balken herabtönt.

Alle, die mit dem Islam vertraut sind, wissen wie ich, daß kein Buch wunderschöner und rhythmischer ist als der Koran. Selbst wenn man den Sinn der Verse nicht versteht, so wirkt die melodische Art des Vortrags während des

Gottesdienstes so bezaubernd wie die Oratoriengesänge in katholischen Kirchen. Wie Verzückung liegt es auf dem Gesicht des jungen, ärmlich gekleideten Priesters; nur verhalten soll seine klagende, wiegende Stimme klingen, aber es scheint, als ob sie in alle sieben Kirchenschiffe dringt. Unwillkürlich bleibt man lauschend stehen.

Durch den heiligen Ort, der überall die Spuren tiefer Vergangenheit zeigt, in dem die Marmorsäulen durch die Berührung so vieler Hände abgegriffen sind, klingt die melodische, einsame Stimme wie ein Klagelied für den sterbenden alten Islam.

Das Ende der Zeiten scheint gekommen, und diese letzte Elegie, die jetzt durch den Tempel hallt, erzählt vom Tode des Glaubens in den Menschenherzen.

*

„Die Wissenschaft ist eine Religion, das Gebet eine andere. Das Studium ist dem Gebet vorzuziehen. Versucht euch überall zu belehren, selbst wenn ihr bis nach China wandern müßt." (Spruch aus Hadith.)

Wir Europäer sehen es als unumstößliche Wahrheit an, daß der Islam eine unklare Religion ist, die eine geistige Entwicklung der Völker hemmt und das Gegenteil von dem ist, was wir mit „Fortschritt" bezeichnen. Diese Behauptung zeigt eine vollständige Unkenntnis der Lehre des Propheten und beweist, daß wir die Zeugnisse der Geschichte erstaunlich schnell vergessen haben.

Der Islam verbreitete sich in den ersten Jahrhunderten seines Entstehens schnell, und man weiß, welchen Aufschwung durch ihn das Land unter der Regierung der alten Kalifen nahm. Ihm die augenblickliche Dekadenz der Mohammedaner zuzuschreiben, erscheint kindisch. Alle Völker haben eine Epoche des Niedergangs, vielleicht hat zu großer Glanz sie matt gemacht. Aber durch eine Gefahr wachen sie eines Tages wieder aus ihrer Schlaffheit auf.

Die Bewegungslosigkeit hat mich in den Ländern des Halbmondes außerordentlich sympathisch berührt. Mit wenig Leid durchs Leben zu kommen, jede mutlose Erregung verachtend, empfindungslos mit glückseliger Hoffnung dem Tod entgegenzugehen war die Auffassung der Orientalen, und sie waren die einzigen Weisen.

Aber ihr schöner Traum gehört zu den Unmöglichkeiten, denn von allen Seiten umlauern sie beutegierige Völker. Darum hieß es leider aus dem süßen Schlummer erwachen. Man beginnt in Ägypten die Notwendigkeit einzusehen, mit den Traditionen zu brechen und auch die alte Universität Al-Azhar, den großen Mittelpunkt des Islam, zu reformieren. Ängstlich macht man sich die Gefahr klar, die Hand an tausendjährige Einrichtungen zu legen, jedoch ist eine Änderung schon bestimmt. Aus dem Westen werden unbekannte Neuerungen in das Tabernakel der Fatimiden dringen. Aber hatte der Prophet nicht gesagt: „Versucht euch überall zu belehren, selbst wenn ihr bis nach China wandern müßt!?" Was wird hier jetzt geschehen? Wer kann es vorherbestimmen? Eines ist aber sicher: in den sonnigen Mittagsstunden und zur Zeit der goldigen Abendröte werden moderne Studenten über den tausendjährigen, von den Moscheentüren bewachten Hof eilen, und vergebens wird man die mystische Flamme in ihren Blicken suchen, die wir heute in jedem Gesicht leuchten sehen; den unerschütterlichen Glauben, die heitere Sorglosigkeit und den tiefen Frieden können die neuen Boten des Propheten nicht mehr predigen.

Der Verfall des Nils

Vor Jahrtausenden, zu Beginn unserer geologischen Periode, als das Festland in dem letzten Weltensturm ungefähr die Formen annahm, die wir heute noch sehen, und die Flüsse anfingen, sich ihre unsicheren Linien zu ziehen, geschah es, daß die Regengüsse sich an einem Abhang in Afrika zu einer gewaltigen Wassergarbe ansammelten, die sich durch eine Region zwischen dem Atlantischen und Indischen Ozean zog, die wir „Wüste" benennen. Dieser ungeheure Strom, der durch den gelben Sand irrte, regelte nach und nach seinen Lauf und wurde „der Nil". Mit unermüdlicher Geduld begann er seine Arbeit als Fluß, was in dieser fürchterlichen Zone fast zu den Unmöglichkeiten gehörte: zuerst rundete er die Granitblöcke ab, die ihm hier und dort zerstreut auf seinem Wege durch die

nubische Hochebene begegneten. Dann setzte er allmählich, ganz allmählich den Schlamm schichtenweise ab; dieser bildete sich zu einer lebendigen Schlagader, und wie ein langes grünes Band schlängelte er sich mitten durch dieses unendliche und tote Gebiet.

Wie lange mag es wohl her sein, daß die Arbeit des großen Flusses begann? — Das auszudenken flößt Furcht ein... Wir können die letzten fünftausend Jahre feststellen, und in dieser Zeit hat die unaufhörliche Anschwemmung von Schlamm kaum den Streifen des bewohnten Ägyptens verbreitern können, das in den ältesten geschichtlichen Perioden ungefähr wie heutzutage aussah. Wie viele tausend Jahre waren nicht nötig gewesen, die Granitblöcke der nubischen Ebene zu rollen und sie zu polieren? Schon aus den Zeiten der Pharaonen hatten sie genau dieselbe Kugelform, die das fließende Wasser abgeschliffen hatte, und die hieroglyphischen Inschriften ihrer runden Oberfläche sind nicht einmal merklich estompiert, nachdem sie vierzig oder fünfzig Jahrhunderte die sich jeden Sommer wiederholende Überschwemmung ertragen haben!...

Das Niltal war ein außergewöhnliches Land, erstaunlich und einzig in seiner Art, fruchtbar, ohne Regen; nie sandte eine graue Wolke ihre Feuchtigkeit hernieder, der Fluß bewässerte es allein; nie hatte es dunkle Tage, die Nässe, unter der wir leiden, kannte man nicht, ein unveränderlich klarer Himmel breitete sich über die umliegenden, gewaltigen Wüstenstrecken aus, von denen niemals Dunst aufstieg, um den Horizont in Nebel zu hüllen. Zweifellos trugen die ewige Lichtfülle und die Leichtigkeit des Lebens dazu bei, hier die ersten Früchte menschlichen Denkens zu zeitigen. Derselbe Nil, nachdem er geduldig Ägyptens Boden geschaffen hatte, war der Vater der Rasse, die allen anderen voraus sich entwickelte. Der Fluß erzeugte dieses Volk, dessen geringste Spuren wir noch heute mit Staunen und Bewunderung aufnehmen, ein Volk, das inmitten der ursprünglichsten Unkultur entstand, herrlich das Unendliche und das Göttliche begriff und mit so viel Sicherheit und Größe die ersten Entwürfe der Architektur zeichnete, daß sie für uns später vorbildlich wirkten, ebenso wie diese Ägypter für die Kunst, jede Wissenschaft und Gelehrsamkeit den Grund legten.

Später, als diese schöne Blüte der Menschheit verwelkt war, floß der Nil noch immer durch die Wüste und schien während zwei Jahrtausenden die Mission zu haben, an seinen Ufern eine Art Unbeweglichkeit und Abgeschlossenheit zu wahren, die einer Huldigung aus Respekt vor den mächtigen Erinnerungen glich. Immer mehr hüllte der Wüstensand die Ruinen der Tempel und die Riesenstandbilder mit den zerschlagenen Gesichtern ein, und nichts änderte sich unter dem steten blauen Himmel; wie in ältester Zeit wurde auf dieselbe Art an den Ufern die Kultur gepflegt, dieselben Barken mit derselben Segelstellung fuhren den Fluß hinauf oder hinunter, dieselbe Arbeit wurde von denselben Gesängen begleitet. Die Fellachen wahrten unbewußt die wunderbare Vergangenheit und träumend lebten sie ohne Wünsche und fast ohne Leiden dahin, es war eine Zeit tiefen Friedens, voller Sonne und Ruhe.

Aber jetzt sind die Fremden die Herrscher geworden und erweckten den alten Nil, um ihn zu unterjochen. Kaum zwanzig Jahre brauchten die Eindringlinge, um sein Tal, das bis dahin wie eine geweihte Stätte behütet worden war, zu entstellen; sie hielten die Katarakte auf, lenkten das kostbare Wasser durch Abdämmungen in Quellen, um es von dort in die Ebene zu leiten, in der es sich zu Sümpfen bildete, deren Ausdünstungen schon den Himmel zu trüben beginnen. Das ehemalige Segelwerk genügt nicht mehr, die jetzigen Kulturen zu befruchten; Dampfmaschinen, die schneller das Wasser heraufpumpen, stehen an den steilen Ufern neben neu erbauten Werkstätten, und bald ist kein Fluß durch die eisernen Röhren und schwarzen Rauchwolken mehr profaniert als der Nil.

Armer wunderbergender Nil! Oft steht man noch unter dem Eindruck seines zu Ende gehenden Reizes; noch einzelne Fleckchen sind unberührt geblieben; noch gibt es klare Tage und unvergleichliche Abende, in denen man die Rauchwolken und die häßlichen Neuerungen vergißt. Aber die seit dem Altertum gewohnte Beförderung in der Dahabiye, das Hinauffahren von Kairo bis Nubien verlohnt bald nicht mehr der Mühe. Gewöhnlich unternimmt man im Winter diese Reise, um sich immer mehr der Sonne zu nähern, die sich in die südliche Hemisphäre zurückzieht, um diese Jahreszeit fällt der Nil und das Tal trocknet aus.

Verläßt man die kosmopolitische Stadt, die das heutige Kairo ist, und die eisernen Brücken, sind die prätentiösen Hotels mit den gesuchten Inschriften unseren Blicken entschwunden, dann ergreift uns ein plötzlicher Friede, wenn wir uns auf dem breiten, schnell dahinfließenden Wasser entfernen, zwischen den grünen Gardinen, welche die Palmen am Ufer bilden. Leicht gleitet die Dahabiye dahin, auf ihr ist man der Herr und bleibt allein, wenn man will.

Einen Tag oder zwei verfolgen uns noch die gewaltigen Dreiecke, die Pyramiden von Dachour, Sakkarah und Gizeh. Ihre riesenhaften, beunruhigenden Silhouetten tauchen immer wieder am Horizont auf, sie wirken wie die Berge, die, je weiter man sich von ihnen entfernt, immer größer erscheinen. Sind sie endlich verschwunden, dann hat man, ehe man den ersten Katarakt erreicht, ungefähr zweihundert Meilen des Flusses langsam, etappenweise stromaufwärts zu fahren durch monotone Wüstenstriche, wo Stunden und Tage durch das herrliche Spiel des Lichtes angezeigt werden. Außer diesem Blendwerk, das sich morgens und abends wiederholt, ist an den fast immer grauen steilen Ufern nichts Bemerkenswertes, ohne jede Veränderung spielt sich das Hirtenleben der Fellachen hier ab.

Meilen und Meilen kann man auf dem schlammigen Wasser zurücklegen, Tage und Wochen den Strom in kleinen schnellen Wellen an sich vorbeiziehen sehen, nie merkt man, daß der Fruchtbarkeit ausströmende Fluß an Wassermengen und Schnelligkeit abnimmt. Bis in das Unendliche scheinen sich rechts und links die beiden gleichen Ketten nackten Kalksteins hinzuziehen, die das erntereiche Ägypten eng einschließen: im Westen die der Libyschen Wüste, welche von den ersten Strahlen der Morgensonne rosig gefärbt wird, im Osten die der Arabischen Wüste, auf die abends das ganze Licht der untergehenden Sonne fällt. Manchmal rücken die beiden gleichen Mauern auseinander, und die grünen Felder können sich mehr ausbreiten, ebenso die Palmenwälder und die kleinen Oasen, die durch den marmorierten goldenen Sand voneinander getrennt sind. Aber dann gehen die Wände um den Nil wieder so zusammen, daß von dem bewohnbaren Ägypten nichts weiter als zwei oder drei elende Getreidefurchen bleiben,

die ganz nahe dem Wasser liegen, und an die sich sofort die toten Steine und die Sandflächen schließen. Zuweilen schieben sich die Wüstenketten sogar so weit vor, daß die kalkigen, weißrötlich leuchtenden Klippen über den Fluß hinwegragen. Nie erfrischt sie ein Regentropfen, und in verschiedenen Höhen sieht man gähnend viereckige Löcher sich öffnen, die zu den Mumien führen. Fünftausend Jahre lang hat man die Felsen durchbohrt, um Sarkophage einzuführen und die Berge, die von fern zart rosig schimmern, wimmeln innen von alten Leichen.

Ebensowenig wie die Landschaft sich ändert, wechselt auch das Leben am Nil. Erstens immer dieselbe schmiegsame, herrliche Bewegung der Frauen in den langen schwarzen Gewändern, die unaufhörlich ihren langhalsigen Krug füllen und ihn schwebend auf ihrem verschleierten Kopf tragen. Dann die Herden, welche die in Trauer gehüllten Hirtenknaben zur Tränke führen, Ziegen, Schafe und Eselinnen alles durcheinander. Auch schwerfällige Büffel, braun wie die Erde, steigen hinab und tauchen träge im Fluß unter. Ebenso wiederholt sich die mühevolle Arbeit des Wasserschöpfens: die traditionelle Noria, die von einem kleinen Ochsen mit verbundenen Augen gedreht wird und besonders der Schaukelchadouf, den Männer, deren nackter Rumpf vom Wasser trieft, bewegen. Soweit man sehen kann, erblickt man die hintereinander aufgestellten Chadoufs, und es macht einen sonderbaren Eindruck, das Getriebe, das in der Ferne durcheinandergeht, zu verfolgen. Alle diese langen Stangen pumpen unaufhörlich mit einer schaukelnden Bewegung der Raa das Wasser hinauf. Schon zur Zeit des Ramses herrschte dasselbe Treiben an diesen Ufern. Aber an einer Wendung des Flusses verschwindet die alte pharaonische Takelage plötzlich, um einer Reihe Dampfmaschinen Platz zu machen, die noch schneller als die Muskeln der Fellachen das Schöpfen betreiben und deren schwärzliche Röhren bald den Nil umranden werden.

Wüßte man nicht die Stätten der großen Ruinen Ägyptens, man würde, ohne sie zu bemerken, an ihnen vorbeigehen. Mit wenigen Ausnahmen liegen die Trümmer jenseits der grünen Ebenen, an der Schwelle der Einöde. Von dem unbeweglichen rosigen Hintergrund dieser Küsten-

klippen, die uns während der zweihundert Meilen ruhiger Seefahrt begleiten, heben sich farblos, wie die Erde, bescheidene Städte oder Dörfer ab. Einige durchbrochene Moscheentürme ragen über sie hinweg, und ihr leuchtendes Weiß belebt das einförmige Bild. Taubenschwärme flattern um sie herum. Zwischen den Häuschen, die nur Schmutzwürfeln gleichen, welche die Sonne härtete, sprießen prächtige afrikanische Palmen, einzeln oder in Gruppen beschatten sie die kleinen menschlichen Heimstätten mit ihren Wedeln, die der Wind schaukelt. Einst, als hier noch Ruhe und Schweigen herrschte, mag man wohl versucht gewesen sein, anzuhalten, um den namenlosen Frieden des weiten Orients und des Islam zu genießen. Aber jetzt vor dem kleinsten Nest — zwischen den noch zahlreichen schönen, primitiven Barken, die ihre Segelstangen wie sehr langes Schilf zum blauen Himmel emporstrecken — ist überall ein gewaltiger schwarzer Ponton für Touristenboote erbaut und wirkt durch seine Gegenwart und Reklameaufschriften entstellend. Pfeifend fährt die Eisenbahn hier unbarmherzig entlang, um vom Delta bis zum Sudan Horden von eindringenden Fremden zu befördern. An den Landungsplätzen der Bahnhöfe macht sich irgendeine Fabrik breit, und ihre Schornsteine thronen über den armen zugrunde gehenden Dingen, die noch versuchen, von Ägypten und dem Mysterium zu erzählen.

Nein, es ist überflüssig, in diesen Städten und Dörfern zu verweilen, wenn sie nicht zu irgendwelchen berühmten Ruinen führten; man muß an ihnen vorbeigehen, um sich abends einen verlorenen Winkel, ein ruhiges Fleckchen zu suchen, oder seine Dahabiye an der verehrungswürdigen grauen Erde anlegen.

So verbringt man Tage und Wochen zwischen diesen sich bis ins Unendliche ausdehnenden rosigen Kalksteinfelsen, die Grüfte und Mumien bergen. Sie sind die Mauern des Niltales und begleiten uns bis zu dem ersten Katarakt, dem Beginn Nubiens. Hier verwandeln sie endlich ihr Aussehen und ihre Natur als Wüstengebirge und sind jetzt dunkle Granitsteine, aus denen die Pharaonen ihre Götter und ihre Obelisken meißeln ließen.

Weiter, immer weiter zieht man den ewigen Strom hinauf. Der Begriff der Tage und Stunden schwindet durch

den unaufhörlich blasenden Wind, den gleichmäßig klaren Himmel, die Einförmigkeit des großen Flusses, der sich bis in die Unendlichkeit weiterschlängelt. Ist man auch traurig, die Ufer profaniert zu sehen, kann man sich wiederum dem Frieden nicht entziehen, als Nomade einsam auf dem Wasser zu leben, als Fremder zwischen den Fahrzeugen der Araber, die sich jeden Abend in vertrauensvollen Gebeten prosternieren.

Übrigens strebt man dem Süden, der Sonne zu, jeden Tag wird die Klarheit schöner, die Hitze schmeichelnder, und immer dunkler, gebräunter sind die Gesichter der Einheimischen.

Man wird in dieses Leben auf dem Flusse vollständig hineingezogen. Es ist dasselbe wie in früheren Zeiten geblieben, und stiege in manchen Stunden nicht Kohlenrauch zu dem klaren Horizont empor, fühlte man sich in die Epochen naiver Arbeit und gesunder Schönheit zurückversetzt. In den uns begegnenden Barken rudern halbnackte Männer, die Bewegung, die Sonne und die Luft berauscht sie, und sie singen jene Nillieder, die so alt wie Theben oder Memphis sind. Wenn der gewaltige Wind sich erhebt, entfalten sich die Segel, die an den langen Hörnern festgemacht sind, und alle Dahabiyen gleichen großen, fliegenden, prächtigen Vögeln. Die Barken fliegen schnell dahin, der Mast biegt sich, und sie ziehen Menschen, Tiere oder irgendwelche primitiven Dinge: Frauen, noch nach antiker Art verschleiert, Hammel, Ziegen oder Haufen von Früchten, Kürbisse, Säcke mit Getreide. Auch Ladungen in irdenen Krügen ziehen sie mit sich fort; seit dreitausend Jahren haben diese ihre Form nicht geändert, und die Fellachenfrauen wissen sie mit vieler Grazie auf den Kopf zu setzen.

In der verflossenen, fast sagenhaften Zeit spielte sich das Leben der Seeleute auf dem Nil ebenso wie heute ab; die halb erhabenen Reliefs der ältesten Gräber bezeugen es. Die Muskeln und die Segel arbeiteten auf dieselbe Weise, und dieselben Lieder erklangen zweifellos dazu, während derselbe Wüstenwind sie schmeichlerisch berührte und dasselbe unveränderliche Rosa die Berge färbte ...

Aber plötzlich hört man das Sausen von Maschinen, Pfeifen ertönt, und durch die reine Luft ziehen verpestende,

schwarze Rauchsäulen: moderne Steamer drängen sich verwirrend zwischen die Barken der Vergangenheit, Kohlenkähne kommen heftig arbeitend heran, oder dreistöckige Touristenschiffe nahen.

Armer, armer Nil! Auf deinem warmen Spiegel entfaltete sich einst die höchste irdische Pracht. Barken mit Göttern und Göttinnen zogen hier hinter dem goldenen Schiff Ammons einher. Zu Beginn der Zeiten kanntest du nur tadellose Reinheit in menschlichen Formen und baukünstlerischem Schaffen ...

Welcher Verfall für den Strom! Nach seinem verächtlichen Schlaf während zwanzig Jahrhunderten muß er heute die umherziehenden Kasernen der Reisegesellschaften tragen, die Zuckerfabriken versorgen und mit seinem Schlamm Baumwollenstoffe herstellen helfen!

Die ersten Christen

Einige armselige Kerzen verbreiten trübes Licht, das einen zitternden Schein auf die Wände der Steinnischen wirft. Undeutlich beleuchtet es das Gewimmel von schwarz verschleierten, menschlichen Wesen. Durch den erstickend heißen unterirdischen Raum ziehen Weihrauchwolken. Wüster Lärm erklingt. Zimbelspiel soll das Wimmern von Neugeborenen, das ängstliche Weinen kleiner Kinder übertönen. Was geht hier vor? Warum haben die schwarz verschleierten Phantome die jammernden Kleinen im Arm? Weshalb sind sie in dieses von Rauch durchzogene, düstere Loch gebracht? Wüßte man die Bedeutung dieses Ortes nicht, so glaubte man sich in eine Höhle, in der böser Zauber getrieben wird, versetzt.

Aber nein: es ist die Krypta der Basilika des heiligen Sergius in Kairo während der koptischen Messe am Ostermorgen. Hat man sich vom ersten Erstaunen erholt und betrachtet die dahingleitenden Phantome genauer, so sieht man, daß es junge Mütter sind, deren feine, sanfte Madonnengesichter sich zärtlich zu den weinenden Säuglingen herniederbeugen, sie in die Schleier hüllen und liebevoll zu trösten versuchen. Der die Zimbel spielende Hexen-

meister ist ein guter, alter Priester oder Meßner, dessen väterliches Lächeln die Kleinen begütigen möchte. Sein lustiges Lied, das er mit fürchterlichem Lärm vollführt, soll die Osterfreude verkünden, Christi Auferstehung feiern. Vielleicht soll es auch die Kleinen beschwichtigen, die Furcht vor der Dunkelheit und den Weihrauchwolken haben. Die Mütter tun alles, um die Geduld der Kleinen auf eine nicht zu harte Probe zu stellen. Nur einen flüchtigen Augenblick verweilen sie an diesem ehrwürdigen Ort, der ihren Kindern Glück bringen soll, während oben in der Kirche die Messe gelesen wird. Verlassen sie nach einigen Sekunden die geweihte Stätte, so treffen sie schon andere Mütter auf der engen, dunklen Treppe, auf der man sich den Kopf an den Steinbalken stößt. Die Krypta wird niemals leer.

Welch eine Menge Leute! Wieviel schwarze Schleier flattern in diesem Winkel, in dem man kaum atmen kann und in dem die wilde Musik und das Kindergeschrei geradezu betäubend wirkt. Wie verfallen hier alles aussieht! Die verwitterten Mauern, die Decke, die so niedrig ist, daß man sie berühren kann, ebenso einige Granitpfeiler, die unförmige Bogen stützen, alles hat durch den Rauch eine schmutzige Färbung bekommen; die abgeriebenen Wände zeigen, wieviel Hände sie schon berührt haben. Im Hintergrund der Krypta ist der heilige Schlupfwinkel, vor dem sich die Menge drängt: eine plumpe Nische, nicht viel größer als die in die Wand eingemauerten Vertiefungen, in denen Kerzen brennen. Die allerheiligste Nische aber beherbergt eine uralte Steinplatte. Nach Überlieferungen soll die Jungfrau Maria mit dem Jesuskind darauf gesessen haben, als sie sich nach der Flucht aus Ägypten ausruhte.

Heute ist der geweihte Stein sehr abgenutzt. Viele fromme Hände liebkosten ihn, und von dem byzantinischen Kreuz, das einst hineingeschnitten war, sieht man nur noch undeutliche Spuren. Selbst wenn Maria sich nicht auf dem Stein ausgeruht hat, so ist doch die Krypta des heiligen Sergius eine der ältesten Altarstätten der Welt. Die Kopten, deren Nachkommen hier noch voller Verehrung zusammenströmen, hatten früher als die meisten abendländischen Rassen die christliche Religion angenommen.

Ist auch Ägyptens Geschichte beim Auftauchen des Christentums in Dunkel gehüllt, so weiß man doch aus Überlieferungen, daß der neue Glaube sich so schnell und unaufhaltsam verbreitete, wie die Pflanzen im Nilschlamm rasch emporschießen. Die Mischung des alten pharaonischen Kultus mit dem griechischen wurde durch die Menge der Formen und Riten so unklar, daß er schließlich keinen Sinn mehr hatte. Doch hier, ebenso wie im kaiserlichen Rom, gärte ein leidenschaftlicher Mystizismus. Wie kaum ein anderes Volk fürchteten die Ägypter den Tod. Ein Beweis ist die Einbalsamierung der Mumien, die schon an Wahnsinn grenzte. Gierig wurde das Wort der „Nächstenliebe" und der „sofortigen Auferstehung" aufgegriffen.

Jedenfalls nahm das Christentum gleich einen so gewaltigen Platz in Ägypten ein, daß die Jahrhunderte der Christenverfolgungen es nicht mehr verdrängen konnten. Noch jetzt, wenn man den alten Fluß hinauffährt, sieht man die ehemaligen Wohnstätten. Getrocknete Lehmhütten umgeben ein bescheidenes Gotteshaus. Statt des Halbmondes erhebt sich das Kreuz auf der Kuppel; die kleinen Ansiedlungen sind Koptendörfer, in denen die Ägypter von Geschlecht zu Geschlecht, von der dunklen Zeit der Märtyrer an, den christlichen Glauben wahrten.

Die primitive Kirche des heiligen Sergius ist eine tiefversteckte Heiligenstätte, inmitten eines Ruinenhaufens. Ohne Führer ist es kaum möglich, sie zu entdecken und zu besichtigen. Sie liegt in einem Viertel, dessen Mauern eine ehemalige römische Zitadelle einschließen. In dieser sind wiederum Teile von „Alt-Kairo", was für das Kairo der Mamelucken und der Khediven soviel bedeutet, wie für die Pariser Versailles.

In einem Wagen haben wir die moderne Stadt verlassen, um zu der koptischen Messe zu fahren. Unser Weg führt zuerst an Strecken vorbei, auf denen eifrig gebaut wird. Haufenweise entstehen auf dem antiken Boden große Hotels, Läden oder andere moderne Gebäude, die wie Pilze aus der Erde schießen und das Land schänden.

Den Baustätten folgt ein oder zwei Kilometer weit einsames, von Wüstensand bedecktes Land. Dann beginnt das alte Kairo. Zwischen den Ruinen von Blumen und Obst-

gärten eingerahmt, liegen verstreute, kleine Häuschen. Während der ganzen Fahrt fliegt uns der Staub ins Gesicht, und der fast ständig andauernde Wind wirbelt uns ätzenden Sand in die Augen. Schon seit ewigen Zeiten muß diese fürchterliche Plage ertragen werden, gegen die es keinen Schutz gibt. Dazu gesellt sich eine andere Annehmlichkeit: quälende, hartnäckige Fliegen umschwirren uns fortwährend.

Die Sonne am Ostermorgen brennt so heiß wie unsere heimatliche Julisonne, man glaubt, die Hitze müsse den Fußboden versengen. So ist es immer um diese Zeit. Im Frühjahr fällt kein Tropfen Regen. Wie bei uns im November, sterben hier im April die Blätter; während des ganzen Jahres waren die Bäume belaubt.

Nirgends ist Schatten, auf den gelben Sandfeldern verdorrt alles. Aber man braucht sich der Trockenheit wegen nicht zu sorgen, bald wird das Land überflutet sein. Noch nie ist die Befeuchtung ausgeblieben, in einigen Wochen wird der verschwenderische Fluß, wie schon zu den Zeiten des Gottes Ammon, aus seinen Ufern treten und aufblühendes, treibendes Leben verbreiten.

Orangen, Jasmin und Geißblatt sind schon von den Menschen mit Nilwasser künstlich bewässert worden und blühen in leuchtender Pracht. Wundervolle Gärten wechseln mit verfallenen Häuschen und durch die erstickende Staubwolke dringt köstlicher Geruch; es ist schon der Duft der neuerstehenden knospenden Natur, der trotz Trockenheit und entlaubter Bäume die Luft durchzieht.

*

An den äußeren Mauern der einstigen römischen Zitadelle verlassen wir den Wagen und durch eine niedrige Pforte gelangen wir in das Labyrinth des koptischen Viertels. Staub bedeckt die verlassene Stätte. Die Häuser, die einstige Zuflucht der Büßer, sind verödet, die Moucharbinen (Gitterschirme) sind von Würmern zerstört. Mittelalterliche Bogen erheben sich in den engen, winkligen Gäßchen, die plötzlich ein altes Gemäuer abschließt. Ist das der Weg zu der berühmten Basilika? Wir glaubten uns verirrt zu haben, wenn wir nicht sonntäglich gekleidete Gruppen von Kopten sähen, die sich ebenfalls durch die Ruinen hindurchwinden, um zur Ostermesse zu gehen.

Die Frauen machen einen geisterhaften Eindruck in ihrer eigenartigen Tracht, die aus schwarzen seidenen Tüchern besteht. Aber sie läßt die Schönheit dieser Ägypterinnen erkennen. Der schwarze Schleier verbirgt sie nur leicht. Er ruht auf dem Haar, rahmt das feine Gesicht ein, und läßt die schöngeformten, nackten Arme durchschimmern, die prächtige Spangen aus massivem Golde schmücken. Als wahre Ägypterinnen haben sie das vornehme Profil und die mandelförmig geschnittenen Augen bewahrt. So wurden die Gesichter der Göttinnen auf Reliefs dargestellt.

Leider beginnt die jüngere Generation die traditionelle Tracht abzuschaffen und will moderne europäische Kleider und Hüte tragen. Aber fürchterlich wirkt dieser entsetzliche Aufputz! Die Bauernfrauen unserer kleinsten Dörfer ziehen sich besser an. Wenn man die Ägypterinnen nur überzeugen könnte, wie die ganze klassische Schönheit ihrer Rasse durch den Faltenwurf ihrer schwarzen Tücher zum Ausdruck kommt, während sie in der neuen, geschmacklosen Kleidung lächerlich wirken und an Fastnacht erinnern.

Plötzlich, als wir an den alten Mauern entlanggehen, entdecken wir eine niedrige, fast versteckte Tür. Ist das der Eintritt zur Basilika? Nein, es scheint unmöglich. Aber einige der schönen Frauen mit den schwarzen Schleiern und den goldenen Armspangen, die vor uns hergehen, zwängen sich auch durch die kleine Pforte, aus der Weihrauch herausströmt. Es war also der richtige Weg. Ein schmaler Gang, dem man sein hohes Alter anmerkt, schlängelt sich in eigentümlichen Windungen und führt zuletzt auf einen engen, wohl tausendjährigen Hof. Auf niedrigen Bänken kauern Bettler und flehen um ein Almosen. Wir riechen den Weihrauchduft stärker, und bemerken eine ganz im Schatten versteckte Tür, die zu der ehrwürdigen Kirche führt.

*

Die Kirche! Ein Gemisch einer byzantinischen Basilika, einer Moschee und eines Wüstenzeltes. Beim Eintritt glaubt man sich plötzlich in die Uranfänge des Christentums zurückversetzt, man steht gleichsam an der Wiege der christlichen Religion, die damals tatsächlich einen vollständig orientalischen Charakter besaß. Das Kirchenschiff ist voll kleiner Kinder, die weinen, lachen und sich vergnügen. Die Mütter geben den Kleinen zu trinken. Alles spielt sich

während der unsichtbaren Messe ab, die hinter dem „Heiligenschrein" gelesen wird. Auf Strohmatten sitzen im Kreise ganze Familien und benehmen sich, als ob sie zu Hause wären.

Die dicke Kalkschicht lagert auf den verwitterten, zerbröckelten Mauern schon unzählige Jahre. Eine seltsame alte Decke aus Zedernholz ist von dicken, ungefügen Balken gestützt. Marmorsäulen, heidnischen Tempeln entnommen, tragen das Kirchenschiff. Wie in allen antiken, koptischen Kirchen, teilen auf arabische Art gearbeitete Holzschnitzereien das Innere in drei Teile: beim Hineinkommen gelangt man zuerst in die Frauenabteilung, an die sich der Raum für das Taufbecken schließt, während im Hintergrunde die Männer ihre Plätze haben. Hier auch ist der Heiligenschrein mit dem geweihten Stein aufgestellt.

Fast alle anwesenden Frauen tragen noch die schöne alte Tracht der schwarzen Schleier. Das harmonische Bild wird manchmal durch einen häßlichen aufgeputzten Hut, oder ein grell schimmerndes Kleid unterbrochen, doch im ganzen empfängt man den Eindruck antiker Einfachheit. In der Männerabteilung geht es recht lebhaft zu. Nur undeutlich klingt die Messe hindurch. Sie wird hinter der Wand gelesen, an welcher die heilige Platte ruht. Die Mauer ist weit über tausend Jahre alt. Elfenbein und Zedernschnitzerei verzieren sie, dazwischen hängen von der Zeit geschwärzte Heiligenbilder. Aus dem Allerheiligsten, das für die Menge geschlossen ist, klingt schwacher Gesang. Von Zeit zu Zeit kommt ein Priester an die Tür und hebt den Vorhang von verschossener Seide. Die betenden Männer und Frauen nähern sich dem Gottesdiener und berühren ohne Scheu sein goldgesticktes Kleid. Mit der goldenen Krone auf dem Haupte, prächtig geschmückt, gleicht er den Königen aus dem Morgenlande. Er lächelt ihnen zu, läßt den Vorhang, der den Eintritt zum Tabernakel verdeckt, fallen, und verschwindet in seinem geheimnisvollen, geheiligten Verstecke.

Wie hier doch alles von fernen, fernen Zeiten erzählt! Die Dielen haben sich durch die Senkung des Bodens und durch die Schritte einiger tausend Generationen verschoben. Alles ist schief, verbogen, verstaubt, dem Zusammenbruch nahe. Kärgliches Licht dringt durch die engen, ver-

gitterten Fenster. So wenig Luft kommt hinein, daß man nur mühsam zu atmen vermag. Und trotzdem, wenn auch die Sonne sich hier kaum hineinzwängen kann, so merkt man doch, ich weiß nicht durch welche geheime Rückstrahlung des Kalkes an den Wänden, daß draußen warmer, prächtiger, orientalischer Frühling herrscht.

In dieser Kirche, der Urahne der Gotteshäuser, inmitten des Weihrauchduftes, wird der Gesang der Messe von dem Kommen und Gehen, der lebhaften Bewegung der Andächtigen übertönt. Noch lauter aber ist der seltsame Lärm, der von unten in die heilige Krypta dringt: kräftiger Zimbelschlag und Gewimmer, wie das Schreien junger Katzen.

Aber jeder ironische Gedanke liegt mir vollkommen fern! In unsern kultivierten Ländern scheint mir so mancher Gottesdienst wenig christlich, zum Beispiel, wenn im Kölner Dom die Menge während der Messe von den Kirchenschweizern laut zurechtgewiesen wird. Hier ist die biedere Einfachheit dieses primitiven Kultus rührend und Achtung erfordernd.

Die Kopten, die sich in ihrer Kirche wie zu Hause fühlen, sie ganz wie ihr Heim betrachten, in das sie mit ihren weinenden Kleinen kommen, haben in der Einfalt ihres Herzens das Wort Christi am besten verstanden: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Reich Gottes."

Der Schmetterling

In mein Haus, und gerade in den Teil, den ich bewohne und der einem Fleckchen alten Orients gleicht, gleitet an einem düsteren verschleierten Frühlingsabend zwischen die dunklen fest geschlossenen Gardinen traurig ein dämmriger Schein und zieht durch die trübe Luft einen langen Streifen.

Aus den Falten eines roten Sammetwandbehanges, den altertümliche goldene Zeichnungen bedecken, löst sich ein winziges Ding heraus und wie von der dahinsterbenden Tagesspur angezogen, beginnt er toll umherzufliegen: ein

kaum sichtbarer grauer Schmetterling, ein geflügeltes unbedeutendes Wesen, das der blasse Frühling gezeitigt hat.

In der vorhergegangenen Jahreszeit, während ich auf den Meeren Chinas dahinzog, war er irgendein häßlicher kleiner Wurm gewesen, der in dem beständigen Dunkel und dem beständigen Schweigen dieser Wohnung verstohlen das kostbare Sammetgewebe zernagte.

Und heute wird dieses Nichts von einem ganz neuen Leben berauscht, der winzige Raum erscheint ihm groß und das Halbdunkel dünkt ihm licht. Seine junge Stunde ist gekommen, seine Stunde jugendlicher Kraft, seine Stunde der Liebe, und der Zweck und die Vollendung seiner ganzen unbedeutenden Larvenexistenz. Schnell, schnell bewegt er, in diesem Wonnerausch zu existieren, seine seidenglänzenden Flügel, um kleine, fröhliche und wunderliche Bogen zu beschreiben ...

Im Vorübergehen stoße ich ihn zufällig herab, und auf dem roten Purpur eines orientalischen Teppichs sehe ich den kleinen hilflosen Körper, den ein Zittern des nahen Endes durchfliegt und aus Mitleid, damit dieses kleine Wesen ohne sehr zu leiden in das große Nichts hineintaucht, setze ich den Fuß auf diese winzige Agonie ...

Eine Minute bleibe ich versonnen ... Woran erinnert mich das Ganze? Etwas Ähnliches, diese Art der Bewegung, das gleiche graue Umherflattern hatte mir einmal an einem anderen Ort einen kurzen aber stärkeren Moment der Melancholie verursacht ... Wo hatte ich es nur gesehen? Ach ja! ... Es war in Konstantinopel an einem grauen Aprilabend wie der heutige, auf der Holzbrücke zwischen Stambul und Pera! ... In der Dämmerung eines nebligen Frühlingstages war es. Alle Bettler, die dort umherlungern, hatten ihre Plätze eingenommen und am Geländer saßen die gewohnten Gestalten: die Blinden, die Krüppel, die von Wunden entstellten Idioten. Ein elendes Kind saß zwischen ihnen; es mochte vier oder fünf Jahre alt sein, es hatte verkrüppelte Hände und kranke Augen und jeden Tag sah man es auf demselben Platz auf der Bordschwelle auf einem Haufen Lumpen sitzen, apathisch und träge wie eine Larve. Hinter ihm kauerte die Mutter, eine alte Frau, welche die roten Stummel ihrer an den Knien abgeschnittenen Beine zeigte.

Geschäftigt oder dahinschlendernd gingen Leute vorbei, man sah Reiter, Wagen, Männer mit dem roten Fez und verschleierte Haremsschöne. Hinter diesen Mengen ließ Stambul herrlich seine Dome in den traurigen, dämmrigen Himmel hineinragen.

Mit fast sanfter Stimme rief die Frau ohne Beine ihren Kleinen und sagte auf türkisch: „Komm, zieh deinen Mantel an, Mahmoud! Ganz schnell, der Wind fängt an kalt zu werden."

Gehorsam stand er auf und näherte sich ihr. Sein Mantel, ein alter schmutziger Burnus von orientalischem Schnitt mit einer Kapuze war grau gestreift. Die Mutter hielt ihm den Lumpen hin, und er wollte seine dünnen Ärmchen mit den krummen Händen hindurchstecken.

Aber plötzlich, bevor er den zweiten Ärmel übergestreift hatte, entwischte er in einer jähen Anwandlung von Neckerei und begann zu laufen, zu laufen, immer im Kreise um die Vorübergehenden herum und belustigte sich damit in dem kalten Winde, der sich erhob, Bewegung zu haben, während die Ärmel seines Burnus wie Flügel flatterten ...

Ein wenig der ewigen und so flüchtigen Jugend, ein wenig dieser Kindlichkeit, die den Menschen und Tieren gemeinsam ist, war zufällig in ihm erwacht. Unter seinen Vorfahren mochte er wohl, wie jedermann, einmal gesunde Wesen gehabt haben, die Aufwallungen physischer Freude, der einfachen Freude zu leben und sich zu bewegen gekannt hatten, und verstohlen regte sich etwas dieser Dahingeschwundenen in seinem schwachen verkrüppelten Körper.

Erstaunt betrachtete ich ihn. Ich hatte ihn immer bewegungslos gekannt, und irgendeinen unbekannten Eindruck unendlicher Traurigkeit machte gerade diese arme, kleine, so schnell vorübergehende Fröhlichkeit auf mich, das tolle Laufen, das Umherwirbeln des grauen Burnus in dem kalten Winde und dem fahlen Lichte ...

Die Mutter ohne Beine beunruhigte sich der Pferde und Wagen wegen, sie rief ihn, sie wurde ärgerlich, sie versuchte sich zu ihm zu schleppen, um ihn zu erhaschen. Aber immer wieder lief er um die vorbeigehenden Gruppen herum, ganz toll jagte er einher, den grauen Nachtfaltern gleich ...

Endlich kehrte er wieder auf seinen Platz des Elends zurück. Von neuem nahm er die bedrückte Haltung an und rührte sich nicht mehr. Jäh war die Freude erloschen, wie sie begonnen hatte.

Etwas viel Grausameres wie der dem Schmetterling versetzte Stoß hatte das kleine, schon denkende Wesen niedergedrückt: die Sorge um ein Nachtlager und eine Abendsuppe; das Bewußtsein, elend und von anderen verstoßen und gemieden zu sein, verkümmerte Hände zu haben und ein Paria zu sein. Mit gesenktem Kopfe blickte er mit heimtückischem, bösem Ausdruck zu Boden, hinter den zuckenden Lidern tat es ihm weh.

Zwischen ihm und dem Schmetterling besteht etwas Gemeinsames, was ich noch viel stärker empfand, als ich es auszudrücken vermochte.

Das ertränkte Kätzchen

In Augenblicken großer Herzensangst haben die Katzen einen eigentümlichen Schrei, das sind jene Momente, in denen sie den Tod erscheinen sehen. Alle, die mit ihnen umgehen und sie verstehen, kennen diesen Schrei so gut, wie ihn die Tiere selbst kennen. Er gleicht in keiner Weise ihrem gewöhnlichen Miauen, das Verdruß, Zorn oder Liebe ausdrücken soll. Dieser Schrei ist ihr Appell an irgendein höheres Mitleid, das sie dunkel erfassen, man könnte sagen, daß er ihr Gebet ausdrücken soll, ihr Gebet im Todeskampf.

Gestern nachmittag, im leuchtenden Sonnenglanz der Drei-Uhr-Stunde, mitten in der gewöhnlichen Schweigsamkeit, die mein Häuschen an der baskischen Flußmündung umgibt, hörte ich durch mein Fenster vom Uferrand her jenen Schrei, und ich sah die beiden zu meinem Hause gehörenden Katzen, die bisher behaglich im Garten auf dem Grase geschlafen hatten, plötzlich den Kopf in die Höhe strecken, sich erheben und auf eine Terrasse eilen, von der man zum Ufer hinabsehen konnte. Sie wollten nachforschen, welches Drama sich dort abspielte.

Ich folgte ihnen und fand die beiden Tiere in einer Haltung, die eine ganze Welt von Empfindungen enthüllte.

Das eine, ein ganz junger achtzehn Monate alter Kater, der in meinem Hause das Licht der Welt erblickt hatte, von Kindheit an glücklich gewesen war und deshalb zur Menschheit noch viel Vertrauen hatte, stand mit aufgerichteten Ohren, vorgestrecktem Hals und aufgerissenen Augen da, als ob es ihm nicht gelänge zu begreifen, und als ob er sich dagegen wehrte, zu glauben. Seine Mutter, eine temperamentvolle, rachsüchtige alte Katze, die den Hunger und schon manche Beweise menschlicher Bosheit kennengelernt hatte, bevor sie in meinem Heim eine gute Zuflucht fand, war voller Wut; brummend ging sie auf und ab, wie wilde Tiere in ihrem Käfig erregt umherwandern. Selbstverständlich erriet sie alles, schon häufig genug hatte sie ähnlichen Ertränkungen beigewohnt. Ich wurde von ihr mit Fauchen begrüßt, als ob der Ekel, den sie vor den Menschen empfand, sich nun auch auf mich ausdehnte. — Als ich auf den Strand unter mir hinabblickte, verstand ich in der ersten Minute ebensowenig wie der junge, naive Kater, was dort vorging. Ein Mädchen ohne Hut, irgendein Dienstmädchen aus der Nachbarschaft, stand dort und neben ihr, an ihren Rock geschmiegt, ein armes Kätzchen von ungefähr zwei Monaten. Sein Fell triefte von Wasser, aus einer Wunde floß ihm ein wenig Blut die Schnauze entlang. Dies Kätzchen stieß jenen Schrei furchtbarer Herzensangst aus; so weit es konnte, öffnete es sein rosiges, von weißen Perlen eingerahmtes Schnäuzchen und erhob seine kleinen, mit Wasser und Tränen gefüllten Augen zu dem Mädchen.

In Todesfurcht stieß es mit voller Stimme sein letztes, ganz kindliches Gebet aus: „Was habe ich denn Böses getan? Ich bin doch nur eine arme, kleine, unschuldige Katze? Ist es denn möglich, mich auf diese Weise zu töten? Ich bitte um Gnade, Ihr seht es doch, ich rufe um Hilfe! Man hat also kein Mitleid ...“ Ach, der letzte Schrei verurteilter Tiere! Dieser klägliche, so überflüssige Schrei, von dem man vorher weiß, daß er niemand rühren wird, — der eines Ochsen im Schlachthaus, selbst der einer bescheidenen Henne, die ein Küchenjunge erwürgt, um sie zu braten! ...

Was vor meiner Ankunft auf der Terrasse geschehn war, hatte ich selbstverständlich bald erfaßt. Das Mädchen hatte das Kätzchen ertränken wollen, ohne selbst die Rücksicht

zu gebrauchen, ihm einen Stein um den Hals zu hängen, um das Ende zu beschleunigen. Sie hatte das Tier von oben herab aus irgendeinem Fenster ihrer Wohnung geworfen: daher die Wunde und die kleine blutige Schnauze. Als sie sah, wie das Kätzchen mutig schwamm und sich zu retten versuchte, war sie an den Strand hinabgestiegen, um es vollends zu töten. Aber jetzt verlängerte sie sein Warten und seine fürchterlichen Schreie, denn sie begann mit einem Schiffer zu scherzen, der gerade in seinem Kahn am Ufer entlang fuhr, und der sie mehr interessierte.

Schließlich neigte sie sich zu dem kleinen, ohnmächtigen, verwundeten Ding herab, das sie aus allen Kräften anflehte, und ohne mir Zeit zu lassen, vermittelnd einzuschreiten, warf sie es wieder mit ihrer dicken, brutalen Hand sehr weit in den vollen Strom. Man sah noch einige Sekunden zwei winzige Ohren über dem Wasser und die Spitze einer dünnen, schwarzen Schnauze, dann nichts mehr: das kleine Ding, das so viel gefleht und gelitten, hatte Frieden gefunden.

Ruhig ging die Barbarin von dannen, um ihre Lippen schwebte noch das rohe Lächeln, das dem Schiffer gegolten hatte.

*

Einige Augenblicke starrte meine alte Katze mit ihrem Sohn wie versteinert hinab auf das widerwärtige Schauspiel, dann verließ sie, wilde und haßerfüllte Schreie ausstoßend, langsam die Terrasse, von der aus sie den Mord beobachtet hatte. Aber unterwegs durch irgend etwas abgelenkt, blieb sie stehen und leckte sich ihre Pfote. Wahrscheinlich verwirrten sich die Bilder in ihrem Kopf, sie erinnerte sich nicht mehr klar, und beruhigt, gleichgültig legte sie sich schlafen. Ebenso lebhaft, wie wir vielleicht, haben die Tiere ihre aufblitzenden Ideen, wenn sie auch immer unvollständig und zusammenhanglos sein werden. Der große Todesgedanke, auf dem sich alles aufbaut, und gegen den man seit Urbeginn kämpft, um frei zu werden, hat sich, wie in so viele Sackgassen, auch in jene armen Köpfchen verirrt. Und es ist möglich, daß gewisse höhere Tiere in Minuten der Erleuchtung, Hunde, die den Mond anbellen, Katzen, die an Winterabenden auf den Dächern wehklagen, genau so verzweifelt, wie wir die Traurigkeit

empfinden, eine der tausend zerbrechlichen Sprossen zu sein, auf denen jener Gedanke emporzuklimmen versucht, — die unsägliche Traurigkeit, zu existieren, die Furcht vor der unabwendbaren Vernichtung.

Unsere Evangelien, so bewundernswert sie sind in ihren Lehren der Barmherzigkeit, haben eine Lücke, die fassungslos macht: Das Mitleid für die Tiere ist nicht einmal darin erwähnt, aber die Brahmanen, der Buddhismus und der Islam predigen es in Worten, die man nicht mehr vergißt.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die Mauer von gegenüber	5
Eine Pfingstprozession	10
Im Dom zu Burgos	15
Der Alkalde des Meeres	18
Die Agonie Euzkalerrias	25
Der Sultan zieht vorüber	30
Die goldenen Pagoden	35
Ein Zentrum des Islam	44
Der Verfall des Nils	51
Die ersten Christen	58
Der Schmetterling	64
Das ertränkte Kätzchen	67

BRIEFE AUS MEXIKO

VON

KURD VON SCHLÖZER

*

WELTGEIST-BÜCHER
VERLAGS-GESELLSCHAFT M. B. H.
BERLIN

1869

Hamburg, Hotel Europe,
Mittwoch früh, 10. März 1869.

Meine teure Mutter, bevor ich Europa verlasse, muß ich Dir noch einmal ein inniges Lebewohl zurufen. Ich schiffe mich also heute auf der „Westfalia“ nach Nova York ein.

In Berlin verlebte ich schrecklich geschäftige und amüsante Tage; dabei Besuche, Verhandlungen, Diners, Soupers ohne Ende. Bismarck war in bester Stimmung.

Auf einem der Diners war ich Nachbar einer schönen Römerin; aber je mehr wir Italienisch sprachen, desto mehr war ich in der „Ewigen Stadt“ und desto melancholischer wurde ich innerlich.

Gestern habe ich den ganzen Tag mit Mexikanern allen Kalibers verkehrt und viele interessante und nützliche Persönlichkeiten kennengelernt. Das Feld der künftigen transozeanischen Tätigkeit ist dadurch schon jetzt kein ganz neues für mich, was dem Handels- und Schiffahrtsvertrag, den ich mit den Herren Azteken abschließen soll, hoffentlich zugute kommen wird.

Am Bord der „Westfalia“,
Sonnabend früh, 13. März 1869.

Angesichts von Havre melde ich Dir aus der Kajüte der „Westfalia“ mit einer widerspenstigen Schiffsfeder, daß wir diese Nacht 1 Uhr hier angelangt sind. Wenn alles gut geht, werden wir am 23. in Neuyork sein. Ich habe große, bequeme Kajüte und kann mit den Stewards „plattdütsch snaken“. Wir bleiben hier leider 24 Stunden, um 104 Passagiere und Güter einzunehmen. Der Lotsenkapitän, der uns um die Falaisen herum aus der Bucht von Havre lotsen soll, nimmt diese Zeilen mit ans Land. Ob sie auch ankommen?

Neuyork, 25. März 1869.
Morgens 8 Uhr.

Von Havre gingen wir am 13. vormittags 11 Uhr bei günstigem Wind und herrlichem Wetter in See. Am Sonntagmittag hatten wir schon 376 Meilen — kolossale Schnelligkeit! — zurückgelegt.

Bis dahin waren alle Segel aufgesetzt. Sie verliehen den 800 Pferdekräften der Maschine auch noch Flügel!

Plötzlich aber drehte der Wind, und nun blieb er die ganze Fahrt hindurch konträr. Das Meer wurde stürmisch bewegt. Hagel, Schnee und Nebel machten sich die Herrschaft streitig. Eines Morgens waren Schiffsdeck und Taue mit Eis überzogen; Sturzseen fegten über das Schiff.

„Dat is 'n rechten Swinkram, min leeve Martin!"

„Ja, dat seggen Se man noch mal!" antwortete mir regelmäßig dieser nette Quarter-Master Martin Bruhn aus Eutin, wenn ich morgens die Treppe emporstieg. Unter den salzigen Spritzern waren wir da oben auf dem nassen Passagierdeck stets die einzigen lebenden Wesen. Dieser Martin wurde mir noch interessanter, als er sich rühmte, das schöne Rodensande am Kellersee und meinen guten Bruder mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Solange es Wind und Wetter erlaubten, promenierte ich auf Deck. Als aber am 21. März die Wellen so hoch gingen, daß man die Treppe überhaupt nicht mehr hinauf konnte und alle Skylights dicht geschlossen wurden — da hatte ich in meiner Kabine doch ein Gefühl, wie es Galeerensträflinge haben mögen. Und als ich am nächsten Morgen beim Erwachen von meinem hin und her schaukelnden Lager durch die runden Fenster sah, wie die grauen Wellen mit dem Nebelhimmel zusammenflossen, und mir dann ein Erwachen im Caffarelli mit dem Blick auf die lachende Campagna, den blauen Himmel Roms und die Aussicht auf einen göttlichen Tag vorstellte — da kam ich mir ganz furchtbar dumm vor.

Aber das ist jetzt vollständig vergessen, und die neuen, gigantischen Eindrücke haben solche Erinnerungen gänzlich in den Hintergrund gedrängt.

Die Nacht war noch recht stürmisch. Dazu kam, daß unsere Maschine täglich 180 000 Pfund Kohlen verzehrt, das Gewicht der Ladung also im Lauf dieser 13 Tage bedeutend erleichtert und die Widerstandsfähigkeit des stolzen Dampfers gegen die Wellen stark gemindert war.

Als ich aber gestern früh 6 Uhr erwachte, strahlte die Sonne in alle Ecken der Kabine; das Meer hatte sich geglättet und glänzte in wunderbarer Bläue bis zum fernsten Horizont.

Nach der bewegten Nacht wirkte diese plötzliche wundervolle Ruhe wie Mendelssohns schöne Ouvertüre: Meeresstille und glückliche Fahrt.

Alles strömte an Deck. Die Auswanderer — 560 — die sich im Zwischendeck noch viel ungemütlicher gefühlt haben mochten, hielten nun mit sehnsüchtigen Blicken Ausschau nach dem Lande, in dem sie ihr neues Glück zu finden hofften.

Einsam trieb der frisch abgebrochene Mast eines vielleicht ganz nahe befindlichen Wracks mit noch voller Takelage — ein schwimmendes Menetekel — an uns vorüber.

Hundert Seemeilen von Neuyork entfernt trafen wir schon ein Lotsenboot. „In Europa", bemerkte mir unser fixer Kapitän Schwensen, „müssen die Schiffe die Lotsen aufsuchen; in Amerika geht aber die Industrie so weit, daß sie uns oft schon auf 200—300 Meilen entgegenkommen, um ihre 100 Dollar zu verdienen."

Wie eine Katze kletterte der Mann aus seiner Nußschale auf unsere riesige „Westfalia", und nun ging es frisch auf Neuyork los.

Zunächst benutzte ich die ruhige Gangart unseres Dampfers, um mit dem ersten Ingenieur Libbertz die unteren Räume zu besichtigen und der Maschine, die während der langen Fahrt so treu Tag und Nacht für uns gearbeitet hatte, meine Visite abzustatten. Ein Riesenwerk! Vier große Kessel; darunter 24 tiefe Feuer, fortwährend unterhalten; 50 Mann Bedienung nur für die Maschinen! Jede Umdrehung der Schraube wird zur Kontrolle genau berechnet. In einem geschlossenen Kasten, der nur in Hamburg oder Neuyork geöffnet

werden kann und vorn ein offenes Visier hat, rückt bei jeder Volte der Schraube eine Zahl hinauf. Gestern früh hatten wir schon 610898; es ist spaßhaft anzusehen, wie sich hier die Arbeit des kolossalen Dampfers in Ziffern ausdrückt und diese auf einen Ruck in die höheren Register weiterspringen.

Nach der Inspektion der Maschinen tauchte ich mit dem Proviantmeister in die tiefsten Tiefen seiner Domäne. Da unten aber war's gar nicht fürchterlich. Im Gegenteil. In einem langen, mit Zink ausgeschlagenen Raum lagerten ganze Gletscher (50000 Pfund Eis), zwischen denen das vorzügliche Material an Fischen, Geflügel usw. aufgespeichert war. Der Weinkeller ist wohl versehen. Die Bäckerei produziert, wie in einer Stadt, jede Nacht frisches Brot. Die Patisserie liefert täglich ausgewählt gutes Backwerk.

Als wir alle diese gastronomischen Fragen gründlich erörtert und aus der Unterwelt wieder ans Tageslicht geklommen waren, zeigten sich am fernen Horizont bereits die ersten zartblauen Linien der Neuen Welt.

Das Wetter wurde immer prachtvoller, die Farbe des Meeres immer leuchtender. Zahlreiche weiße Segler zogen jubelnd an uns vorüber. Der erste größere Steamer, der uns entgegendampfte, trug die grün-weiß-rote Flagge Italiens, des ewig schönen Landes, wo ich so glücklich gewesen bin!

Allmählich wurde die Küste deutlicher, Kirchtürme tauchten auf, das Meer belebte sich mit Fahrzeugen

aller Art. Um Mittag lag die Reede von Neuyork vor uns. Gegen 2 Uhr nahte das Quarantäneschiff mit seiner gelben Flagge; ein Arzt stieg an Deck, um sich zu überzeugen, daß keine Krankheit an Bord herrsche. Alle Zwischendecker mußten Revue passieren. Komödie! Die Hauptsache ist der Champagner und Schinken, der diesem Esel gereicht werden muß, damit er rasch expediert. Dann erschien der kleine Postdampfer, um unsere zehn riesigen Postsäcke in seinem Straußenmagen aufzunehmen. Um 3 Uhr lagen wir am Quai, wo der Sekretär des Generalkonsulats mich infolge eines Schreibens von Delbrück erwartete. Er steuerte mich durch die Douane und brachte mich in das recht komfortable Hotel Brevoort.

Jetzt befinde ich mich also in der „Neuen Welt", wie sie seinerzeit genannt wurde; diese Bezeichnung ist auch heute noch ganz zutreffend, denn jeder Neuangekommene glaubt, sie bei jedem Schritt neu zu entdecken.

New York, Brevoorthouse, 5th Avenue corner 8th Str.
Donnerstag, 1. April 1869.

Guter Bruder, der 8. März, wo wir uns trennten, war recht grau und der Abschied auf dem Dampfer trotz der vielen guten Freunde und der fröhlichen Musik der braven Elfer etwas trübe. Sage Schöning noch einmal Dank für seine Aufmerksamkeit; hoffentlich hat sich meine reizende Nichte Wanda nicht erkältet.

Die acht Tage, die ich hier und in Washington zugebracht habe, waren für mich sehr wichtig. Eine Menge der angenehmsten Bekanntschaften! Rösing, unser Generalkonsul, ein sehr tüchtiger Mann, die Liebenswürdigkeit selbst, hat mich mit einziger Gastfreundschaft aufgenommen: seine Frau, eine geborene von Ammon, ist eine heitere, anziehende Rheinländerin.

Ein ganz famoser Kerl ist auch Fritz Kapp, der wegen Teilnahme an den Frankfurter Septembertagen Deutschland verlassen und sich Anno 1851 — nachdem er auch aus Paris weggeräuchert war — hierher flüchten mußte. Ein großer, schöner Mann, aus Hamm gebürtig, Advokat. Er steht sich — allein durch diesen Beruf — auf jährlich etwa 50000 Dollar. Um das Deutschtum in Nordamerika hat er starke Verdienste. Viele Maßregeln

zum Schutz der deutschen Einwanderer — soweit solcher möglich — sind sein Werk. Vorgestern zeigte er mir auf einer mehrstündigen Rundfahrt alle Etablissements zur Aufnahme der deutschen und irischen Emigranten. Für die mittellosen sind großartige Krankenhäuser und Räumlichkeiten auf Wards Island eingerichtet.

Die Ausschiffung sämtlicher Einwanderer (2—300 000 jährlich) geschieht unterhalb der Stadt in Castel Garden, einem alten Befestigungswerk am Hudsonufer. Einst gegen die Engländer errichtet, wurde es später zu einem Theater umgewandelt und vor mehreren Jahren von der hiesigen Emigrationskommission angekauft, um die Ankömmlinge vor den raubgierigen Agenten, Wirten und anderen Seelenverkäufern zu sichern. Dort finden sie einige Tage Obdach, bis sie Arbeit erhalten oder die Weiterreise ins Innere antreten. In denselben Räumen, in denen einst die göttliche Kunst einer Henriette Sontag, Jenny Lind, Alboni, Grisi und anderer Größen die Neuyorker Welt entzückte, wimmelt es jetzt von Einwanderern, die sich für die profansten menschlichen Beschäftigungen verdingen oder von ihren Angehörigen abgeholt werden, um die Reise nach deren Wohnsitzen gen Süd und West anzutreten.

Gestern abend war ich mit Rösings, nachdem ich bei ihnen gespeist, im Grand Opera House, wo Shakespeares „Tempest" mit ganz verwogener amerikanischer Musik, Monsterballetts und tollen Dekorationen aufgeführt wurde.

Dann kam Ostersonntag und Montag, die ich in Washington verlebte.

Nach Neuyork Washington! Eine stille Stadt mit furchtbar breiten, fast ländlichen Straßen, deren Holzhäuser einen beinahe russischen Eindruck machen.

Gleich nach meiner Ankunft besuchte ich dort Karl Schurz, den einstigen badischen Revolutionär und Befreier Kinkels. Unter Lincoln wurde er Gesandter in Madrid; jetzt ist er mächtiges Mitglied des hiesigen Senats. Ich fand eine interessante, liebenswürdige Persönlichkeit, welche sich das wärmste Gefühl für Deutschland bewahrt hat und hier großen Zwickel spielt. Dann zu Gerolt, unserem Gesandten, bei dem ich speiste.

Am Montag Dejeuner bei Cerutti, italienischem Vertreter, mit dem ich wieder in der Lingua toscana schwärmen konnte.

Dann mit Gerolt Besuche im Departement of State, wo ich den Herren Hamilton Fish und Hunter, den hiesigen Thile und Abeken, vorgestellt ward.

Und dann — aufs Kapitol. O Rom! Ich wohnte einer Sitzung des Senats und der Repräsentanten bei und muß gestehen, daß die Verhandlungen einen sehr großzügigen Eindruck machten.

Um 4 Uhr empfing die Gemahlin des Präsidenten Grant im Whitehouse das ganze diplomatische Korps, Männchen und Weibchen, denen ich mich anschloß. Abends dampfte ich wieder im Sleeping room nach Neuyork zurück.

Das alles, mit seinen Gegensätzen zwischen Alter und Neuer Welt, war unbändig interessant.

Aber die ganze hiesige Wirtschaft, dieses riesige Geschäftstreiben, der dämonische Verkehr und Lärm auf dem Broadway, das Jagen nach Reichtum, das jedem an der Stirn geschrieben steht — Lenau, der auch einmal in den Vereinigten Staaten war, braucht dafür einen stärkeren Ausdruck — sagt den Deutschen meist nicht zu, und mancher, wenn er hier auch noch soviel Geld verdient, mag sich im Innern seiner Seele nach der Heimat zurücksehnen.

Heute schiffe ich mich nun um 3 Uhr nachmittags auf dem „Eagle" nach Habana ein, um von dort mit dem ersten französischen Steamer nach Vera Cruz zu fahren. Ist er schon fort, so habe ich 14 Tage in Kuba zu warten, weil erst dann wieder ein (englischer) Dampfer fällig ist. Ich muß es aber riskieren, denn es drängt mich, endlich den Ort meiner Bestimmung zu erreichen.

Habana, Freitag, 9. April 1869.

Teure Mutter, seit drei Tagen befinde ich mich unter dem Tropenhimmel und lebe ein paradiesisches Leben in dieser romantischen Hauptstadt der Insel Kuba, der „Reina de las Antillas".

Die Fahrt von Neuyork zeigte allerdings bald, daß für den, welcher eine „Westfalia" kennenlernte — jenem „Prachtkoloß", wie ihn selbst die Yankeeblätter nennen — andere Dampfer überhaupt nicht mehr zählen.

Die Fahrt geht zwischen Küste und Golfstrom. Letzterer ist ein sonderbares Institut. Er strömt von Süden nach Norden, und zwar mit solcher Vehemenz, daß er sich durch keinerlei Verlockung der atlantischen Wogen zu einer Vereinigung mit ihnen bewegen läßt, sondern seine Lebensbahn als Hagestolz durchkämpft. Später wendet er sich gen Osten, um dann endlich bei Norwegen im salzigen All aufzugehn. Noch in der südlichen Gegend von New Foundland ist der Eigensinn dieses Golfstromes so groß, daß er — wie Kapitän Schwensen mir während der Fahrt augenscheinlich nachwies — deutlich durch seine Farbe zu erkennen ist: ein Fluß im Wasser! Ein gigantisches Gegenstück

zur grünlichen Rhone, die nach dem Einströmen in den Genfer See meilenlang ein ganz selbständiges Dasein führt. Während der Gletscherfluß aber kühl bis ans Herz hinan bleibt, bewahrt der Golfstrom sein hitziges Temperament bis in die höchsten arktischen Regionen.

Beim Ausfluß aus dem Golf ist der Strom 119 Seemeilen breit. Die Wucht seines Wassers ist dort so mächtig, daß man ihn bei der Fahrt nach Süden sorgfältig vermeidet, während die Schiffer auf der entgegengesetzten Route — Habana—Neuyork — den Strom sofort aufsuchen, um auf seinem Rücken die Reise 24 Stunden schneller als umgekehrt zurückzulegen.

Als wir am Donnerstag Neuyork verließen, war der Abend noch empfindlich kalt, so daß ich, um auf Deck sitzen zu können, den Pelz anzog, ohne den ich — nebenbei bemerkt — auf der „Westfalia" angefroren wäre.

Aber schon am Sonntag machte sich die Nähe der Tropenwärme fühlbar.

Am Montag fuhren wir den ganzen Tag, vom Auf- bis Untergang der Sonne, hart an den waldigen Ufern Floridas, deren dunkle, palmenüberragte Silhouette sich scharf vom Abendhimmel abhob.

Abends 7 Uhr kamen wir in die erwähnte Golfströmung, die wir etwa 12 Stunden lang durchqueren mußten. Dabei wurde es schon recht tüchtig heiß. Und am Dienstag führte der Südwind uns so hohe Thermometergrade zu, daß alle Reisenden nichts sehnlicher

wünschten, als bald an Land gehen zu können, um nicht noch eine Nacht in den siedendheißen Kajüten zuzubringen.

Um 2½ Uhr sahen wir bereits die Küste von Kuba; jeder freute sich auf die schönen, luftigen Betten im Hotel Inglaterra oder Santa Isabel.

Hoffnungsvoll steuerte der „Eagle" um die Forts Morro und Cabaña — stolze Überreste der einstigen spanischen Weltherrschaft! — in den prachtvollen Hafen, aus dessen Mastenwald mir sofort die norddeutschen Flaggen der beiden Kriegsschiffe „Niobe" und „Viktoria" heimatlich entgegenwinkten.

Jeder der Passagiere hoffte nun, möglichst rasch von Bord zu kommen, aber keiner hatte daran gedacht, daß wir uns angesichts einer Insel befanden, welche alljährlich eine Blüte zeitigt, die man „Revolution" nennt. Diese kleine Eigentümlichkeit hatte dort die Paßformalitäten so kompliziert, daß sie sich nicht so leicht abwickeln ließen. Darüber ward es 6 Uhr; die alte, gute Tropensonne, die sich den ganzen Tag über so schrecklich heiß gearbeitet hatte, wollte nun auch mal etwas Ruhe haben. Vom Strand klang das Ave Maria herüber, die Herren Douaniers schlossen ihre Bude, und somit mußten die Gedanken der Schiffsgesellschaft auf alle die schönen Speisen und Genüsse der Nachtruhe in „Inglaterra" und „Isabel" Verzicht leisten und sich von neuem mit dem unglücklichen Kajütenlager vertraut machen.

Kapitän Kinderling von der „Viktoria", der durch den hiesigen norddeutschen Generalkonsul Louis Will Nachricht von meiner möglichen Ankunft erhalten hatte, war so freundlich, mir sogleich eine Schaluppe mit einem Offizier und der Einladung zu senden, die Nacht an Bord des Kriegsschiffs zuzubringen. So verführerisch das auch war, konnte ich es doch nicht annehmen, denn der spanische Generalgouverneur Dulce hatte die Pässe noch nicht eingesehen und, trotz seines süßen Namens, drakonischen Befehl gegeben, keinen Passagier vor Mittwoch auszuschiffen. Solche Herrscher sind hier so lange Tyrannen, bis sie von anderen abgelöst werden und dann selber gegen die Gewalthaber donnern. Ich mußte also dem Offizier danken und konnte ihn nur bitten, meine Karte an Herrn Will zu besorgen, dem ich brieflich eine betreffende Depesche in Aussicht gestellt hatte. Die war aber doch nicht expediert, teils weil ich stets leichtsinnig bin, teils weil ich dachte, man würde wohl à la Columbus auch ohne Telegramm landen können.

Da saß ich nun — oder vielmehr stand — an Deck des „Eagle", sah das gelobte Land wenige Schritte vor mir und hatte Zeit, in der Dunkelheit die Umrisse des Hafens mit seinen Lichtern zu studieren — stets mit dem Rückblick auf die heiße Kajüte und das schmale Bett!

Dio mio! Hätte ich doch von Neuyork depeschiert! Dann würde Herr Will, ein omnipotenter Mann in

Habana, dem Herrn Dulce deutlich gemacht haben, daß ich sofort mit meinem gesamten Gepäck an Land gehen müsse.

Die anderen Leidensgefährten hatten sich bereits schneckenartig in ihre Gehäuse zurückgezogen.

Schon wollte ich ihrem Beispiel folgen — da ließ sich durch die Stille der Nacht leises Plätschern vernehmen — es kam näher — ein Boot schob sich an den Dampfer, und in der Dunkelheit stieg eine hohe Gestalt die Fallreeptreppe hinan.

Das war denn wirklich der liebenswürdige Herr Will, der gleich nach Empfang meiner Karte freie Passage erwirkt und nun, trotz vorgerückter Stunde, noch gekommen war, um mich zu holen und mich einzuladen, bei ihm abzusteigen!

Man soll niemals im Leben verzweifeln. Ich werde aber auch nicht so leicht diesen Moment des 6. April 1869 vergessen. Denn nun entwickelte sich der reizendste Abend.

Will stammt aus Oldenburg, seine Familie ist englischen Ursprungs. Er ist bereits lange in Habana und seit 1861 preußischer Konsul, aus dem sich dann vor einigen Monaten der norddeutsche Generalkonsul entpuppte. Ein Vierziger, groß, mit feinem, ruhigem Gesicht. Er lahmt etwas, weil er im vorigen Jahre in Bonn, wo er sich angekauft, beim Schlittschuhlaufen ein Bein gebrochen hat. Seit 12 Jahren ist er mit einer Kreolin verheiratet, Señora Minna, einer lebhaften, liebenswür-

digen, dabei recht gescheiten Dame, die unsere deutsche Sprache ganz fertig erlernt hat.

In der Straße Aguiar bewohnen sie eines jener alten spanischen Palais, von denen es hier noch viele gibt und die alle mit großer Opulenz aufgeführt sind. Wie die meisten Häuser in Habana sind auch diese Palazzi einstöckig. Den geräumigen Patio umgeben schöne hohe Säle, aus denen man nach der Straße hin auf erhöhte Parterrebalkons tritt.

Die Treppen in diesen Palästen sind meist aus Marmor, den sich die üppigen Spanier der alten Zeit aus Carrara nach Habana transportieren ließen. Auch die Säle haben marmorne Fußböden, schöngeschmiedete Geländer ranken die Treppen empor; in den Fenstern viel buntes Glas. Einen Vergleich mit der gedämpften Farbenpracht unserer alten Kirchenfenster würden sie allerdings wohl scheuen.

Als wir spät abends durch das hohe Portal in den Willschen Palast traten und die weiße Freitreppe hinanschritten, da merkte ich bald, daß ich mich — nach Neuyork — wieder einmal in einer ganz neuen Welt befand. So mag es etwa im 16. oder 17. Jahrhundert im Palazzo eines reichen genuesischen oder venezianischen Handelsherrn ausgesehen haben, zur Zeit, als diese Granden noch wirklichen Welthandel trieben und sich noch nicht begnügten, vom Erbe genialer Vorfahren zu leben.

Ein tropischer Spezereigeruch umfängt einen, wenn man solchen exotischen Gebäudekomplex betritt. Ein-

fahrt und Hofraum sind rundumher mit hohen Kisten und Waren vollgeschichtet. Oben, im ersten Stock, liegen nach vorn Kontore und Konsulatsbureau. Rückwärts, umgeben von Wohnzimmern, eine in Licht- und Blumenpracht strahlende Kuppelhalle. Hier verlebten wir den Abend in Gesellschaft der liebenswürdigen Damen der Familie, paradiesischer Früchte und auserlesener Weine. Sehr spät erst — oder vielmehr sehr früh — gingen wir zur Ruhe, und ich bezweifle, daß in dieser Nacht irgendein Habanese oder Kubaner einen Schlaf getan, der an Tiefe und Gründlichkeit dem meinen gleichgekommen wäre.

Seit Mittwoch früh betrachte ich mir nun die Stadt von allen Seiten. Das Ganze bizarr, phantastisch.

Schon die allgemeine Physiognomie ist durch die Enge der Straßen, die Niedrigkeit der Häuser ganz absonderlich, das Menschengewirr farbenreich: alle Schattierungen wogen durcheinander, Mulatten, Kreolen und Negerinnen in langen, weißen Schleppkleidern, die sie kokett aufheben, um nicht von den reizenden „Volantes" beschmutzt zu werden, rasch dahineilenden Einspännern, denen mitunter nach russischer Art ein Galopin beigegeben ist — hier ein Negerjockei, der sich sehr scherzhaft ausnimmt. Dazwischen bewegen sich in stolzer Haltung die feingekleideten Spanier.

Romantisch schön ist die Plaza de Armas mit ihren vier hohen wogenden Palmen in der Mitte, von Blumen und tropischen Gewächsen umkränzt. Dort liegt auch

das Palais des General- und des Zivilgouverneurs. Letzterem brachte gestern das Musikkorps der Volontärs (der hiesigen Nationalgarde) eine lärmende Serenade. Rings um den Platz loderten Fackeln und warfen im Verein mit bengalischem Feuer hin und her tanzende Schattenrisse der Bäume und Volksmassen auf die rotbeleuchteten Häuserreihen.

Habana, Mittwoch, den 14. April 1869.

Noch immer bin ich im Zauberbann von Habana, im herrlichen Palazzo Will. Seine Gastfreundschaft kommt wohl nur derjenigen gleich, von der wir in alten Märchen lesen.

Gestern früh besuchte ich in der Kathedrale das Grab des Kolumbus. Seine Leiche ward ursprünglich auf seinen Wunsch — obgleich er in Spanien starb — in St. Domingo beigesetzt. Als diese Insel unter französische Herrschaft gelangte, wurde der große Weltreisende von den Spaniern nach Habana verfrachtet. Am 15. Januar 1796 langte er hier auf dem Kriegsschiffe „San Lorenzo" an, wurde vom General Las Casas und dem Erzbischof feierlich empfangen und dann in der Kathedrale links vom Hochaltar beigesetzt. Eine Marmortafel ist dort angebracht; sie zeigt sein mittelmäßiges Porträt, darunter die Inschrift: O Restos e Imagen del Grande Colon! Mil Siglos durad, guardavos en la Orna (Urna) Y en la Remembranza de Nuestra Nación. (Tausend Jahrhunderte möget Ihr bleiben in der Urne und in der Erinnerung unserer Nation.)

Auf der Plaza de Armas erhebt sich eine Kapelle an jener Stelle, wo Kolumbus unter einem schattenspendenden Wollbaum die erste Messe zelebrieren ließ.

Andere historische Erinnerungen fehlen hier. Statt ihrer überwuchert die Gegenwart in Wundern der Natur die schöne Insel.

Vorigen Sonntag früh besuchte ich die nahe der Stadt gelegene Villa des Gouverneurs, die „Quinta de los molinos". Alleen gigantischer Königspalmen blicken stolz auf die niedrigeren Fächerpalmen, Bambusstauden und indianischen Lorbeerbäume zu ihren Füßen. In der Mitte des Parks liegt das elegante kleine Palais — dasselbe, in dem der geniale Abenteurer Serrano, jetzt Herzog de la Torre, als er hier noch Generalkapitän war, mit seiner Gattin, einer der schönsten Kreolinnen, feenhafte Nachtfeste gab. Noch heute, nach zehn Jahren, spricht man hier mit Begeisterung von jenen Zeiten.

Gestern abend war Konzert und Ball bei unserem Visavis, dem Señor Ulano, einem reichen Plantagenbesitzer, der sich einen Palazzo im elegantesten Habaneserstil hat aufführen lassen. Ohne Etagen, denn der Kreole findet es unbequem, Treppen zu steigen. Gleich beim Eingang von der Straße aus tritt man in den prachtvollen Empfangssalon; daran reihen sich kleinere Zimmer; in der Mitte der offene Patio mit seinen weißblendenden Marmorfliesen, in tropischem Blumenduft schwimmend. Seitwärts ziehen sich die luftigen Schlafgemächer hin. An solchen Hof schließt sich eine

geräumige, hohe Speisehalle, die mit den Wirtschaftsräumen direkt in Verbindung steht.

In der Mitte des Patio plätschert stets ein Springbrunnen, der gestern abend mit Blumengirlanden, bunten Lampions und hohen Palmenzweigen, die ihn wie grüne Säulen umgaben, verziert war. Ähnlicher Schmuck in allen übrigen Räumen. Die Damen wogten in langen weißen Schleppen und breiten roten Echarpen. Nur die Matronen erscheinen in Schwarz und ebensolchen Mantillas.

Durch die laue Tropennacht vibrierten die Klänge kubanischer Volksmusik in ihren verschiedenen Rhythmen und Tonarten von ungemeinem Reiz. Verstärkt wird die Musik durch den Guiro. Mit letzterem Instrument kann ich mich allerdings nicht befreunden. Das ist eine Art Melone, die, wenn sie trocknet, sehr hart wird; darauf kratzt nun der Kubaner Bauernlümmel nach einem bestimmten Rhythmus wie besessen den ganzen Abend herum und bringt einen Ton hervor, als ob er zu irgendeinem unverständlichen Küchenzweck ein blechernes Reibeisen bearbeite. Manchmal ist der Guiro auch von vornherein, zur Vereinfachung dieses unmelodischen Betriebs, von Blech angefertigt und hört sich dann noch toller an.

Nach Beendigung einiger schmelzender Gesangsstücke brillierte ein im Pariser Conservatoire ausgebildeter Habanese, Cervantes, auf einem Flügel mit Läufern und Trillern aus italienischen Opern.

Und dann begann la danza — ein graziös langsames Hin- und Herwiegen und -schieben auf dem glatten weißen Marmorboden des Hofs. Dabei wurde die Musik immer sinnlicher, aufregender. Das dauerte bis 3 Uhr morgens mit geringen Unterbrechungen, die mit Eis, Limonaden und Verlobungen ausgefüllt wurden.

Dazwischen paffte alles ganz munter. Kirche und Opernhaus sind hier wohl die einzigen Orte, welche den Tabak nicht dulden. In einem kleinen Theater, welches wir vor einigen Abenden besuchten, brannten in allen Logen die schönsten Upmanns und Cabañas.

Ein junger Bremer, Franz Deichmann, ist mir als Mentor beigegeben. Gestern führte er mich in die große Zigarettenfabrik von Susini, in welcher alles produziert und geliefert wird, was zur Herstellung, Verpackung und Versendung der reizenden hiesigen Zigarette erforderlich ist; in dem einen Saal wird der Tabak präpariert und geschnitten; in einem anderen sieht man die Fabrikation des Papiers, dann dessen Zerschneidung, die Druckerei der Enveloppen mit ihren verschiedenartigen Etiketten und farbigen Bildern, die Herstellung der Tonnen, endlich die Verpackung der Tausende und aber Tausende, die übers Meer ziehen und alle Länder überschwemmen.

Unter den Arbeitern befinden sich mehr als hundert Chinesen. Das Zigarettendrehen selbst geschieht nicht in der Fabrik, sondern wird von Soldaten, die keinen Dienst haben, in der Kaserne besorgt. Das nötige, be-

reits zubereitete Papier nebst Tabak wird ihnen dorthin geliefert. Man kauft also manchmal, ohne es zu ahnen, ganz kriegerische Zigaretten.

Ich traf in Habana noch keinen einzigen Menschen, der nicht passionierter Raucher gewesen wäre. Sogar während des Speisens zwischen Braten und Plat doux muß der Calderaro, das kleine Kohlenbecken, antreten; und dann raucht man in aller Eile einen „Zigarillo", um später beim Kaffee zum größeren und schwereren Zigarrogeschütz überzugehen, dessen Feuer bis zum letzten Atemzuge vor dem Schlafengehen unterhalten wird. Es liegt hier aber auch — wie mich alle Welt versichert und wie ich selbst spüre — etwas in der Luft, welches es zu ermöglichen scheint, mehr und stärkeren Tabak zu konsumieren als im nordischen Klima.

Und welch ein schönes Gefühl diese Sicherheit, mit der man hier an eine Zigarre geht — eine Zigarre, die unter dem Himmel Habanas gewachsen und gearbeitet ist!

Ähnlicher Genüsse gibt es hier noch eine Menge; die aromatische Schokolade, die kühlende Kokosmilch! Anfangs schmeckt sie freilich etwas weichlich, wirkt aber sehr erfrischend und blutreinigend. Einen Kakaolikör wie den hiesigen habe ich noch nie genossen. Der edle Reis ist eine so echt habanesische Speise, daß er zweimal am Tag, beim Gabelfrühstück wie beim Diner, unausbleiblich erscheint. Die Schildkrötensuppe verspeisen wir wie etwas ganz Gewöhnliches. Diese guten Tiere,

die „Tortugas", werden jeden Morgen in großer Zahl und in riesigen Formaten von den Fischern auf die Pescaderia gebracht. Aus ihren vorweltlichen Schalen strecken sie dann dem Käufer ihre runzligen Köpfe mit einem fast verständnisvollen Gourmetlächeln entgegen.

Habana, 21. April 1869.

Die schönen Tage von Habana sind vorüber: morgen entführt mich die Kriegskorvette „Viktoria“ nach Vera Cruz.

Vorigen Sonnabend fuhr ich mit Bekannten nach Matanzas. Drei Stunden Eisenbahn durch Palmenwälder und wunderbare Vegetation, die mit jeder Stunde die Physiognomie wechselte. Sonntag früh ging's in die berühmte Stalaktitenhöhle. Dann Dejeuner bei den Deutschen in Matanzas, darunter auch Hanseaten, mit vielem Sekt, plattdeutscher Unterhaltung und furchtbarem Ulk. Um 12 Uhr weiter ins Land auf die Zuckerplantage Socorro, wo wir brillante Aufnahme fanden. Man sieht dort Landschaftsbilder wie auf den Holzschnitten alter Reisewerke: Palmen und Zuckerrohrfelder, belebt durch eine Staffage von Schwarzen und Chinesen, die auf Ochsenkarren Kisten fertigen Zuckers und große Tonnen Sirup forttransportieren oder mächtige Bündel von dem süßen Rohr in die Dampffabrik schleppen. Maschinen, die den Saft auspressen, arbeiten Tag und Nacht. Das Souper war sehr übermütig. Riesige Neger servierten, eine kleine Mohrin stand fliegenwedelnd hinter meinem Stuhl.

Heute war ich in der großen Zigarrenfabrik des Senor Partaras, der in Paris bei der Ausstellung die Goldene Medaille erhielt. Etwa 350 Menschen drehen dort täglich 60 000 Zigarren. Es ist sehr amüsant, dieser Manipulation zuzusehen.

Jetzt wimmelt es hier von Freiwilligen, die — 1000 an der Zahl — aus Spanien eingetroffen sind, um die Insurrektion im Innern zu bekämpfen. Zu ihren Ehren war Montag abend große Vorstellung in der Oper, dem schönsten Haus, das ich kenne; Mailand mit seiner Scala und Neapel mit San Carlo können dagegen einpacken.

Gestern nachmittag besichtigte ich das imposante Fort Cabaña mit seinen dicken Mauern und 60 politischen Gefangenen, die bei den stetig wechselnden spanischen Gouverneuren wohl nie erfahren werden, welche von den politischen Überzeugungen, wegen deren sie hier sitzen, eigentlich die richtige ist.

In voriger Woche ist Hotel Inglaterra, wo ich absteigen wollte, Hals über Kopf abgebrannt. Wäre nicht der gastfreie Will, bei dem ich noch immer wohne, so hätte ich durch die Flammen meine sämtliche Bagage verloren.

Vera Cruz, 27. April 1869.

Nur ganz kurz will ich Dir, teure Mutter, sagen, daß ich gestern früh mit der „Viktoria“ angekommen bin. Ich wohne bei unserem Konsul Herrn d'Oleire. Der Empfang im hiesigen Hafen war „fürstlich“; es wurde nach Kräften mit Hissen von norddeutschen und mexikanischen Flaggen, mit Salutschüssen vom Fort San Juan de Ulua und donnernden Antworten aus unseren Kruppschen Kanonen gearbeitet. Abends machte mir der Stadtkommandant mit den höchsten Zivilbeamten seinen Besuch. Von der Hauptstadt her spielt der Telegraph, um Vorkehrungen zu meiner Weiterreise anzuordnen.

Mittags gab mir der Kommandant ein großes Diner, bei dem entsetzlich viel getoastet wurde. Abends veranstalteten die Honoratioren mir zu Ehren Souper und Ball.

Heute vormittag kam hier der englische Steamer an und verbreitete ein angeblich in Neuyork angelangtes Telegramm, wonach zwischen Preußen und Frankreich Krieg ausgebrochen sei. An solche Unsicherheiten der politischen Nachrichten muß ich mich jetzt gewöhnen.

Ein schrecklicher Zustand! In Habana, wo so mannigfache Verbindungen mit Neuyork und Europa bestehen, hatte ich noch einige Fühlung mit Deutschland. Jetzt ist diese wie abgeschnitten, denn nach Vera Cruz kommen nur zweimal im Monat transatlantische Dampfer mit Neuigkeiten.

Mexiko, 8. Mai 1869.

Am 28. April dampfte ich früh 8 Uhr im Salonwagen der Regierung unter den Salven der Festungskanonen und dem Trommelwirbel der Ehrenwache aus dem Bahnhof von Vera Cruz meinem Traktat entgegen. Die letzte Eisenbahnstation (Paso del Macho) war bald erreicht. Dann ging es zwei Tage bei Staub und starker Hitze in der von 8 Maultieren gezogenen Diligencia weiter. Diese wurde, obgleich ich es mir verbeten hatte, auf speziellen Befehl des Präsidenten von einer berittenen Eskorte geleitet, deren stampfende Pferde uns fortwährend in undurchdringlichen Staub hüllten.

Am 30. April, nach kurzer Bahnfahrt, abends 6 Uhr Ankunft in Mexiko. Musik, Fahnen. Die Häupter der Kolonie am Bahnhof. Diner beim Vorstand des Deutschen Hauses, dem siebzigjährigen Benecke; abends 10 Uhr Serenade der Liedertafel mit Fahnen, Fackeln, Ansprachen, Gesang: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Die Hochs nahmen kein Ende, alter Rheinwein kreiste.

Zu den Hauptmitgliedern der hiesigen Kolonie gehört auch ein Herr Lüdert aus Vierlanden. Er war, ohne eine offizielle Stellung zu haben, einer der vertrautesten Rat-

geber des Kaisers Max. Seine schöne Gattin stammt aus einer altspanischen Familie Mexikos; ihre Cousine ist die Gemahlin des Marschalls Bazaine.

Nun habe ich bereits in feierlichem Empfang Juarez mein Akkreditiv überreicht, mit seinem Ministerpräsidenten Lerdo de Tejada dicke Freundschaft geschlossen und letzteren fast täglich gesehen, um bald den Handelsvertrag fertigzustellen.

Die Morgen sind hier gleichmäßig schön; der Himmel ist prachtvoll. Der Regen erlaubt sich in dieser Jahreszeit nur nachmittags, zwischen 3 und 5 Uhr, den Boden zu sprengen und erfrischende Kühle zu verbreiten — aber man ist doch furchtbar weit von Europa. Ich hörte nun seit vollen zwei Monaten nicht eine Silbe aus der Heimat!

Jedesmal, wenn ich zu Lerdo in den Palast gehe, komme ich in die Zimmer, welche Maximilian bewohnte. Auch Juarez empfing mich in den Prachtgemächern des einstigen Kaiserpaares. Am Palast hält dieselbe Garde Wache, welche den Kaiser in Queretaro erschießen mußte. Er soll aber nicht sofort durch die Flinten der schlecht zielenden Soldaten, sondern auf das Zeichen des kommandierenden Offiziers durch einen Revolverschuß des Unteroffiziers gefallen sein.

Mexiko, 9. Mai 1869.

Guter Bruder, ich bin recht beschäftigt! Fast täglich habe ich Konferenzen mit dem Premierminister Lerdo; er ist ein schlauer Kerl, äußerlich ganz angenehm, der richtige Indianer; eigentlich soll er es gewesen sein, der auf die Erschießung des Kaisers gedrängt hat. Juarez selbst war — höre ich — unschlüssig. Freitag hatte ich bei letzterem wieder Audienz. Die Prachtzimmer im Palast haben noch die ganze Einrichtung von Maximilian und der Kaiserin Charlotte. Da der kaffeebraune Herr Präsident — ein Indianer aus dem Stamme der Zapoteken — außer in der Sprache von Hernan Cortez sich nur noch in des Gottes Huitzilopochtli konsonantenreichem Idiom bewegt, dessen ich nicht ganz mächtig bin, hielt ich spanische Anrede. Juarez ist übrigens, abgesehen von seinen politischen Abenteuern, ein recht gemütliches Haus. Obgleich Inhaber einer legitimen Frau und Vater von sieben Kindern, verfügt er noch über eine Reihe von Nebendamen. Manchmal soll er die ganze Gesellschaft beisammen haben und dann als Hahn im Korb dazwischen sitzen.

Heute vor einem Jahr kam ich aus Florenz vom Kronprinzen. Damals ließ ich mir auch nicht träumen, daß

ich ein Jahr später mit den beiden dunkeln Kaisererschießern Juarez und Lerdo einen Handelsvertrag ausarbeiten würde.

Wie bizarr, daß die Spanier in Mexiko — es sollen immerhin 20 bis 25 Prozent der Bevölkerung sein — sich heute von den Nachkommen derselben Indianer regieren lassen, die sie vor 350 Jahren massakrierten, zu Sklaven machten und ihrer federn- und smaragdgeschmückten Herrscher beraubten.

Sollte nicht bei dem stark entwickelten Sinn der Indianer für die Traditionen ihres Volkes dem Zapoteken Juarez, als er das Todesurteil des Kaisers Maximilian unterzeichnete, die Wandlung irdischer Dinge und jene Zeit vorgeschwebt haben, wo längst vor dem österreichischen Erzherzog ein Fremdling — auch ein weißer Mann aus dem „Lande der Götter" — in Mexiko eindrang, den Thron der Azteken einnahm und den letzten braunen Herrscher foltern ließ?

Mexiko, 7. Juni 1869.

Mein guter Wider, heute vor acht Tagen war ich kolossal fidel; ich erhielt Ihre beiden dicken Briefe vom März und April! Das sonst ja nicht unintelligente Berlin hatte meine ganze Korrespondenz aufgespeichert, um sie erst dann abgehen zu lassen, wenn ich — auf meinem Posten angelangt sein würde! Wäre ich untergegangen, hätte die Wilhelmstraße freilich recht behalten. Auf diese Art war ich aber vom 10. März bis 1. Juni ohne irgendwelche Privatnachricht. Jetzt aber habe ich Ihre beiden Briefe und versichere Sie: es ist ganz fabelhaft schön und angenehm, hier, auf dem 7040 Fuß hohen Plateau in Mexiko einen Brief von Wilhelm Wider aus Rom zu erhalten! Wie freue ich mich, daß Sie und Flemming sich kennengelernt und daß er Ihnen gefallen hat; er ist ein so guter, natürlicher, vorurteilsfreier und feingebildeter Mensch, der, nebenbei bemerkt, das Cello wie ein erster Künstler spielt. Finden Sie nicht, daß er im Äußern an Passini erinnert?

Die hiesigen Deutschen steigern sich in ihrer Freundlichkeit. So viel haben sie auch schon weg, daß, wenn sie mir einen rechten Gefallen tun wollen, sie mich nach Rom fragen. Aber es war doch Zeit, daß ich fortkam;

denn mit Harry Arnim ging es nicht mehr: ich habe im Caffarelli, namentlich die letzte Zeit, und dann noch mehr in Berlin, die Überzeugung gewonnen, daß trotz seiner angenehmen Umgangsformen kein Verlaß auf ihn ist. Daher wird die Zahl seiner Freunde auch immer geringer.

Mexiko, 7. Juli 1869.

Meine inniggeliebte Mutter, an die mangelhafte Kommunikation kann ich mich noch immer nicht gewöhnen. Alles geht gut bis Habana. Dort ist die Welt vernagelt.

Am 15. Juni z. B. schickte mir Bismarck ein Telegramm von Berlin nach Neuyork; hier kam es am 16. an. Rösing expedierte es per Draht nach Habana an Will, der es noch am 16. erhielt. Dann mußte es bis zur Ankunft des englischen Steamers warten, der es mir am 30. früh ins Haus lieferte. Es war also 14 Tage unterwegs.

Morgen hat Lerdo eine Konferenz angesetzt, wo wir den Handelsvertrag zu Ende bringen. Die erste Hälfte des Traktats ist schon fertig und am 29. Juni an Bismarck geschickt.

Ich habe inzwischen manches vom Lande gesehen. Vor drei Wochen machte ich mit Bekannten einen Ausflug nach Chapultepec und dessen grandiosem Aquädukt Bucarelli aus dem 18. Jahrhundert. Wir wandelten unter den schönen Zypressen, die schon dem braven Montezuma Schatten gewährten. So etwas Phantastisch-Gigantisches und dabei Märchenhaftes ist wohl einzig in der Welt. Man steht vor diesen ehrwürdigen Bäumen wie vor greisenhaften Wesen, die uns von längst ver-

schollenen Zeiten erzählen. Grausilberne Bärte ranken von den Ästen, als wären es Hieroglyphen der alten Azteken. Dann stiegen wir zum Schloß hinan, wo einst die Vizekönige hausten. Oben attrappierte uns Juarez, der dort Villeggiatur macht und uns sehr gesprächig herumführte. Nachher gab es Xeres, Portwein, Kuchen, Früchte. Auf einem der geschliffenen Portweingläser war noch die Chiffre M mit der Krone. Nein, Sentimentalität kann man den Herren Azteken nicht vorwerfen.

Mexiko, 18. Juli 1869.

Guter Bruder, heute ist also Dein Geburtstag, und schon seit dem frühen Morgen sind meine Gedanken besonders oft bei Dir; ich suche Dich in Rodensande, weil ich nichts von Badereiseplänen gehört habe. Die Entfernung, die uns trennt, ist schauderhaft; darüber komme ich mit aller Philosophie doch nicht hinweg. Wenn es gut geht, sind meine heutigen Glückwünsche erst nach vier Wochen in Deinen Händen und dann sind sie, wie Du mir zugeben wirst, nicht gerade primeurs!

Einmal täglich unterhalte ich mich in Gedanken mit Dir, nämlich frühmorgens gegen 6 Uhr, wenn ich aufstehe und immer und immer von neuem blauen Himmel und goldene Sonne sehe. Auch in Momenten, wo ein reizender kleiner Kolibri um meine Balkonblumen herumschwirrt (er schnurrt wie ein richtiger Käfer), sage ich mir, daß Dich das amüsieren würde. Von der Fahrt von Vera Cruz nach Cordoba und Orizaba hattest Du mir aus Deiner Lektüre so viel Schönes erzählt, daß ich glaubte, ich würde dort viel an Dich denken; ich versichere Dich aber, daß ich gar nicht an Dich gedacht

habe, denn das Fahren auf der schrecklich holprigen Straße mit acht vorgespannten Maultieren, unter Staub und Gerassel der Ehreneskorte, die es damit so furchtbar gut meinte, war derartig schauderhaft, daß man Mühe hatte, seine paar Gedanken zusammenzuhalten. Nur eine dunkle Erinnerung sagt mir, daß manche der Gegenden, die ich passierte, Wundergärten sein müssen. So sah ich das Panorama ohne die übliche Begeisterung vorüberfliegen.

Auch die Hauptstadt finde ich vorläufig nicht berauschend. Interessant ist es freilich, die langen, schnurgeraden Straßen hinunterzusehen, die nach allen vier Richtungen zu den blauen Höhen führen und prachtvolle Blicke auf die Kordillerenkette öffnen. Erscheint dann noch der übliche Hidalgo, auf stolzem Roß, das Gesicht unter dem breiten Sombrero von koketten Favoris eingerahmt, Zaum- und Sattelzeug von Silber klirrend, so ist das ja eine ganz pittoreske Staffage. Im allgemeinen aber kommen mir die Schilderungen Mexikos doch etwas übertrieben vor, auch die, welche Humboldt entworfen hat; ich schrieb neulich schon an Ernst Curtius, daß der gute Alexander hier alles mit besonderen Augen angeschaut haben müsse. Er war in Mexiko — wie man sagt, das einzige Mal in seinem Leben! — verliebt, und zwar in die schöne Mexikanerin La Huera Rodriguez. Infolgedessen erschien ihm das Aztekenreich in rosa Beleuchtung. Es ist alles nicht so arg. Dagegen soll es unten in der Tierra caliente, der heißen Gegend,

wo tropische Vegetation herrscht, ganz prachtvoll sein, vor allem in Cordoba, Jalappa. Und doch — welch ein Unterschied zwischen dem die Welt umfassenden Blick vom Palazzo Caffarelli und der Aussicht auf die bizarren, schneebedeckten Monsterkegel des mexikanischen Berglandes! Dort schöngeschwungene Linien am Horizont: die Albaner und Sabiner Berge! Wieviel wußten sie mir zu erzählen. Der interessanteste Teil der römischen Geschichte stieg von ihnen herab. Bei den Kordilleren dagegen kann sich wohl nur der Naturforscher etwas denken. Freilich sahen sie vor 3½ Jahrhundert auch ein Stück Weltgeschichte. Der erste Zusammenprall des spanisch-christlichen Fanatismus mit dem aztekischen Götzendienst war doll genug. Man kann nicht ohne Spannung den Zug des Abenteurers Cortez samt seiner braunen Doña Marina verfolgen, die um den weißen Liebhaber ihr ganzes Volk verrät, man betrachtet nachdenklich den Baum der Noche Triste und läßt dann die Blicke in die Neuzeit schweifen, nach Queretaro mit seinen drei melancholischen Steinhügeln.

Tempi passati! Statt spanischer Panzerreiter und indianischer Naturkrieger ringen heut Caballero und Yankee um die Schätze des Silberlandes, und das Resultat kann nicht zweifelhaft sein: der Sieger von gestern ist der Besiegte von morgen.

Nächstens wollen wir eine Tour nach Cuernavaca machen, aber doch erst nach dem Juli, denn jetzt ist

Regenzeit; fast jeden Nachmittag oder Abend fallen starke Güsse; dann kommen im August wieder 2—3 fast regenfreie Wochen, und nach diesen Ferien fängt das Wässern von neuem an. Im ganzen ist aber das Klima auf diesem Hochplateau milder und weniger gefährlich als auf anderen exotischen Posten. Der Dir bekannte Balkpoleff z. B., der früher in Rio de Janeiro Gesandter war, soll damals durch die dortige Hitze verrückt geworden sein und in einem Anfall von Tollheit dem Kaiser von Brasilien sein Kreditiv mit den Worten vor die Füße geworfen haben, „qu'il était las de rester à la cour d'un roi des singes et des perroquets".

Die hiesigen Früchte würden Dich entzücken; sie gedeihen natürlich nicht alle auf unserem Hochplateau, sondern wachsen meist in der Tierra caliente, von wo die Indianer sie heraufschleppen. Dieses Aroma, dieser Saft, diese mannigfaltige Süßigkeit ist einzig: Mango, Guyave, Aguacate, Sapote usw. Und dabei fällt mir ein, daß ich vorigen Mittwoch, den 14. Juli, abends 8 Uhr, mein erstes Diner gegeben habe, bei dem alle Minister mit den ersten Mitgliedern der deutschen Kolonie vereinigt waren. Ich hatte neben mir den Kriegsminister General Mejia, frühesten Jugendfreund von Juarez; er hatte von Anfang an erklärt, daß nichts übrigbleibe, als Max zu erschießen; dabei ein ganz kränklicher Mann; feines, zartes, süßliches Wesen; mir zur Rechten saß Yglesias, Minister des Innern, einer der 25 Inmaculados, die Juarez auf all seinen Irrfahrten von hier über San

Louis Potosi bis hinauf zur nordamerikanischen Grenze begleiteten.

Die eine Wand des Saales war mit zwei riesigen norddeutschen Bundesflaggen drapiert; dazwischen prangte das mexikanische Banner, in dessen Mitte der nationale Adler mit einer grünen Schlange im Schnabel während des ganzen Diners höchst unbequem auf der Spitze eines Kaktus balancierte. Das verlangt nun einmal die hiesige Heraldik so. Schon Montezuma führte als Königswappen einen Adler, der aber nicht ein Reptil gepackt hielt, sondern eine Pardelkatze.

Schildkrötensuppe, alter Sherry, Vol-au-vent aux huîtres truffées (eine sonderbare, hier beliebte Zusammenstellung) eröffneten das Menu. Beim ersten Glas Clicquot hielt ich Rede auf den Präsidenten Juarez. Minister des Innern antwortete mit Huldigung für den König. Dann ich zweite spanische Rede auf die anwesenden Minister, und nun kamen ganze Kaskaden von Toasten auf Bismarck — Humboldt — Norddeutschland — Mexiko.

Im allgemeinen ist die Reihe der kulinarischen Genüsse hier, abgesehen von den Früchten, beschränkt. Fische werden nur ausnahmsweise, meist im Winter, von der Küste heraufgebracht. Ein sonderbares Tier, welches das Volk hier gebacken oder geröstet verspeist, ist ein kleiner Molch, der Axolotl; er hat die spaßige Eigentümlichkeit, abwechselnd durch Kiemen und Lungen zu atmen. Humboldt soll ihn zuerst nach Europa

gebracht haben. Ein hiesiger Arzt verriet mir, daß dieses Wesen, ebenso wie Kuchen aus gebackenen Mückenlarven (Tortillas), bereits die Tafel des braven Montezuma geziert habe — ein Menu, welches kaum die Billigung unseres gastronomischen Freundes Raczinsky, wenn ich ihm davon erzähle, finden wird.

Mexiko, 11. August 1869.

Vorgestern gab Lerdo mir zu Ehren ein Diner. Ich fand dort alle Minister, welche sich dem üppigen Mahl und einem mexikanischen Landwein aus Paso del Norte an der Nordgrenze nicht abgeneigt zeigten. In letzterem Ort kampierte Juarez mit seinen Getreuen auf der Flucht vor den französischen Truppen. Der Wein erinnerte mich an den unvergeßlichen Vino romano. Nur Mejia, der Kriegsminister, durfte keinen Tropfen an die Lippen führen. Auch essen kann der Mann nichts, denn sein Magen ist furchtbar herunter. Er konsumierte während des Diners eine eigens für ihn bearbeitete Schokolade, von der er täglich vierzehneinhalb Tassen schlürft. Dabei ist dieser Herr, der es mit dem Erschießen anderer so leicht nimmt, ungemein zart und rührselig. So besuchte er mich kürzlich vormittags nur in der Absicht, sich etwas von mir vorspielen zu lassen. Das ist der hiesige Roon!

In der vorigen Woche, Dienstag, 3. August, abends 8 Uhr, waren die Chefs und Vertreter von sämtlichen großen deutschen Firmen — 24 an der Zahl — auf meine Einladung zu mir gekommen, um den Handelstraktat kennenzulernen und mir ihr Gutachten darüber ab-

zugeben. Man war befriedigt und einverstanden; ich hielt eine lange Eingangspauke, Goß führte das Protokoll, da die Sache einen ganz parlamentarischen Charakter hatte. Das Protokoll habe ich an Bismarck geschickt, und Ende dieses Monats wird die Unterzeichnung erfolgen. Aus einem Brief Delbrücks, den ich vorgestern erhielt, ersehe ich, daß auch die 14 von mir als Chefs der neuerrichteten Konsulate vorgeschlagenen Persönlichkeiten in der Wilhelmstraße genehmigt und die Diplome bereits vor vier Wochen dem Könige zur Unterschrift vorgelegt sind. Die Bestallungen können also noch Ende dieses Monats hier eintreffen.

Mexiko, 9. September 1869.

Deinen Brief vom Juli habe ich richtig erhalten und danke Dir herzlich dafür. Die größte Freude, die derselbe mir bereitete, war die Nachricht, daß es Dir, geliebte Mutter, wieder gut geht.

Am 28. August unterzeichnete ich mit Lerdo den Traktat; tags darauf hat ihn der englische Dampfer mitgenommen. Ende des Monats wird er wohl in der Wilhelmstraße anlangen. In zehn Tagen tritt hier der Kongreß zusammen, dem er sofort zur Genehmigung vorgelegt wird. Die ganze Sache hat mir horrende Arbeit und viel Schwierigkeiten bereitet, denn die Abneigung gegen das Ausland hat in Mexiko seit der Intervention eine fabelhafte Höhe erreicht.

In der letzten Woche des August sollte hier ein Komplott losbrechen. Ein Goldtransport war aus dem Innern eingetroffen, um nach Vera Cruz geschafft und dann nach London verfrachtet zu werden. Er lag hier 48 Stunden auf dem Schloßplatz unter freiem Himmel aufgestapelt. Ein General Negrete hatte einige Offiziere und Sergeanten der Garnison bestochen. Diese waren beauftragt, mit ihrem Bataillon den Transport zu überfallen und

bei dieser hübschen Gelegenheit Juarez und Lerdo zu stürzen. Letztere waren aber als Indianer die Schlaueren, entdeckten den Rattenkönig, und vorige Woche sind einige der Kompromittierten erschossen.

Am 14. September feiern wir im „Deutschen Hause" den hundertjährigen Geburtstag des alten Humboldt, dem ich die Festrede halten soll. Auch eine ganz neue Situation für mich, da ich mich zu diesem Zweck auf dem mir völlig fernliegenden Gebiet der Naturwissenschaft, wenigstens ad hoc, orientieren muß.

Die hiesige Geographische Gesellschaft publiziert interessante Dokumente, die im Staatsarchiv gefunden sind und den mexikanischen Aufenthalt des zweiten „Alexander des Großen" betreffen, z. B. sein Diplom als Ehrenbürger dieses Staates. In Oachaca (nebenbei bemerkt: Präsident Juarez, der Kriegsminister Mejia und sein Finanzkollege Romero sind dort geboren; ersterer in Villa Alta, im Gebirge nördlich des Orts) wohnte Humboldt einige Monate; das Haus wird noch heute nach ihm benannt. Auch über die schöne Huera Rodriguez, die ihn so heftig gefesselt, weiß ich allerhand Geheimnisse. Sie war die Tochter des Marquis San Miguel Aguajo aus Durango. Rodriguez war vermutlich ein Kalb.

Dann stand sie in Beziehungen zu dem später erschossenen Kaiser Iturbide, dessen Kinder nachträglich von Maximilian den Prinzentitel erhielten. Hochbetagt war sie noch so schön, daß sie einen zweiten Gatten,

Don A. Elisalde, fand, der, als sie starb, sich so unglücklich fühlte, daß er Jesuit wurde. Er lebt noch.

Die Eisenbahn Mexiko—Puebla ist jetzt vollendet. Nächste Woche erfolgt die feierliche Einweihung. Da Lerdo es sehr wünscht, mache ich den Schwindel dort mit. Die alte Hauptstadt der Tolteken wird dann große Festbälle und Monsterdiners sehen. Das ist aber alles dummes indianisches Zeug.

Mexiko, 9. Oktober 1869.

Guter Bruder, die Feier zu Ehren Humboldts verlief ausgezeichnet. Das „Deutsche Haus“ ist so stolz darauf, daß beiliegende Beschreibung erschien mit dem Bild des Hauses, in welchem Alexander hier gelebt und geliebt hat.

Unsere Regenzeit ist nun beendet. Die Luft ist so abgekühlt, daß manche Erscheinungen der tropischen Tierwelt sich nach einem Wechsel umsehen. Auch der farbensprühende Kolibri verläßt uns, um in warme Gegenden zu schwirren. Er liebt Wärme und Freiheit. Das Volk soll noch heut, wie in alten Zeiten, nicht an diesen jährlichen Fortzug glauben. Es sagt: „Der Kolibri schläft.“

Bei den alten Mexikanern geht die Sage, wie der Pater Sahagun berichtet, daß in der dürren Zeit diese Vögel, mit ihrem spitzen Schnabel an einem Baum hängend, vertrocknen und mit dem ersten Regen zu neuem Leben erwachen. Sie sollen nicht vom Honig, sondern von den kleinen Insekten in den Blüten leben. Mehr oder weniger kann man alle Tiere im Käfig halten, die Kolibris nicht. Schon nach 24 Stunden welken sie wie frische Blumen dahin. Die Indianer fangen sie häufig ein. So ein Käfig mit den kleinen, blitzenden Wundern der Luft ist ein

entzückender Anblick. Aber man sieht, wie sie von Stunde zu Stunde trübseliger werden, wie ihr Glanz allmählich verblaßt. Neulich kaufte ich von einem Azteken vier von den niedlichen Tierchen. Ich ließ sie aber gleich wieder fliegen, weil ich ihnen anmerkte, wie todunglücklich sie sich fühlten. Die Befreiung dieser vier winzigen Sklaven kostete per Kopf kaum 1 Real = 5 Silbergroschen.

Da ich nun keine Kolibris hüten kann, so treibe ich exotische Blumenzucht! Du wirst darüber erstaunt sein, ich versichere Dich aber, daß meine Plantage auf der Terrasse und dem offenen Korridor von Woche zu Woche großartiger wird. Sechs prachtvolle Pisange sind unablässig bemüht, immer neue majestätische Blätter, die so schön grün-durchsichtig sind, hervorzubringen; alle 14 Tage bringt jeder ein frisches Blatt zur Welt. Daneben entwickeln sich Orchideen und eine Masse der seltsamsten Pflanzen. Es geht hier ungeheuer tropisch her. Und ebenso üppig ist die Arbeit. Jeden Tag denke ich, daß ich fertig bin. Es erscheinen aber neben den frischen Pisangtrieben täglich auch neue Aktenblätter.

Mexiko, 10. November 1869.

Mein guter Wider, hier ist der Deubel los! Ministerkrisis, Spaltung des Kongresses, Zwist zwischen Juarez und seinem Minister Lerdo, meinen beiden Gönnern. Das alles macht mir den Kopf heiß, denn ich darf wegen dieses Indianerduells den Vertrag nicht aus dem Auge lassen.

Sie fragen nach den hiesigen Volkstypen und Schönheiten à la Paskutscha? Ich muß Ihnen die melancholische Mitteilung machen, daß ich bei meinem vielen Flanieren unter der indianischen Straßenbevölkerung nur ganz ausnahmsweise anmutige Gesichter finde. Zu einer von diesen Seltenheiten muß wohl die Geliebte des braven Cortez gehört haben. Die Phantasie erhält höchstens auf den Tertulias (Abendempfängen) und am Sonntagvormittag einige Nahrung, wo die sogenannte vornehme Welt in die Messe geht; dort erscheint auch die schwarze Spitzenmantilla, welche manchmal die dunklen Mandelaugen und den Elfenbeinteint eines feinen Gesichts sehr effektvoll umrahmt. Sonst sieht man die Damen der Hautevolée auf der Alameda, dort aber in Toiletten und Hüten, welche manchmal die Ironie ihrer Pariser Modistinnen verraten. Dazu —

schminken und malen sie sich kraß. Und nun erst die niedere Volée! Mittelstand gibt es nicht; gleich nach den aufgeputzten Sonntagsvögeln kommen zerlumpte Indianerinnen. Glauben Sie mir, guter Wider, wir Quiriten sind schrecklich verwöhnte Leute!

Das Wetter ist göttlich, der Himmel jetzt, nach der Regenzeit, prachtvoll — aber was hilft das alles! Mit federleichtem Herzen könnte ich — wenn es sein sollte — von hier abziehen. Aber wohin dann? Tout vient à point à qui sait attendre.

24. November 1869.

Am 25. Juni 1865 waren wir zusammen in Neapel und sahen im Theater die Verherrlichung des Todes Lincolns. Um so mehr interessierte es mich jetzt, den Staatssekretär Seward kennenzulernen, der zugleich mit dem Präsidenten fallen sollte. Der Mann hält sich schon 14 Tage hier auf, ist 68 Jahre alt und trägt in seinem Gesicht noch die furchtbaren Spuren der Dolchstiche, die ihm Lewis Payne beigebracht. Sein Sohn, der ihn begleitet, hat sogar ein Stück Schädel verloren, so daß er oben eine Silberplatte und zum Festhalten derselben immer eine Mütze trägt. Überhaupt sind Yankees und Mexikaner auf Dolch und Revolver eingerichtet; fast kein Monat vergeht ohne bestialische Szenen. Neulich schossen im Foyer des Opernhauses während einer Pause zwei Herren „aus der Gesellschaft" wie toll aufeinander. Einer blieb auf der Stelle tot liegen. Bald darauf knallte es zwischen zwei anderen beim Spiel. Das Revolvertragen ist ganz allgemein; Karten, Würfel, Weiber, Wein — immer dieselben Ursachen!

29. November 1869.

Inzwischen hatten wir vorgestern abend 7 Uhr im Nationalpalast großes Bankett zu Ehren Sewards. 330 Gäste. Das Arrangement feenhaft. Trotzdem schien es mir, als ob manchmal ein Schatten zwischen den Anwesenden auftauchte. Vieles von der Einrichtung des Saales stammt noch aus der Zeit des Kaisers Maximilian. Auch die silbernen Tafelaufsätze, die vor uns prangten, waren sein Eigentum.

Mexiko, 18. Dezember 1869.

Guter Bruder, am 9. Dezember fand — dem Staatssekretär Seward zu Ehren und natürlich auf Staatskosten — ein Ball von 1500 Personen im Großen Theater statt. Das alles ist teuer, die Opposition schreit über Vergeudung. Aber Lerdo kehrt sich nicht daran. Er ist fabelhaft intelligent und weiß, was er tut, speziell — Nordamerika gegenüber!

Das Fest war zauberhaft. Um $12^1/_2$ intimes Souper im kleinen Saal; sehr gemütlich, nur wenige Personen: Juarez, Seward, Nelson (amerikanischer Gesandter), die Minister und Präsidenten des Kongresses. Der Tisch war ein tropischer Blumenflor. Ich blieb bis $3^1/_2$, was jetzt für mich unerhört ist. Juarez war sehr gut aufgelegt. Eigentlich kann ich mir sein regungsloses, von einer schweren Narbe durchfurchtes braunes Indianerantlitz mit den stechenden Augen nur im Federschmuck vorstellen. Statt dessen trägt er altmodische Vatermörder. Wir beide trinken uns bei solchen Gelegenheiten immer recht wacker zu, was ich sonst bei der Feinheit der hiesigen Luft vermeide.

Details aus meinem Leben? Jeden Morgen 6 Uhr auf. Dann Spaziergang in der Alameda, einem großen Park, von dem ich schon jedes Blumenbeet, jede Statue, jeden der prächtigen Bäume, ja fast jeden Zweig jeden Baumes

und jeden Vogel, der darauf sitzt, kenne. Leider ist Seward, der höchst anregend war, heute abgereist. Er brachte etwas Abwechslung in das hiesige Leben. Außerdem war fabelhaft zu tun. Mit vorigem Schiff, am 10., mußte ich z. B. eine dicke Denkschrift absenden, die den Traktat ergänzen und für das Zollparlament gedruckt wird. Wenn aber in spätestens vier Wochen alles absolviert ist — dann weiß ich wirklich nicht, was ich hier noch weiter aufstellen soll. Bis jetzt kam wenigstens Ehrgeiz oder Eitelkeit ordentlich in Bewegung.

Lerdo wird mir immer interessanter; er ist sehr gescheit, liebenswürdig, kaptivierend; schade, daß er zu sehr Mexikaner ist, um alles „Versprochene" zu halten; das kennt man hier ebensowenig wie in manchen Staaten Europas. Worthalten ist eigentlich nur Sache der Söhne des Nordens. Das ist auch ein Grund, weshalb wir so groß in der Geschäftswelt von Nordamerika dastehen! Freilich gibt es dort aus Kreisen Deutschlands, die es sonst gerade nicht nötig hätten, z. B. in Neuyork, auch viele Bummler, die als Chausseefeger im Zentralpark oder dergleichen ihr Dasein fristen. In der Wallstreet ist die Goldbörse, die einem Narrenhaus gleicht; dort werden in der Minute Hunderttausende gewonnen — verloren; das Pflaster brennt unter den Sohlen; dort standen zwei junge Deutsche zusammen, ein R. und ein Baron B., beide verkommen, beide Brüder zweier meiner Bekannten. Das war hart.

Mexiko, 26. Dezember 1869.

Inniggeliebte Mutter, Weihnachten haben wir hier ganz deutsch mit leuchtendem Tannenbaum gefeiert. Am 24. hatte ich bei mir Bescherung. Gestern abend schöne Feier in der deutschen Kolonie. Dabei Sonnenschein, blauer Himmel, blühende Bäume wie bei uns im Mai! Im Garten leuchten aus dem Grün noch immer Erdbeeren; Veilchen duften, als ob wir mitten im Frühling lebten. Das alles ist wundervoll. Und doch bin ich mit meinen Gedanken fortwährend in Europa.

Mein Traktat ist noch immer nicht ganz im reinen. Bis zum November konnte der Kongreß sich nicht äußern, weil ich Ende Oktober infolge einiger Bemerkungen Delbrücks genötigt war, ein Zusatzprotokoll mit Lerdo zu vereinbaren, welches erst am 26. November abgeschlossen werden konnte.

Dann wurde Francisco Zarco, der Präsident der Kongreßkommission, welche das nächste Urteil über den Traktat abzugeben hat, krank und ist vor wenigen Tagen gestorben. Also neuer Aufschub. Jetzt aber hoffe ich ganz sicher, daß die Geschichte in 8—10 Tagen in den Kongreß kommt.

1870

Mexiko, 10. Januar 1870.

Mein guter Wider, nun will ich Ihnen also etwas erzählen; ich habe heute an Bismarck geschrieben, er möchte mir 4—5 Monate Urlaub zu einer Reise nach Europa erteilen, und Delbrück habe ich um Kabel gebeten, damit ich, wenn Otto einverstanden, schon heute über 8 Wochen von hier aufbrechen kann. Mein Traktat wird nächstens im Kongreß angenommen; ich habe die Faiseurs höllisch bearbeitet, und wenn das Ding vorbei ist, so muß ich Rom, Berlin, meine Mutter, meine Geschwister, Wilhelm Wider, Liszt, Otto Russell und tausend andere gute Bekannte begrüßen, und wenn ich alle wiedergesehen habe — dann kann ich auf meine hiesige Galeere zurückkehren.

Evviva la Locanda d'Inghilterra, wo ich wohnen werde.

Mexiko, 31. Januar 1870.

Teure Mutter, daß mein Traktat noch vor dem 21. d. M., dem Schluß des Kongresses, zur Debatte und Annahme gelangen würde, hatten die Faiseurs dieser hohen Versammlung mich versichert. Vorderhand war demnach hier nichts zu versäumen.

Also trat ich mit einigen sehr vergnügten Deutsch-Mexikanern eine Reise in die Tierra caliente, die eigentliche Tropengegend an, nach der berühmten Höhle von Cacahuamilpa.

Auch diesmal wieder — wie es mir schon so oft in Italien erging — erfolgten von allen Seiten bestgemeinte Warnungen vor Räubern, Wegelagerern und Überfällen. Das hielt uns aber nicht ab. Wir hatten zwar keinen Liszt, der uns, wie dazumal in Rom, für den Fall einer Gefangennahme durch Briganten, ein Wohltätigkeits- oder vielmehr Befreiungskonzert arrangiert hätte, dafür waren wir stark bewaffnet, und um nötigenfalls Eskorten zu erhalten, hatte mir mein brauner Freund, der Kriegsminister Mejia, ein Schreiben an General Leyva, Gouverneur von Cuernavaca mitgegeben. Dorthin waren, was ebenso wichtig

war, auch allerhand köstliche Nahrungsmittel vorausgesandt.

Nach solchen Vorbereitungen konnten wir alle der Zukunft vertrauungsvoll ins Auge blicken; sie entwickelte sich aber so schön, daß diese sieben Tropentage mir unvergeßlich bleiben werden.

Am 12. Januar, morgens 6 Uhr, nach einer sehr fidelen Chocolatita bei dem Hauptarrangeur der Partie, Luis de Vivanco, fuhren wir ab. Die ganze Gesellschaft war gespickt mit Revolvern und Rifles. Anfangs fährt man in der Ebene. Das Plateau der Stadt Mexiko selbst — im Vergleich mit umlagernden Bergen eine Niederung — erhebt sich schon 7470 Fuß über dem Meer. Nach zwei Stunden geht es aber noch weiter bergauf, da man, um in das Nebental von Cuernavaca zu kommen, die Cruz del Marques erklimmen muß — 2360 Fuß höher als Mexiko, also fast 10000 Fuß über der Meeresfläche.

Auf der Cruz regiert Nadelholz und mitunter empfindliche Kälte. Oben ragt noch das steinerne Kreuz, welches Cortez hier errichten ließ zur Erinnerung an jenen denkwürdigen Augenblick, wo er von dieser Stelle zum erstenmal die Ebene der Residenz Montezumas erblickte. Er bekam später von Karl V. den Titel Marques del Valle de Oachaca. Daher der Name: Kreuz des Marquis.

Eine Stunde Wegs hinter der Cruz senkt sich die Straße wieder — diesmal 5700 Fuß. Allmählich ver-

liert sich das ernste Nadelholz, die leichtsinnigen Tropenbäume treten hervor — das lichte Grün siegt, und ganz plötzlich sieht man das Tal von Cuernavaca wie eine goldene Aue vor sich liegen; um so majestätischer treten links die Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl hervor. Der ewige Schnee auf ihren Spitzen und Kuppen bildet einen eigenen Kontrast zur Gluthitze, welche das Piedestal beider Berge umschmort und, je weiter es bergab ging, immer fühlbarer wurde.

Als wir gegen 3 Uhr in Cuernavaca ankamen, war unsere erste Sorge, uns hochsommerlich zu kleiden (Mitte Januar!) und alsbald die Bekanntschaft von Doña Petra zu machen, deren Fonda (Speisehaus) uns schon in Mexiko empfohlen war.

Glücklicherweise war auch der Transport mit den Vorräten schon eingetroffen. So gestaltete sich nach der eisig-schwülen Bergfahrt das Abendessen doppelt harmonisch.

Von Cortez sowohl wie von Kaiser Max war Cuernavaca in große Affektion genommen. Die Herren hatten recht: die Stadt ist höchst malerisch, ein gemütliches Eutin, aber hügelig und in die Pracht der Tropenwelt übersetzt, mit altem Schloß und pittoresken Kirchenfassaden. Die Straßen bieten köstliche Fernsichten auf die fruchtbare Ebene und die blauen Bergketten, aus denen die zwei beschneiten Vulkane gebieterisch emporsteigen.

Am Ende der Stadt, am Abhange einer tiefen Barranca, hat vor vielen Jahren ein Bergwerksbesitzer Laborde, der ebenso reich wie verschwenderisch war, einen Garten mit Grotten, Bassins, Säulenhallen und Laubengängen angelegt. Hier vermählt sich dem Prunk des altspanisch-maurischen Geschmackes die ganze Pracht der indianischen Flora: Palmen, Kaffeebäume, Bananen, Aguacates, Rosen, Orangen, Mangos, Magnolien — das alles wuchert unter balsamischen Düften durcheinander, und obgleich die Anlage verwildert und verwahrlost liegt, hat es doch einen hohen Reiz, in diesem stillen Tropenpark umherzuwandeln, an dessen Blütenpracht die unermüdliche Natur auch in den Wintermonaten emsig weiterschafft. Hier hat Kaiserin Charlotte mit Vorliebe geweilt. In diese weltferne Umgebung flüchtete sie schließlich vor den Enttäuschungen und dem tödlichen Glanz der mexikanischen Herrscherkrone...

Maximilian ließ sich hier ein Gartenhaus einrichten und in dem etwa eine Stunde entfernten Indianerdorf Acapantzingo eine kleine Villa bauen. Sie wurde nie vollendet und liegt jetzt verlassen.

Der Morgen des 13. sah uns staunend vor dem majestätischen Wasserfall San Antonio. Am folgenden Tag früh trabte die Kavalkalde weiter.

Rings war noch alles pechdunkel. Am fernen Horizont flimmerte das südliche Kreuz, auf das wir, wie die heiligen drei Könige auf den Stern, zuritten.

Ein kräftiger Maulesel mit dem Küchenvorrat — ein sehr beruhigender Anblick — trabte neben uns.

Nach fünfstündigem Ritt empfing uns in der Hazienda (Plantage) Miacatlan der freundliche Don Eduardo Unda, dem wir empfohlen waren, mit einem Imbiß, der unserem vierfüßigen Marketender den Genuß gewährte, sich um einige Flaschen Rotspon erleichtert zu sehen, denn die gastfreien Herren Mexikaner haben für den Besuch stets Überfluß an Speise, aber keinen Trank, weil sie selber nichts vertragen können.

Um 4 Uhr setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Gegen 7 Uhr, bei rundestem Vollmond, hielten wir vor der Hazienda eines Don Manuel de la Peña, der uns gleichfalls auf das freundlichste aufnahm.

Am nächsten Morgen ging es durch einen tiefen Bach, dann klommen die wackeren Rosse „einen steilen Berg hinan". Kaum waren wir oben, so erhob sich in funkelnder Pracht die Sonne und beleuchtete ein zauberhaftes Tal, dessen Hintergrund die beiden rosigen Gletscher der Vulkane bildeten.

Gegen 9 Uhr trabten wir durch die hüttengesäumte Straße von Cacahuamilpa. Der Ortsrichter hatte bereits die amtliche Empfehlung erhalten und trommelte sofort die ganze Dorfschaft zusammen. Etwa 30 Kerls und Jungens stürzten mit Fackeln herbei. Man kommt nur hierher, um die berühmte Höhle zu besuchen.

Abermals wurde der Maulesel von einem Teile seiner Bürde befreit, was ihm, dem Spitzen der Ohren nach zu

schließen, ungeheure Freude machte. Dann ging es an die Höhlenarbeit.

Humboldt hat diesen Erdbau noch nicht gekannt. Er ist etwa vor 20 Jahren entdeckt, angeblich durch jenen Don Manuel de la Peña, Besitzer von Actopan, bei dem wir übernachteten.

Man kann stundenlang Promenaden in dieser Unterwelt machen. An das Ende scheint noch niemand vorgedrungen zu sein. Während der Regenzeit wagt man sich überhaupt nicht hinein, weil beim Durchsickern des Wassers leicht Teile der oberen Wölbung herunterstürzen; die Stalaktiten sind hier nicht so brillant wie die in der Höhle von Matanzas auf Kuba. Dafür ist die Ausdehnung der Grotten großartiger. Ihr Umfang und die Höhe der einzelnen Gewölbe ist staunenerregend. Unsere 30 Indianer huschten in ihren weißen Kleidern wie Gnomen durch dies ungeheure Inferno, aber ihre roten Fackeln verbreiteten nicht genügendes Licht. Losgelassene Raketen erreichten kaum die Deckenwölbung. Und die bengalischen Flammen, die wir abbrannten, brachten erst umfassende Helligkeit hervor, als sie gleichzeitig an verschiedenen Punkten emporzischten.

Gegen 3 Uhr nachmittags verließen wir trotz Höhe der Sonne den Ort, um noch rechtzeitig in Cocoiotla einzutreffen, einer durch Schönheit ihrer Lage und ehemalige Pracht der Einrichtung bekannten Hazienda, die aber jetzt, wie so manche andere, verödet liegt.

Ein zweistündiger Ritt brachte uns auf die Höhe. Dann erblickten wir das anmutige Tal der Ansiedlung. Ein kleiner Fluß plätschert durch die Niederung — in Mexiko stets ein wichtiger Anblick, weil hier Bäche zu den rarsten Seltenheiten gehören und hoch im Preise stehen.

Von den Gebäuden der Hazienda war anfangs nichts zu sehen. Bald aber tauchte aus schattigen Palmengruppen die Barocksilhouette des Glockenturms empor. Und mit dem sinkenden Tag hielten unsere Pferde wie von selbst vor dem alten Portal.

Den ganzen Garten durchziehen breite Alleen von hochstämmigen Orangenbäumen, fast erdrückt von ihrer paradiesischen Last. Im letzten Sonnenstrahl glänzte der Boden, besät mit herabgefallenen Orangen, die hier wegen ihrer Fülle fast gar keinen Wert haben; man braucht nur den Ast eines dieser majestätischen Stämme zu schütteln, um die reichste Ernte von Früchten zu halten, wie ich sie so saftig nur in Syrakus gefunden habe. Über dieser Pracht wiegen sich hoch in den Lüften die Kronen von Kokospalmen (daher der Name Cocoiotla), während als Unterholz die Banane mit ihren breiten hellgrünen Blättern Schatten spendet. Ihnen sind die Kaffeestauden anvertraut. Der Kaffee verlangt nämlich einen starken Wärmegrad, gedeiht aber mit Vorliebe unter dem Schutz der Banane. Nachdem ein jeder von uns (nach Petersburger Preisen) für etwa 10 Silberrubel Orangen verzehrt hatte, für die aber die generöse Summe von un-

gefähr 5 Silbergroschen entrichtet wurde, verließen wir Cocoiotla.

Die Sache wurde jetzt sehr pikant oder, wenn man will, überschwenglich schön. Auf dem Talgrund und den benachbarten Höhen lag das zauberhafte Licht des Vollmondes. Die Tageshitze war geschwunden; an ihre Stelle trat die laue Luft einer deutschen Julinacht. Und zugleich begann in der ganzen Natur, nah und fern, ein Singen und Summen — ein Sphärengesang, wie er die Baumkronen unserer Linden zur Zeit der Blüte erfüllt.

Während einiger Minuten führte uns der Weg durch die geheimnisvolle Stille eines Indianerdorfs. Der Abend brach herein. Rechts und links von der Straße ließen Bananenbüsche kaum die dazwischen versteckten Hütten der Eingeborenen erkennen. Aus den durchsichtigen Rohrwänden schimmerten hier und da die Feuer, auf denen primitive Speisen geröstet wurden. Der rötliche Schein kämpfte oft vergeblich mit dem Mondlicht, das immer mächtiger hervortrat und die schönen Fächerformen der Musen geisterhaft vergrößerte.

Allmählich bemächtigte sich unserer Gesellschaft, bei der sonst keine besondere Neigung zur Sentimentalität vorhanden war, eine so bukolische Stimmung, daß lange Zeit niemand sich zum Sprechen aufgelegt fühlte, während die Tagesritte es an Unterhaltung und schlechten Witzen aller Art nicht hatten fehlen lassen.

Mitten hinein in diese lyrische Ruhe fiel dann aber plötzlich mit seiner ganzen Breite der leidige Materialismus des 19. Jahrhunderts.

Wir hatten Actopan erreicht. Unsere Pferde sehnten sich nach Ruhe. Aber die Kisten unseres braven Maulesels waren mehr zu seiner als zu unserer Freude leer, wohl aber hatte Luis de Vivanco aus seinem Keller vorsorglich einen Reservefonds in Miacatlan deponiert. Und die müden Rosse? Doch alles drängte weiter. Und statt noch einmal den edlen Don Manuel de la Peña zu überfallen, ging es nun in flottem Trabe nach Miacatlan auf einem Richtwege, den die vorauflaufenden Führer angaben.

Es war ½9 Uhr, als wir dort anlangten, gerade die Zeit, wo Don Eduardo Unda sich behaglich zum Nachtessen anschickte.

Wir haben es brüderlich mit ihm geteilt und dann wie die Bären geschlafen.

Am nächsten Tag begleitete uns die Sonne auf einem sehr beschwerlichen Weg über Sochicalco, wo noch Ruinen eines Palastes von Montezuma stehen. Drei steile, steinige Barrancas (ausgetrocknete einstige Flußbetten), die wir um 12 Uhr in sengender Tropenglut passierten, sind in der Erinnerung scherzhafter, als sie es zu jener Mittagszeit waren.

Um 3 Uhr hielten wir unseren Triumpheinzug in Cuernavaca.

Tags darauf war Ruhe. Und als wir uns am Abend dieses 17. Januar zum letztenmal bei Doña Petra ver-

einigten, erhielt ich ein Telegramm, worin mir mitgeteilt wurde, daß der Kongreß am selben Nachmittag den Traktat genehmigt habe.

Das rundete die ganze Fahrt sehr gut ab.

Früh am anderen Morgen 3 Uhr blitzten die Sterne, als wir die Heimfahrt antraten.

Diese Tage waren die reizendsten, die ich seit Rom verlebt habe.

5. Februar 1870.

Guter Bruder, am 2. Februar 1870 erhielt ich Deinen Brief vom 6. September 1869! Statt nach Mexiko zu gehen, ist dieses reiselustige Dokument nach Valdivia in Chile gefahren, von wo das Konsulat es mir jetzt pünktlich zustellt.

Im Innern des Landes sind die postalischen Verhältnisse noch toller. Dazu kommen die ewigen „Putsche" gegen die Regierung. Jeder selbständige Provinzkommandant — manchmal auch ein Advokat (Juarez) — fühlt hier von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, den jeweiligen Präsidenten für einen Feind des Vaterlandes zu erklären und sich selbst dem hohen Adel und wohllöblichen Publikum als passenden Nachfolger zu empfehlen. Das nennt man hier dann sehr melodisch: „Pronunciamiento". Auf diese Weise haben im Lauf von 40 Jahren (bis 1855) 36 Präsidenten einander abgelöst, die sich mitunter auch Diktator oder Kaiser (Iturbide) nannten, und von denen jeder nach der Verfassung eigentlich 8 Jahre hätte regieren müssen. Dabei hat die Regierungsform in 35 Jahren zweiundzwanzigmal gewechselt.

Auch jetzt wieder ist im Innern „hinter den Bergen" eine Revolution im Entstehen begriffen.

Mexiko, 21. Februar 1870.

Teure Mutter, mit dem letzten Brief sandte ich Dir einen Reisebericht über meine Cuernavacareise. Inzwischen habe ich schon wieder einen interessanten Ausflug unternommen, und zwar nach Pachuca und Real del Monte, zweien der wichtigsten Minenplätze Mexikos.

Am Montag, 14. d. M., früh ½8, dampfte ich mit Vivanco und Bourjau ab. In Ometusco verließen wir die Eisenbahn und langten mit Eilwagen gegen 4 Uhr in Pachuca an, wo wir in der Casa de Diligencias abstiegen.

Dieser Ort ist von hohen Bergen eingefaßt, in denen unaufhörlich gearbeitet wird, um Silberschätze zu heben.

Die größte Minenanlage ist im Besitz einer Aktiengesellschaft, welche auch in dem nahegelegenen Real del Monte umfangreiche Berg- und Hüttenwerke besitzt und nach diesen „Compañia del Real del Monte" heißt. Sie bestand ursprünglich aus Engländern, welche den Grund zu dem großartigen über- und unterirdischen Betrieb legten: dabei machte das Unternehmen Bankrott und überließ die sämtlichen Etablissements vor etwa 20 Jahren einer mexikanischen Kompanie, die in der Hauptstadt selbst ihren Sitz hat.

Der Gesamtwert der jetzigen Anlagen in Pachuca, Real del Monte, Velasco und Regla wird auf 14 Millionen Pesos (ungefähr 17 Millionen Reichstaler) veranschlagt. Ich habe in diesen Tagen so viel Silber gesehen, wie zusammen während meines ganzen Lebens nicht.

Der Direktor der Minen, Mello, ein Spanier, wohnt in Pachuca. Unter seiner Leitung, begleitet von 2 englischen Ingenieuren der Kompanie, traten wir am folgenden Morgen unsere Minenreise an.

Das erste Werk, das wir besichtigen sollten, war San Rosario. An dieses schließen sich, durch Korridore verbunden, Santa Sophia, San Pedro, Guatimotzin u. a.

Wir mußten nun zunächst uns der Anzüge entledigen und dafür dicke wollene Hemden und Hosen anlegen, über die dann noch leinene Jacken und Beinkleider gezogen wurden; die Wolle wegen des scharfen Temperaturwechsels in den verschiedenen Minen; die leinenen Kleider als Schutz gegen Staub, Nässe usw.

Um 9½ Uhr waren wir marschfertig. Auf dem Kopf hatte jeder einen breiten dicken Hut, an welchem beim Klettern die Grubenlichter (einfache Talglichter, nicht Lampen) mit nassem Lehm angeklebt wurden. Wir sahen alle so verdächtig aus, daß ich keinem Fremden geraten haben würde, uns in einem einsamen Walde zu begegnen.

Einen solchen „Lichthut" hatte sich Michelangelo verfertigt, um nachts, wenn er in schlaflosen Stunden an der „Grablegung" schaffte, diejenige Stelle des Mar-

mors, an der er gerade arbeitete, zu beleuchten. Er nahm gleichfalls ein Talglicht, weil dieses nicht tropft.

Jene Gruppe, welche eine Inschrift als „letztes Werk" des Künstlers bezeichnet, steht unvollendet in Florenz unter der Kuppel der Santa Maria del Fiore. (So genannt nach der Lilie, dem Wappen der Stadt.)

In verschiedenen Absätzen stiegen wir auf schmalen Leitern 500 Varas (1 Vara = 3 Fuß) tief in die Unterwelt hinab und sind dort fast 6 Stunden geblieben. Nur selten machen Ausländer diese Grubenexpedition in solchem Umfange. Gegen 12 Uhr waren wir alle aber auch so ermüdet, daß uns das Frühstück in der Mine Santa Sophia recht geschlichen kam. Wir nahmen es beim flackernden Licht unserer Talglichter in einer ventilierten Nische. In den Gängen selbst darf die Kommunikation nicht gestört werden. Sie sind teils mit Schienen belegt zum Transport der Erze, die dann an bestimmten Haltestellen durch mächtige Maschinen hinaufgeschafft werden, teils von eisernen Röhren oder offenen Rinnen durchzogen, aus denen das Wasser vermittels riesiger Pumpwerke hinausbefördert wird. Geschieht das nicht, so laufen die Minen voll und können nicht mehr ausgebeutet werden. Von Zeit zu Zeit dröhnt das Sprengen des Gesteins wie Donnerschläge durch das Dunkel. Die Luft ist so dick, daß künstlich ventiliert wird. Wo dies fehlt, wie z. B. in der neuen Mine Guatimotzin, herrscht solche Hitze, daß die Bergleute nackend arbeiten.

Das Ganze war sehr angreifend, und als wir um 3 Uhr wieder ans Tageslicht kamen, gestanden wir uns, daß wir diese halsbrecherische Expedition nicht zum zweitenmal unternehmen möchten, die Eindrücke uns aber unvergeßlich bleiben würden. Wir waren fast 6 Stunden unterirdisch fortwährend gestiegen, geklettert, gekrochen. Eine prachtvolle Silbererzstufe, welche mir der Direktor überreichte, werde ich, wenn mein Urlaub durchgeht, Antonelli für seine Sammlung edler Steine nach Rom mitbringen als Beweis, daß ich in der mexikanischen Unterwelt seiner gedacht habe.

Etwa 500 Indianer schaffen in der Tiefe „Tag und Nacht" — wenn man diesen Ausdruck für das Innere der Erde anwenden kann. Die einen schleppen Erzblöcke, andere hämmern am schwarzen Gestein und legen die glänzenden Adern bloß, in denen das Silber steckt; dritte sind beim Pumpwerk oder beim Hinaufwinden des Erzes tätig. Die nacktbraunen Gestalten mit dem straffen schwarzen Haar bilden einen eigentümlichen Kontrast zum blitzenden Mammon, der durch ihre Anstrengungen dem Gestein entrissen wird und dann, gemünzt, die Kulturwelt überflutet — zum Guten und Bösen.

Und diese ganze schwere Arbeit geschieht im Halbdunkel, beim trüben Schein schwelender Talglichter, in dumpfer, feuchter Atmosphäre, welcher selbst der Kräftigste nicht lange Zeit widersteht. Dafür ist freilich der Lohn hoch, zum Erwerb aber bringt es hier niemand; der ganze hiesige Arbeiterstand ist von Haus aus demo-

ralisiert. Während der deutsche Bergmann sich im allgemeinen durch Nüchternheit und frommen Sinn auszeichnet und unsere Minenorte die Stätten der Gottesfurcht und Solidität sind, gelten in Mexiko wie in sämtlichen ehemals spanischen Kolonien die Bergwerke für Pflanzschulen aller Verbrechen. Was hier der Arbeiter in der Woche verdient, muß am Sonnabend vertrunken, verspielt und verjubelt werden. Raub und Totschlag sind an der Tagesordnung; das wüsteste Treiben herrscht sowohl in Pachuca wie in Guanajuato, Zacatecas und anderen Minengegenden. Unsere Begleiter versicherten uns, daß mehr als ein halbes Dutzend der Arbeiter, die wir sahen, bereits die verschiedensten Mordtaten ausgeführt hätten.

Die Gegend ist so unsicher, daß die Kompanie eine Garde von 80 Mann unterhält, von denen jeder die Woche 10 Pesos (12 Reichstaler) erhält. Alles ausgesuchte und erprobte Leute. Der sonst so friedliche Señor Mello führt bei Ausritten ein förmliches Waffenarsenal bei sich und ist stets von 4 bis 6 Gardisten begleitet — eine sonderbare Art, das Leben zu genießen.

Als wir uns von der Minenexpedition etwas erholt hatten, ritten wir (auf dem Rückweg nach Pachuca) nach einem der Hüttenwerke der Kompanie, einer sogenannten Hacienda de beneficio, wo das Silber aus dem Erz geschieden wird.

Der Holzmangel gestattet hier nicht, wie bei uns, die Anlage vieler Schmelzöfen. Der Schmelzprozeß wird in

Mexiko meistens durch das Amalgamieren der Erze mit Quecksilber ersetzt, eine Prozedur, die schon zu Ende des 16. Jahrhunderts in Pachuca von einem Bergmann namens Bartholomeus von Medina erfunden wurde.

Man stampft die Erze zu Staub, vermischt diesen mit Wasser und Quecksilber und läßt den ganzen Brei in große runde Tennen laufen, die etwa einen Fuß tief ausgehöhlt sind. Dort wird die Masse 30 bis 40 Tage lang durch Maultiere zusammengetreten: nach Ablauf dieser Frist haben sich alle Silberteile — infolge innerer Wahlverwandtschaft — mit dem Quecksilber vermischt, und zwar in so fester Form, daß sich dieses Amalgam völlig absondern läßt. Durch Filtration wird dann wiederum das Quecksilber ausgeschieden. Dadurch bleibt das reine Silber zurück und geht nun, zu Barren verarbeitet, in die Münze, um sich in unglaublich kurzer Zeit in Geld zu verwandeln. In 24 Stunden kann dort 1 Million Pesos hergestellt werden.

Mit der untergehenden Sonne nahm auch der Mammonkultus, dem wir vom frühen Morgen an gehuldigt, sein Ende.

Nun ging es zur Tafel bei Mello, der einen prachtvollen Palast bewohnt, einen Gehalt von 20 000 Pesos (25 000 Reichstalern) bezieht und zugleich das Talent hat, diese durch die wäßrige Prozedur gewonnenen Silbermünzen auf die vortrefflichste Art von neuem „flüssig" zu machen.

Am anderen Morgen trugen uns die kräftigen mexikanischen Pferde, unter einer Eskorte von 6 Garden, den schönen Weg hinan, der — fast wie eine kleine Gotthardstraße — nach Real del Monte führt. In Velasco (auch eine Hacienda de beneficio der Kompanie) wurden beim englischen Administrator wackere muttonchops in Angriff genommen, dann die großartigen Anlagen besichtigt und zurück nach Pachuca geritten, wo Mello abermals den liebenswürdigen Amphitryon spielte.

Am nächsten Morgen, früh um 6, ging es mit Diligencia nach der Station Ometusco. Da die Straße seit 24 Stunden unsicher sein sollte, hatte Mello uns eine berittene Eskorte von 8 Mann mitgegeben und außerdem auf der Imperiale 3 Mann postiert, deren Henry-Rifles im Fall eines Angriffs die erforderlichen Dienste geleistet haben würden — in erster Linie wohl auf Kosten dieser exponierten Wachen.

Inzwischen sind abermals Regierungstruppen ins Innere abgegangen, um die Revolution im Keim zu ersticken. Ich hoffe dringend, daß das in Mexiko stets unter der Asche glimmende Feuer eines Bürgerkrieges diesmal keine größeren Dimensionen annimmt und mir nicht etwa einen Strich durch den Urlaub macht!

Mexiko, Sonntag, 27. Februar 1870.

Guter Wider, soeben von einer Minenexpedition ins Innere Mexikos zurückgekehrt, finde ich die neuesten Nachrichten vor: die Revolution ist niedergeworfen, die Kerls, die mir meinen Urlaub stören wollten, sind furchtbar zusammengehauen. Diese ganz uninteressanten Desperados, von denen die einen stets etwas wollen, wegen dessen sie von den anderen über den Haufen geschossen werden, um dann wieder denselben Firlefanz mit umgekehrten Rollen von neuem anzufangen — die stören also meine Abreise nach Europa nicht mehr. Ich war von dieser Nachricht so beglückt, daß ich sofort zu Freund Lerdo stürzte, um ihm über den Sieg der Regierung meine unbändige Freude auszudrücken, die in diesem Fall wirklich von Herzen kam. Wenn er übrigens nicht so viel Werg am Rocke hätte, wäre er ein ganz famoser Kerl: intelligent, amüsant und stets mit Liebeshändeln beschäftigt.

Heute ist der englische Steamer fällig, der mir das Urlaubstelegramm bringen soll!

Noch ist freilich keine Nachricht aus Vera Cruz hier oben, welche die Ankunft des Schiffes meldet. Ich bin in höllischer Aufregung! Wie viele Telegraphistenkon-

fusionen können passieren auf dem Wege von der Wilhelmstraße nach Neuyork und von da bis Habana! Wenn das Ding eine Minute zu spät in Habana (nach Abgang des Dampfers) eintrifft, muß ich von neuem 14 Tage warten, bis zum nächsten Steamer!

Wir haben hier nun schon wieder vollen Sommer. Alles grünt, und vorgestern sind auch die ersten Schwalben und Kolibris aus ihrer Wintervilleggiatur zu uns zurückgekehrt. Das alles läßt mich jetzt aber kalt. Ich wünsche nur, ich könnte wie sie bald der Heimat zueilen.

12¾ nachts.

Soeben Telegramm: Urlaub bewilligt! Donnerwetter! Nun schreibe ich Ihnen von hier nicht mehr. Meine Effekten gehen morgen nach Vera Cruz; die Diligence nimmt nur kleine Koffer, das Gros bleibt auf Maultieren 8 bis 12 Tage unterwegs. Am 10. folge ich selbst, schiffe mich am 13. in Vera Cruz ein und nehme in Habana (24. März) Hamburger Steamer. Herrlich! Wenn ich nicht ertrinke, sehen wir uns bald wieder. Und dann verleben wir in Rom mit allen unsern weltlichen und geistlichen Freunden göttliche Tage!

Mexiko, 8. März 1870.

Meine teure Mutter, übermorgen verlasse ich die Hauptstadt. Am 13. d. M. schiffe ich mich auf „Washington“ in Vera Cruz ein.

Vorigen Sonnabend, 5. d. M., gab Lerdo mir ein glänzendes Abschiedsdiner, dem alle Staatsminister und Juarez selbst beiwohnten. Juarez geht sonst nicht auf Diners; nicht einmal während der Anwesenheit des nordamerikanischen Staatssekretärs wich er von dieser Gepflogenheit ab. Außerdem waren alle meine besten deutschen und anderen Bekannten eingeladen, die ich selber dem guten Lerdo hatte bezeichnen müssen. Es fehlte nicht an gerührten Toasten und mexikanisch-stürmischen Akklamationen.

Nun werde ich bald das Glück haben, meine teure Mutter zu umarmen.

Berlin, 2. April 1870.

Guter Bruder, die 5714 Seemeilen sind glücklich überwunden. Ich bin gleich furchtbar ins Feuer gekommen: Regierung ist mit meinem Vertrag ganz zufrieden, aber Handelskammer in Hamburg und Bremen machen noch einige Einwendungen. Deshalb muß ich schon heute nach Bremen als Apostel meines Traktätchens, da in vier Tagen das Zollparlament darüber abstimmen soll.

Ich kam gerade im allerletzten Moment, um noch nach rechts und links Aufklärung zu geben. Delbrück und Philippsborn teilen in einigen strittigen Punkten ganz meine Auffassung. Mit ersterem, Camphausen und Krüger gestern im Klub interessantes Diner.

Hoffentlich tritt bald Ruhe ein. Dann gehe ich erst nach Lübeck-Rodensande und nachher gleich über die Alpen.

Berlin, Pfingstdienstag, 7. Juni 1870.

Mein guter Wider, bis Triest war ich — wenn auch entfernt von Rom — doch noch unter italienischem Himmel. Miramare tauchte wie eine weiße Fata Morgana aus den blauen Fluten — wie eine strahlende Erinnerung an Maximilian. Der Wechsel im Menschenschicksal konnte nicht deutlicher vor Augen geführt werden. In Wien empfing mich graues Gewölk und Regen, in Berlin Winterkälte, Nässe, Ungemütlichkeit — kurz, ich bin jetzt gerade so weit wie im Februar 1869, wo ich Rom verließ. Nach diesen drei paradiesischen Maiwochen! Ich bin höllisch melancholisch!

Den Kronprinzen sah ich in Potsdam und erzählte ihm, welchen Eindruck seine Tagebücher auf Sie gemacht. Er erkundigte sich angelegentlichst nach Ihnen und Ihren neuen Werken.

Meine nächsten Pläne kenne ich selbst noch nicht. Vorgestern abend war ich bei Bismarck, der morgen nach Varzin geht, wohin er mich eingeladen hat. Ich denke, ihm nächste Woche dorthin zu folgen und mich Ende dieses Monats in Hamburg oder Southampton wieder einzuschiffen!

Im Hafen von Havre,
Freitag, 8. Juli 1870.

Teure Mutter, wir hatten eine prachtvolle Fahrt; Meer glatt, Himmel blau, Sonne strahlend. In Hamburg interessantes Diner bei Herrn Bonne, der so freundlich war, 25 Mexikaner für mich zu vereinigen.

Auf der „Westfalia" fand ich eine Menge bekannter Gesichter wieder, u. a. den Steuermann Martin, der im Winter in Eutin war und sich rühmte, Herrn von Schlözer auf „Rodensande" im Schlitten gesehen zu haben! Es sind 400 Auswanderer an Bord; heute werden von Paris noch viele „feine" Passagiere erwartet.

Und nun lebe wohl, meine gute, teure Mutter! Laß mich recht bald Nachricht von Dir erhalten! Vielleicht schreibst Du schon am 13. d. M.? Dann weiß ich bei meiner Ankunft in Mexiko, wie es meiner guten Mutter Mitte dieses Monats ging.

Im Hafen von Havre, an Bord der „Westfalia“,
Freitag, 8. Juli 1870.

Am Festlande fand ich nicht Zeit, lieber Wider, Ihre himmlisch unvergeßlichen Zeilen vom 13. v. M. zu beantworten. Die Geschichte Stroganows ist riesig amüsant. Ich erhielt den Brief im Hotel du Nord in Berlin, als ich am 21. v. M. von Varzin zurückkehrte, wo Bismarck und Frau vier Tage hindurch ihre ganze Liebenswürdigkeit entwickelt haben. Mit ihm allein habe ich täglich stundenlange Promenaden in seinen Forsten gemacht und dort eigentlich erst die Weltgeschichte von 1866—70 kennengelernt.

Bereits am 22. Juni war ich in Ems, um mich beim König zu verabschieden.

In Baden-Baden blieb ich zwei Tage, um auch der guten Königin Lebewohl zu sagen und mit Flemming von Rom zu schwärmen. Dann zwei Tage in Weimar, wo Liszt die Wagnergemeinde Deutschlands und Frankreichs von der Kunstmäzenin Schleinitz bis zum kritischsten Rezensenten um sich versammelt hielt. Nach einem sehr fidelen Diner bei Meyendorff abends Tannhäuser mit Niemann und der Mallinger in seltener Voll-

endung. Dann musikalisches und Champagner-Gelage mit Liszt.

Am 1. Juli feierten wir in Lübeck den 84. Geburtstag meiner Mutter. Am 6. verließ ich mit der „Westfalia" Hamburg. Nun ist die Herrlichkeit vorüber, und morgen geht's wieder in die öde ozeanische Wasserwüste, wo ich Zeit haben werde, über die schönen römischen Wochen und so viele andere Eindrücke nachzudenken.

Daß Sie vielleicht Lübeck besuchen, ist reizend von Ihnen. Wenn Sie mir einen großen Gefallen erweisen wollen, so melden Sie Ihre Ankunft meiner Mutter vorher, da wir nach Möglichkeit alle plötzlichen Überraschungen vermeiden und sie auf alles vorzubereiten suchen. Wie fidel, wenn ich Sie in unserem hanseatischen Nürnberg herumführen könnte, dessen prachtvolle Backsteinarchitektur allen Städten der europäischen Nordküste den Rang abläuft. Aber dann sitze ich schon wieder in meinem Aztekennest, falls nicht der Ozean, der Vomito oder die zwischen Vera Cruz und Mexiko stets angenehm beschäftigten Briganten mich samt Ratifikation schon vorher gepackt haben.

An Bord der „Westfalia“,
Sonntag, 17. Juli 1870.

41° 47′ nördlicher Breite,
58° 26′ östlicher Länge.

Himmel und Wasser sind heute so ruhig, daß sie mich nicht hindern, meiner guten Mutter zu schreiben.

Am 9. Juli, früh 7 Uhr, verließen wir Havre. Gegen Mittag brach ein Gewitter los, wie ich es noch nie auf dem Meere erlebt. Die Blitze zischten rechts und links vom Dampfer in die Wellen, in demselben Augenblick krachten auch die Schläge und donnerten weithin über die Fluten.

Gleich darauf erhob sich Nebel, der uns dicht einhüllte und bald verhängnisvoll werden sollte.

Den Nebel fürchtet der Seemann mehr als den Sturm, besonders im Kanal, wo es im Sommer von Schiffen wimmelt.

Es mochte etwa 2 Uhr nachmittags sein. Wir befanden uns auf der Höhe der Casquets-Inseln. Unsere Maschine arbeitete nur mit halber Kraft, um in dieser grauen Wildnis ein plötzliches Zusammentreffen mit anderen Fahrzeugen zu vermeiden. Kapitän Schwensen und der

zweite Offizier Fischer standen auf der Kommandobrücke, beide unverrückt nach vorn äugend und scharf hinhörend, ob irgendein Geräusch zu vernehmen sei. Am Bugspriet lagen außerdem zwei Ausluger. In kurzen Intervallen stieß die „Westfalia" das unheimliche Geheul der Nebelpfeife aus, ihren warnenden Ruf weithin durch die weißen Wasserdünste sendend, um anzuzeigen, daß der Riesendampfer der Neuzeit, die „Westfalia", das alte Meer durchfurche, und alles aus dem Wege gehen möge, um nicht zermalmt zu werden.

Ich stand mit einem Amerikaner auf dem Vorderdeck und beobachtete, wie unser Koloß langsam vorwärtsglitt.

Plötzlich hörten wir vor uns wildes Geschrei und Hilferufe. Aus dem Nebel tauchte gespenstisch ein Zweimaster mit vollen Segeln; im selben Moment ließ Kapitän Schwensen die Maschine auf rückwärts stellen.

Zu spät: die wuchtige „Westfalia" hatte trotz ihrer gemäßigten Gangart das fremde Schiff bereits vollständig überlaufen — mit solcher Gewalt, daß der Fockmast wie Glas zersplitterte und sein Rumpf mitten durchbarst.

Als wir uns links über die Reeling beugten, trieben bereits die beiden Schiffsteile zu unseren Füßen vorüber, — mit heulenden Menschen, zerbrochenen Rahen und Masten, zerrissenen Segeln, flatternden Tauen. Auf den sich neigenden Planken irrte die Bemannung händeringend hin und her, während die Wassermassen mit dumpfem Brausen in die offengelegten Räume hinein-

drängten. Dann nur wenige Sekunden — und alles versank vor unseren Augen.

Langsam breitete der Nebel seinen undurchdringlichen Schleier über die Katastrophe ...

Doch schon hatte der Kapitän eins unserer großen Rettungsboote seeklar machen lassen. Wenn auch niemand von uns, und Schwensen selbst wohl kaum, die Rettung für möglich hielt, und es allen undenkbar erschien, zwischen den dichten Nebelvorhängen die Stelle aufzufinden, wo die Unglücklichen verschwunden waren, wollte der Kapitän es doch, zur Beruhigung seines Gewissens, wenigstens versuchen.

Und wunderbarer Weise glückte das Unternehmen. Leutnant Fischer, der das Rettungsboot kommandierte, schlug mitten durch den dicken Nebel eine so richtige Direktion ein, daß er schon nach wenigen Minuten die Hilferufe der Verunglückten hörte. Sie waren mit den Trümmern in die Tiefe gezogen, dann wieder heraufgewirbelt und hatten, an herumtreibende Bretter und Planken geklammert, verzweifelt nach Hilfe geschrien.

Als Fischer — er konnte in diesem Falle gar nicht besser heißen — die Verunglückten dem nassen Element entrissen und im Boot geborgen hatte, kehrte er triumphierend zur „Westfalia“ zurück, und allgemein war die Freude, als diese armen Burschen, welche wohl schon am Leben verzweifelt hatten, wassertriefend die Schiffsleiter heraufkrabbelten und sich nun plötzlich in Sicherheit sahen.

Inzwischen hatte sich der Nebel etwas verzogen; wir setzten die Fahrt mit voller Kraft fort, um die drei Viertelstunden, welche verloren waren, möglichst einzuholen.

Diese Katastrophe zeigte mir aber außer dem dramatischen Bild eines Schiffsuntergangs noch etwas anderes: das Plötzliche des ganzen Vorfalls und die tieftragischen Eindrücke, die sich auf wenige Minuten zusammendrängten, wirkten im Moment des Zusammenstoßes auch auf unsere Passagiere so niederschmetternd, daß zu meinem Schrecken alles den Kopf verlor und in wüstem Taumel durcheinanderlief, der mich deutlich erkennen ließ, wie arg die Verwirrung sein würde, wenn so ein großer Dampfer selber — mit seinen 6—700 unerfahrenen Menschen — auf offener See von einem Unfall betroffen würde.

Nachträglich teilte mir der vierte Offizier, Zwang, mit, daß er schon eine halbe Stunde vor der Katastrophe ein Unglück geahnt: er habe eine tote Katze an der „Westfalia" vorbeitreiben sehen. Das sei immer ein böses Omen für den Seemann, weshalb auch — wie ich bei der Gelegenheit erfuhr — ein ordentlicher Schiffer die Katzen hochhält und, falls eine solche an Bord seines Fahrzeugs auf der See stirbt, sie niemals den Wellen preisgibt, sondern ihre irdische Hülle erst auf dem Festland bestattet.

Die Mannschaften des verunglückten Schiffes waren Norweger. Der Kapitän hieß Marcussen. Es war die nor-

wegische Brigg „Präcis", mit Ballast von Frankreich unterwegs, um eine Holzladung aus Finnland zu holen. Das Schiff war schon elf Jahre alt, aus leichtem Föhrenholz gebaut; deshalb wurde es auch sofort zertrümmert.

Die Matrosen gestanden, sie wären ganz sorglos mit dem Scheuern des Schiffes beschäftigt gewesen, hätten plötzlich unsere Nebelpfeife gehört, aber gehofft, mit dem Ostwind, der in demselben Augenblick aufgekommen sei, noch vorbeizuschlüpfen. Da ist denn eine starke Distanzverrechnung vorgekommen. Hätten die Leute — wie es der Seemannsbrauch fordert — die Sirene mit ihrer Schiffsglocke beantwortet, so wäre bei der gespannten Aufmerksamkeit, die auf der „Westfalia" herrschte, das Läuten gehört worden. Statt dessen soll der Steuermann der „Präcis" sich darauf beschränkt haben, auf dem Hals einer Flasche zu blasen. Diese kindliche Musik hat man natürlich auf der „Westfalia" nicht gehört.

Der arme Kapitän Marcussen kann den Verlust seiner Brigg noch nicht verschmerzen und wandelt schweigsam und in sich gekehrt auf dem Deck der „Westfalia" umher. Seine Mannschaften aber haben sich schon lange getröstet. Auf dem einst so froh auslaufenden Fahrzeug, welches jetzt tief auf dem Grunde des Ozeans ruht, waren sie nur an Hering, Stockfisch, hartes Schiffsbrot und noch härtere Arbeit gewöhnt. Auf der „Westfalia" schwelgen sie in Freiheit und den ungeahnten Genüssen einer Hamburger Schiffsküche. Und nun sollen sie Neuyork sehen, was ihnen sonst verschlossen geblieben wäre;

durch Sammlungen der Passagiere ausgerüstet, werden sie die Music Halls besuchen und in dieser herrlichen Neuen Welt ihrem Kapitän Marcussen wohl sämtlich abhanden kommen, um Wirkungskreise ausfindig zu machen, in denen sie weniger auf das Salz des Herings und der Meerestiefe angewiesen sind.

Montag, 18. Juli 1870.

Trotz vieler Nebel haben wir seit gestern mittag 302 Seemeilen (75 deutsche Meilen) gemacht; wir sind dabei etwa 6 Grade vorwärtsgekommen, und rufe ich denn heute vom

40° 48′ nördlicher Breite,
64° 59′ westlicher Länge

meinem guten Bruder zu seinem Geburtstage meinen herzlichsten Glückwunsch zu.

Morgen werden wir nun doch nicht mehr nach Neuyork gelangen. Die fatale Sirene hat schon wieder den ganzen Vormittag geblasen. Überhaupt gibt es wohl wenige so unangenehme Wasserstraßen wie die von Europa nach Neuyork. Entweder Sturm, Eis und Schnee oder Regen, Nebel und Eisberge. Sonnige, stille Momente sind Ausnahmen. Im materiellen Fach wird zur Entschädigung das Möglichste geleistet. Heute sind es 12 Tage, das wir von Hamburg fort sind, und noch ist alles Fleisch vorzüglich, weil es mit solcher Meisterschaft in Eis verpackt ist. Das Fischmaterial wird dagegen erst von Frankreich mitgenommen. Am 9. verließen wir Havre und hatten noch am 15. gebackene

Schollen, denen man ihr sechs- bis siebentägiges Totenlager nicht im geringsten anmerkte.

Der Ingenieur der „Westfalia“, namens Schulz, ein sehr gewandter Mann, ist ebenso wie der Quarter-Master Martin aus Eutin und öfters am schönen Rodensande vorbeigewandert!

19. Juli 1870.

Unser maritimes Stilleben ist schon wieder durch einen ganz merkwürdigen Vorfall unterbrochen worden.

Gegen 5 Uhr waren wir abermals von dichtem Nebel umgeben und arbeiteten nach Kräften auf der Dampfpfeife. Da plötzlich lichtete sich rückwärts der graue Vorhang, und dicht hinter uns taucht die „Scotia“ auf — das schnellste Schiff der Cunard-Linie (Liverpool—Neuyork).

„Scotia“ und „Westfalia“ verließen gleichzeitig Europa. Die zwischen Cunard und Hamburg bestehende Eifersucht ist aber besonders groß seit dem Mai vorigen Jahres, wo die „Westfalia“ in 9 Tagen und 2 Stunden die Fahrt nach Neuyork so rasch zurücklegte, daß sie schon am Montagabend dort eintraf, während „Scotia“ erst Dienstag früh anlangte.

Nun ist der Kapitän Indkins von der „Scotia“ ein jähzorniger Greis, der trotz seiner grauen Haare an jenem fatalen Dienstag dem guten Schwensen Rache geschworen hat.

Diese ist heute früh ausgeführt. Die „Scotia“ traf uns also um 5 Uhr — gerade als wir stoppten, um unsern Lotsen an Bord zu nehmen.

Gleichzeitig war auch schon ein zweiter bei der „Scotia“ angelangt.

Da aber berechnet der tückische Indkins in aller Eile, daß, wenn er uns den bereits gewonnenen Vorsprung nicht abschneide, die „Westfalia“ abermals vor der „Scotia“ in Neuyork eintreffen würde.

Was tut also der Bengel? Mit vollster Dampfkraft fährt er auf uns zu, macht dann eine kühne Wendung und legt sich mit seiner ganzen Breitheit so dicht vor uns, daß beim geringsten Vorgehen der „Westfalia“ ihr Eisenschnabel unvermeidlich in den Radkasten der „Scotia“ hätte fahren müssen.

Ein solches Manöver hätte der Kerl verdient. Daß wir es aber doch nicht ausführen würden — das hatte er sich auch schlau berechnet.

Schwensen wütete und schimpfte von seiner Kommandobrücke.

Indkins blieb kühl und unverfroren, bis sein Lotse aufgenommen war. Dann dampfte er ungestüm ab — und wir hatten das Nachsehen.

Neuyork, Sonnabend, 23. Juli 1870.

Am 8. Juli glaubten in Havre noch viele an Frieden. Am 9. ging es in See. Am 20. traf ich hier ein, und im Moment unserer Ankunft kamen Zeitungen an Bord mit der Nachricht von der Übergabe der französischen Kriegserklärung. Dasselbe Europa, welches so ruhig dalag, als ich von ihm schied, bereitet sich jetzt auf Schlachten vor. Ich verließ Varzin am 21. Juni in so tiefem Frieden und unter so wenig Kriegsaussichten, daß Bismarck am Tag meiner Abreise anfing, Karlsbader zu trinken, was man nicht tut, wenn man 4 Wochen später in den Krieg soll.

Bis zum 1. August werde ich hier bleiben, dann geht ein direktes Schiff nach Vera Cruz. Und wenn ich erst wieder oben in Mexiko bin, werde ich lange Zeit ohne alle Nachricht von Europa bleiben. Die französischen Dampfer stellen dann vielleicht die Fahrten von St. Nazaire nach Vera Cruz ganz ein, und selbst wenn ihr Betrieb weitergeht, werden sie mir doch keine Briefe und Zeitungen aus Deutschland mehr bringen. Ich kann also nur alle 4 Wochen auf die Steamer von Southampton rechnen, die ich Euch angelegentlichst empfehle,

damit ich nicht ganz ohne Kunde von Euch bleibe. Wie werde ich mich auf den ersten Brief von meiner guten Mutter freuen! Es ist schwer drückend, in einem solchen Moment patriotischer Erhebung in die mexikanische Einöde zu pilgern!

Mexiko, 2. September 1870.

In Neuyork lebte ich in den aufgeregten Tagen vom 20. Juli bis 1. August immer auf der Straße und mit den Landsleuten; es litt niemanden zu Hause. Unter den Deutschen sind ganz famöse Kerls. Alles glüht von Patriotismus: mitten im vollsten Nordamerika war es eine großartige deutsche Bewegung. Viermal täglich wurden die Telegramme ausgegeben, die frisch von Europa herüberkamen. Was morgens am Rhein (Mosel) vorging, wußten wir schon am Nachmittag. Am 1. August schiffte ich mich ein, kam am 7. abends nach Habana, wo ich sofort die Weißenburger Siege erfuhr. Am folgenden Tag kam die Nachricht von Wörth! Dann ging es wieder in See; am 13. Ankunft in Vera Cruz. Am 17. Mexiko. Auch hier gewaltiger Enthusiasmus der Deutschen. Unsere Kolonie, fast 200 Köpfe stark, schickt heute 25000 Pesos an den Invalidenfonds nach Berlin.

Aber hier — fehlen jetzt die Nachrichten. Zweimal im Monat! Das ist in einem solchen Moment furchtbar.

Und nun muß meine gute, teure Mutter in ihrem hohen Alter noch einmal einen Krieg Deutschlands mit einem Bonaparte erleben. Da sich hoffentlich niemand

in unsere Sache mischt, so werden wir sie wohl bald siegreich zu Ende führen!

Nach der bewegten Reise bin ich hier nun wieder äußerlich ruhig eingerichtet. Am 26. v. M. habe ich mit Lerdo die Ratifikationen ausgewechselt und von ihm protokollarisch die Deklarationen bekommen, die der Bundesrat des Zollvereins (resp. Zollparlament) verlangt.

Mexiko, 29. September 1870.

Meine teure Mutter, ich schreibe ins Dunkle hinein, ohne zu wissen, ob und wann Dir diese Zeilen zukommen und ohne eine klare Anschauung von dem zu haben, was jetzt vorgeht. Seit 4 Wochen habe ich weder Zeitungen noch Briefe von drüben bekommen, und was hier Ende August eintraf, war auch schon 4 Wochen alt. Die Telegramme reichen bis zum 17. d. M., sind aber so konfus, daß ich nicht weiß, was sich seit Sedan und Napoleons Gefangennahme zugetragen hat.

Wir denken hier natürlich auch an nichts als an diesen gewaltigen Kampf. Unsere Beschäftigung besteht darin, die fragmentarisch einlaufenden Nachrichten zusammenzulegen und daraus mühsam uns ein Bild vom Gang der Dinge herzustellen.

Als ich nach meiner Rückkehr hierher zum erstenmal wieder mit Juarez zusammenkam, erkundigte er sich sofort mit warmer Herzlichkeit, ob ich meine Mutter wohl und gesund angetroffen hätte. Dasselbe taten auch Lerdo und die übrigen Minister bei meinem Antrittsbesuch. Ich hatte im März, vor meiner Abreise, diesen Indianern erzählt, daß ich meine vierundachtzigjährige Mutter besuchen wollte, und die braunen Män-

ner hatten für mein Glück, solche Mutter zu besitzen, so viel Mitgefühl gehabt, daß sie nun auch gleich Nachrichten von Dir haben wollten.

Wenn alles wahr ist, was man über die Vorgänge in Rom hierher telegraphiert, wird die „Ewige Stadt" nicht wiederzuerkennen sein. Schon Anfang August, als ich in Habana ankam, sagten die Kablogramme, der Papst sei nach Malta geflohen. Solche Möglichkeit habe ich stets bestritten. Daß dagegen Louis sich eines schönen Morgens zum König von Preußen flüchten werde, habe ich von Anfang des Krieges an erwartet. Denn siegen mußten wir; und der große Komödiant konnte sich nach seinen Niederlagen nicht mehr in Paris sehen lassen.

Mexiko, 31. Oktober 1870.

Guter Bruder, gestern sandte ich einige Zeilen für Schöning, den ich nach den Zeitungen von seiner Verwundung völlig wiederhergestellt glaubte. Bald darauf traf Dein Septemberschreiben ein, welches mir Schönings Tod meldet. Wieviel denke ich an unsere gute Olga! Wie wird sie diesen schweren Schlag tragen? Morgen bekomme ich meine Zeitungsstöße, in denen ich den Tod vieler Bekannten finden werde. Und dabei sieht man noch immer kein Ende.

Am 30. v. M. hat ein furchtbarer Tornado auf Kuba gewütet und das Kabel zwischen dort und Florida, welches die Hauptnachrichten wenigstens bis Habana lieferte, zerrissen. Wir sind jetzt nur noch auf fabrizierte französische Lügentelegramme angewiesen. Und obgleich in Neuorleans das gelbe Fieber so stark herrscht, daß selbst von dort die Kommunikation durch Quarantäne erschwert ist, überschwemmt auch jenes alte Zentrum der französischen Immigration unsere Küstenstädte mit solchen gefälschten Bulletins. Man muß seine ganze Geduld zusammennehmen. Humboldt sagt freilich: „So liegt oft in der Verwicklung ernster Lebens-

verhältnisse der Keim eines befriedigenden Ersatzes.“ Möge er keimen!

Nun fängt die Kälte bei Euch an, und dabei denke ich denn noch mehr als gewöhnlich an unsere gute Mutter. Hier ist vollständiger Sommer. Aber was bedeuten die schönsten Blüten, wenn in der Heimat ein Krieg ist, der so furchtbare Opfer fordert!

Fast wäre auch hier ein Umschwung eingetreten. Wie Pio IX., Louis und andere Größen jetzt von ihrer irdischen Höhe heruntersteigen, so schien auch Juarez vor 14 Tagen das Zeitliche segnen zu wollen. Infolge Schlaganfalls war er schon von den Ärzten aufgegeben. Aber die zähe Indianernatur arbeitete sich siegreich durch; er scheint noch weiter regieren zu können.

Dieses Ereignis zog natürlich auf 24 Stunden das hiesige Publikum von Europa ab. Kaum aber war Juarez wieder sturmfest, so wandte sich alles von neuem der Alten Welt zu. Bis Sedan war jeder Mexikaner voll Begeisterung für die deutsche Sache; jeder weidete sich an unseren Siegen und an Napoleons Unglück. Da aber kommt in Paris Republik! Und nun wähnten die Mexikaner, daß sie als wahre Republikaner sich für ihre neuen Glaubensbrüder an der Seine echauffieren müßten! Ähnlicher Umschwung in Nordamerika. Inzwischen aber hat man sich hier schon wieder entnüchtert und kokettiert nur noch oberflächlich mit Paris.

Goethe sagte 1792: „Eine neue Epoche der Weltgeschichte fängt an.“ Ich glaube aber, daß die Erde sich

noch auf manche Erschütterungen gefaßt machen muß. Daß jetzt das Zeitalter dauernden Friedens kommen soll, halte ich für Schimäre. Auch die durchgerüttelte Alte Welt wird wohl nie ganz zur Ruhe gelangen. Ich wenigstens bin innerlich auf die tiefgehendsten Umwandlungen vorbereitet.

Mexiko, 6. November 1870.

Guter Wider, unter den Entbehrungen, welche mir hier auferlegt sind, ist eine der größten für mich der Mangel an Nachrichten, auch von Rom. Was haben Sie alles in dieser Zeit erlebt! Welche Veränderung in der „Ewigen"!

Während ich alle großen Ereignisse des Krieges meist erst nach 4 Wochen erfahre, brachte mir ein — ganz zufällig hierher verwehtes — Neuyorker Blatt vom 1. Oktober die detailliertesten Nachrichten von der Einnahme Roms. Als leidenschaftlicher Römer und Augenzeuge aller Ereignisse, welche im Herbst 1867 die Katastrophe vorbereiteten, hätte ich doch auch eigentlich diesen Ereignissen beiwohnen müssen. Was denkt denn nun die Siebenhügelstadt über alle diese Veränderungen? Dio mio, wenn ich doch eine Stunde dort sein und alle die Gesichter ansehen könnte.

Und was sagt unser guter Gendre zu dem allen? Ich wäre sehr traurig, wenn ihn die Belagerung von Paris so verstimmen sollte, daß mein nächster Urlaub uns nicht wieder bei einer ewig reizenden Maccaronata in seiner Vigna Antonio sehen könnte! Gerade von der

Seite sind ja die Bersaglieri eingerückt; hat die Vigna auch gelitten?

War das schön, als wir dort saßen, über uns der tiefblaue Himmel, um uns Lorbeer und klassischer Marmor und vor uns Gendres köstliches Gewächs!

Es ist übrigens ein Skandal, daß ich Ihnen auf zwei Briefe einen einzigen schreibe; und Sie nehmen Quart und ich nur Oktav!

1871

Mexiko, 29. Januar 1871.

Mein guter Wider, wir stehen hier ganz unter dem Eindruck der gigantischen Ereignisse, welche Deutschland einer neuen Zukunft entgegenführten. Aber die entsetzliche Langsamkeit der Nachrichten über alles Große, was in der Weltgeschichte vor sich geht!

Kürzlich erhielt ich Ihr reizendes Schreiben vom 20. November. Die Reise hat lange gedauert. Aber wie glücklich bin ich, daß ich es wenigstens nach zwei Monaten erhielt. Denn alles, was Sie mir über Rom, Papst usw. sagen, hat mich kolossal interessiert. Inzwischen ist also auch Victorio (Emanuele) dort gewesen, hat sich von der „Ewigen Stadt" huldigen lassen und ihr sogar eine Überschwemmung mitgebracht, die den Auguren des Vatikans sehr gelegen gekommen sein muß. Ich höre schon die göttlichen Schaudergeschichten, die Ihnen Ihre niedlichen Modelle auf Autorität der Kuratos über die gottesgerichtlichen Ursachen der Wassersnot anvertraut haben. Wie wollten Sie solche Späße irgendwo anders in der Welt finden! Mag es augenblicklich etwas ungemütlich in Rom sein; sie bleibt ja doch die einzige, unvergleichliche Stadt, von der nicht so leicht jemand lassen kann, der ihren Reiz genossen hat. In

vier Wochen fängt schon der göttliche römische Frühjahrshimmel an, der Mai rückt näher, wo wir Römer den Maibaum pflanzen, der 70er Wein wird mit jedem Tage älter, und die göttlichen Minentes — ich fürchte, sie werden noch immer entzückender, als sie es schon waren!

In Neuyork landete ich mit der Überzeugung, daß Amerika in der Tat eine neue Welt sei, wurde auch auf Schritt und Tritt in dieser Anschauung bestärkt. Seitdem ich aber in Mexiko bin, hat sich der Eindruck doch etwas gemildert. Asien und Afrika bieten dem Europäer viel stärkere Gegensätze als das hispanisierte Zentralamerika. Vielleicht weil das romanisch-katholische Element hier wie drüben dominiert, und die geistigen Fäden, welche das Papsttum über den Ozean spinnt, für uns keine neuen sind.

Ich möchte sagen: Die neue Welt Amerikas fängt für den Europäer mit den Vereinigten Staaten an und hört mit ihnen auf, was nicht ausschließt, daß die katholische Kirche, wie ich mich in Neuyork überzeugen konnte, dort immer mehr Boden gewinnt.

3. März 1871.

Ich möchte den ganzen Ozean vergiften! Während in Europa die größten Dinge vorgehen, während Deutschland sich nach jahrhundertelanger Zerrissenheit zu neuem Glanz erhebt, sitzt man hier. Allerdings haben wir schon seit 14 Tagen schönsten Sommer, alle Bäume sind grün. Das ist aber auch der einzige Trost. Dazu macht sich jetzt schon die Agitation für die Präsidentenwahl bemerkbar. Das Scherzhafteste ist, daß meine beiden Freunde Juarez und Lerdo sich dieserhalb befeinden. Letzterer will seinen Meister aus dem Sattel heben; der denkt aber gar nicht daran, sich das gefallen zu lassen, und es ist nicht unmöglich, daß er den Präsidentenstuhl zum drittenmal besteigt.

Mexiko, 10. März 1871.

Mein guter Bruder! Als ich am 4. März früh meinen Brief auf die Post trug, fand ich dort ein soeben aus Habana eingetroffenes Schreiben des Generalkonsuls. Darin steckte ein Telegramm Bismarcks aus Versailles, der mir mitteilt, daß ich für Gesandtenposten in Washington designiert, meine Ernennung aber noch nicht erfolgt sei. Das heißt also, daß das Ganze vorläufig noch nicht publik werden soll. Zugleich fragte Bismarck an, wann ich eventuell abreisen könne. Ich ließ von Habana zurückdrahten, daß ich jederzeit bereit sei. In zwei bis drei Wochen kommt der englische Dampfer, der mich vielleicht aus der Ungewißheit erlöst. Dann brenne ich sofort durch, eile mit vollem Steam nach Washington und hoffe, vor der definitiven Übernahme des neuen Postens Europa für einige Wochen wiederzusehen!

Berlin, 5. Mai 1871.

Hier kommt mir alles wie verjüngt vor. Welch glorreicher Aufstieg in der kurzen Zeit vom Juli vorigen Jahres, wo ich die Küste des Norddeutschen Bundes verließ, um jetzt ein geeintes Deutschland wiederzufinden!

Mittwoch speiste ich bei Bismarck. Es war ein Genuß, seinen Erzählungen und Aperçus zu folgen, und als er nach Tisch mit mir in seinem Zimmer saß und die politische Situation skizzierte, war es wieder fabelhaft interessant, in diese geniale Maschine hineinzublicken. Wenn andere bei diplomatischen Schachzügen die verschiedenen Möglichkeiten mit ihren Folgen ins Auge fassen und deren ein Dutzend ausklügeln, hat seine Zerebralzentrale schon mindestens doppelt so viele durchflogen.

Abends erschien unter anderen Richard Wagner. Die Vielseitigkeit des großen „Otto" zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit in glänzendem Licht, denn die Unterhaltung zwischen den beiden so verschiedenen Heroen langte, nachdem sie sich anfangs nicht recht zu finden schienen, schließlich auf dem Punkte an, wo Bismarck in einem geistreichen Vortrag dem Meister der Töne

die eigentlichen Ziele und Zwecke der Musik auseinandersetzte.

Du meintest einmal, ich sei in der Bismarckschen Tafelrunde als Causeur am Platz. Die Sache liegt doch etwas anders: wenn ich bei ihm bin, knöpfe ich beide Ohren gewaltig auf und — höre zu!

Gestern Diner bei Keudell mit Patow und Präsident Simson. Heute $3^1/_2$ Uhr gastronomisches Fest bei Raczinsky und dann zu Kronprinzens. Sonntag bei Bancroft. Morgen Diner mit Kapp und Bamberger bei Gusserow.

Mein Nachfolger in Mexiko soll ein sechzigjähriger Graf Enzenberg werden. Ich bin recht zufrieden, daß ich nicht mehr unter den dortigen Palmen zu wandeln brauche.

Der ebenso lustige wie gescheite Ludwig Arco wird als erster deutscher Reichslegationssekretär mich nach Washington begleiten, was mir große Freude macht. Und dann muß ich eben abwarten, ob ich dauernd in Amerika bleiben soll, oder ob mir eines schönen Tages wieder Europa blüht, und dadurch die Alte Welt für mich zu einer Neuen wird!

ANMERKUNGEN

S. 14: Karl v. Schöning, preußischer Oberst, Schlözers Schwager.

S. 16: Hamilton Fish, amerikanischer Staatssekretär im Auswärtigen Amt. — William Hunter, Hilfsarbeiter im Staatsdepartement. — v. Thile, Unterstaatssekretär unter Bismarck. — Heinrich Abeken (1872—1909), Hilfsarbeiter Bismarcks, vortragender Rat. A. hat die erste Fassung der „Emser Depesche" hergestellt. — Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1865 ermordet.

S. 27: Francisco Serrano y Dominguez, Herzog de la Torre, war 1858—1862 Generalkapitän von Kuba und z. Zt., als Schlözer in Amerika weilte, Regent von Spanien.

S. 40: Wilhelm Wider, Maler in Rom. — Albert Graf Flemming, preußischer Gesandter am badischen Hofe.

S. 41: Harry v. Arnim, preußischer Gesandter in Rom, später in Paris, geriet dann in schweren Konflikt mit Bismarck.

S. 45: Ernst Curtius (1814—1896), Altertumsforscher, Erzieher des preußischen Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich III.

S. 49: Athanasius Graf Raczinsky, Diplomat und Kunstfreund, preußischer Gesandter in Madrid. Seine Gemäldesammlung bildet einen wichtigen Teil der Berliner Galerie.

S. 51: Rudolf Delbrück (1827—1903), Präsident des Bundeskanzleramtes, später bis 1876 Chef des Reichskanzleramtes.

S. 67: Odo Russell, englischer Diplomat (1829—1884).

S. 89: Philippsborn, vortragender Rat im preußischen Staatsministerium.

S. 92: Felix Baron Meyendorff, russischer Gesandter in Weimar.

S. 122: Robert v. Keudell (1824—1903), Diplomat und Freund Bismarcks. — Patow, preußischer Minister. — George Bancroft (1800—1891), amerikanischer Geschichtschreiber. — Eduard v. Simson (1810—1899), Präsident des Deutschen Reichstags und des Reichsgerichts, liberaler Abgeordneter. — Ludwig Bamberger (1823—1899), freisinniger Politiker, Vorkämpfer der Freihandelspolitik und der Goldwährung. — Friedrich Kapp (1824—1884), vgl. S. 14, nach seiner Rückkehr nach Deutschland nationalliberaler, später freisinniger Abgeordneter, Vater des Generallandschafts-Direktors Wolfgang Kapp. — Adolf Gusserow, Frauenarzt.

10366